

Kultur als Kriminalität und Krankheit
Zur Dekulturation der Lebensführung von Opiatkonsumenten

***Dissertation zur Erlangung des Grades des Doktors der Philosophie im
Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg***

vorgelegt von Gerrit Kamphausen
Diplom-Soziologe und Diplom-Kriminologe

Aus: Hamm / Westfalen

Druckjahr 2009

1. Gutachter:

Prof. Dr. Sebastian Scheerer

Universität Hamburg
Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Departement Sozialwissenschaften
Institut für Kriminologische Sozialforschung

2. Gutachter:

Prof. Dr. Axel Groenemeyer

Universität Dortmund
Fachbereich 12 / Erziehungswissenschaft und Soziologie
Institut für Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit

Tag der Disputation: 19. November 2008

I caught you knockin' at my cellar door
I love you, baby, can I have some more
Ooh, Ooh, the damage done

I hit the city and I lost my band
I watched the needle take another man
Gone, gone, the damage done

I sing the song because I love the man
I know that some of you don't understand
Milk-blood to keep from running out

I've seen the needle and the damage done
A little part of it in everyone
But every junkie's like a settin' sun

Neil Young
The Needle and the Damage done

Inhaltsverzeichnis:

1. Prolog	6
<i>1.1. Der forsche Apotheker</i>	6
<i>1.2. Azetylisierungs-Manie in Elberfeld</i>	9
<i>1.3. Von Liebe und Tod</i>	11
2. Einleitung	14
<i>2.1. Fragestellung, Relevanz und Verortung im Wissenschaftsdiskurs</i>	14
<i>2.2. Gliederung</i>	17
<i>2.3. Der Kulturbegriff als Gegenstand der Kriminologie</i>	19
<i>2.4. Der Begriff der Dekulturation</i>	39
<i>2.5. Literaturwissenschaftliche Grundlagen der Drogenforschung</i>	46
<i>2.6. Zusammenfassung der Einleitung</i>	57
3. Opiate im historischen Kontext	59
<i>3.1. Enkulturation ohne Ende</i>	59
<i>3.2. All the drowsy syrups of the world</i>	60
<i>3.3. The shrieking of nothing is killing: Opium-Romantik</i>	73
<i>3.4. Karl Marx, Friedrich Engels und das ungeliebte Opium</i>	84
<i>3.5. Das Opium-Monopoly</i>	93
4. Kultur als Kriminalität	110
<i>4.1. Funktionen des Drogengebrauchs und Schutzmechanismen</i>	110
<i>4.2. Dekulturation der Funktionen des Opiumgebrauchs in der Moderne</i>	115
<i>4.3. Romantische Lebensführung und Kriminalisierung von Kultur</i>	135
<i>4.4. Intersubjektive Dekulturation: Wertideen und Opiumgebrauch</i>	154
<i>4.5. Institutionalisierte Dekulturation des Drogengebrauchs</i>	162

5. Kultur als Krankheit	169
<i>5.1. Erster Zugang zum Suchtbegriff</i>	169
<i>5.2. Auf der Suche nach dem Sucht-Wort</i>	172
<i>5.3. Der Pythagoräer und die Sucht</i>	183
<i>5.4. Die Algebra der Krankheit Sucht</i>	189
<i>5.5 Suchtdefinitionen und Kultur</i>	196
<i>5.6. Die Behandlung der Opiaterkrankung und Kultur</i>	212
<i>5.7. Konstante Sucht</i>	234
6. Drogenverbot und Drogenpolitik	247
<i>6.1. Doppelpässe: Der Anfang vom Ende der Opiumkultur</i>	248
<i>6.2. Lehrstück Alkoholprohibition</i>	280
<i>6.3. Libertie: Die ökonomischen Kosten der Prohibition</i>	286
<i>6.4. Der Anfang vom Ende der Drogenkriminalität</i>	294
<i>6.5. Die kulturell orientierte Fremddefinition des Opiumkonsums</i>	299
7. Abschluss	303
<i>7.1. Zusammenfassung</i>	303
Literatur	309

1. Prolog

1.1. *Der forsche Apotheker*

1817, Einbeck bei Göttingen. Friedrich Wilhelm Adam Sertürner fühlte sich schlecht¹. Seine drei jungen Probanden sahen auch nicht wirklich gut aus. Am besten, sie würden alle reichlich Essig trinken. Es war nur dreimal jeweils ein halbes Gran gewesen, insgesamt 0,09705 Gramm und zunächst war es allen gut ergangen. Sollte das wirklich zuviel gewesen sein? Er war doch gewarnt gewesen und hatte vorsichtig dosiert, beim ersten Hund damals in Paderborn hatte es schließlich ähnlich gewirkt. Das Tier hatte sich mehrfach übergeben und dann geschlafen, war anschließend mehrere Tage krank gewesen. Der zweite Hund war sogar gestorben. Es wäre wohl besser gewesen, noch mehr Vorsicht walten zu lassen. Ach ja, der Essig. Trinken. – Der Essigtrunk wirkte, auf die Bauchschmerzen folgte starkes Erbrechen. Einer der Jungs erbrach sich immer wieder und wieder, man würde den Essig mit Magnesiumcarbonat ablöschen müssen.

Er selber wurde immer müder, Traumfetzen durchliefen seinen Geist noch bevor der Schlaf einsetzte. Es war, als kündige Morpheus sein Kommen an. Morpheus, der Bildner und Gestalter, der Gott, welchem eine jede Erscheinungsform in jedem Traum zur Verfügung stand.

Glücklicherweise war das Erbrechen inzwischen auch bei dem Jungen abgeklungen, denn der Apotheker war nicht mehr Herr seiner Sinne genug, um weitere Behandlungen vorzunehmen. Sie schliefen ein, Sertürner zuerst und Morpheus besuchte sie in ihren Träumen. Am nächsten Morgen erwachten sie ohne Kater. Sertürner grübelte schon über das Geschehene nach, als er die Probanden entlohnte. Gut, dass keiner von ihnen gestorben war. Wieso war die Substanz so stark? Wahrscheinlich, weil er das Mittel in etwas Alkohol gelöst hatte, bevor sie die Droge zu sich nahmen. Er hatte also Recht gehabt, wer seine Versuche wiederholt hatte, ohne die schlafmachende Wirkung dabei festzustellen, hatte sich geirrt, weil die Substanz kaum wasserlöslich ist.

¹ Erzählung frei nach Krömeke (Hg.) (1925; kommentierter Neudruck der Morphiumarbeiten), ebenso frei nach Seefelder (1996, 144ff.). Zu Morpheus vgl. Fink (1993, 208f.). Das Pfarrbuch des Geburtsortes von Sertürner gibt den Namen Friedericus Wilhelmus Adamus Ferdinandus Serdünner, nachträglich korrigiert in Serdürner, an. Vgl. Krömeke (1925, 3).

Aber spielte das alles überhaupt eine Rolle? Hatte nicht Paracelsus selbst die Regel erstellt, dass eine Medizin immer einer angemessenen Dosierung bedarf?

„Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift, allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist.“²

Den Weg der Alchimie hatte Paracelsus ebenfalls beschritten, auch wenn man damals eher mit Mineralien experimentierte³. Sertürner erinnerte sich an seine Versuchsreihe aus dem Jahr 1804. Der fünfzehnte Versuch hatte eine neue Substanz freigegeben, deren Geschmack er im einundzwanzigsten Versuch probiert hatte und die er „nach mehreren Auctoren“⁴ als Hauptwirkstoff des Opiums identifiziert hatte. Nach weiteren Experimenten hatte er als dreiundfünfzigsten Versuch eine Liste der Inhaltsstoffe des Opiums benannt. In der Liste war die Bezeichnung des schlafmachenden Prinzips (principium somniferum) enthalten. Er dachte auch an den letzten Absatz seiner damaligen Abhandlung und die da geäußerte Gewissheit:

„(...) der Arzt hat nicht mehr mit der Ungewißheit und dem Ungefähr, worüber so oft geklagt wird, zu kämpfen, er wird sich immer mit gleichem Erfolge dieses Mittels in Alkohol oder Säuren gelöst, statt der nicht immer gleichen jetzt gebräuchlichen Opiumpräparate bedienen können.“⁵

Er hatte damals noch nicht gewusst, dass man seine Entdeckung erst Jahre später würdigen würde, aber er hatte schon den Widerstand der Etablierten gespürt. Fast zwei Jahre hatte es gedauert, bis seine ersten Forschungsergebnisse zur Mohnsäure publiziert wurden, doch nur mit einer skeptischen Anmerkung des Herausgebers versehen. Er erinnerte sich noch gut, wie er die zwei Briefe an den Herausgeber des ‚Journal der Pharmacie‘, Professor Trommsdorf, geschickt hatte. Aber der Franzose Derosne war gewissermaßen vorgelassen worden, von Trommsdorf selbst übersetzt. Auch der französische Forscher hatte gute Arbeit geleistet und Kristalle aus dem Opium isoliert. Aber sein *Sel Derosne* war

² Paracelsus, zitiert nach Seefelder, (1996, 98).

³ Vgl. Schneider (1982).

⁴ Sertürner (1925 [zuerst 1806], 44)

⁵ Sertürner (1925, 55); vergleiche auch Seefelder (1996, 145).

bestimmt noch mit Mohnsäure verunreinigt⁶. Und der von Derosne festgestellte alkalische Charakter rührte nicht von den zugegebenen Kaliprodukten her, sondern stellte eine eigenständige Eigenschaft der Kristalle dar, er war ganz sicher.

Auch seine zweite Schrift, jene mit der Benennung des principium somniferum, war nicht für einwandfrei erachtet worden, sie war ebenfalls nur kommentiert abgedruckt worden. Und stets diese hämische Kritik von anderen Forschern. Aus dem Ausland machten sie alles nach, aber die Forschungsergebnisse eines Landsmannes konnten sie nicht akzeptieren. Er ärgerte sich noch immer darüber. Gut, dass er die Versuche wiederholt hatte, auch wenn es gefährlich gewesen war. Jetzt hatte er nachgewiesen, dass die Opiumalkaloide basischen Charakters sind, und dass diese in Verbindung mit Säuren Salze bilden können. Er war überzeugt, dass dies nicht nur für die schlafbringende Substanz aus dem Opium galt, sondern auch für andere Pflanzenalkaloide, etwa das wirksame Prinzip aus der Chinarinde. Am besten, er würde das alles gleich aufschreiben. Vielleicht würden diese Feststellungen dann endlich einmal gebührende Anerkennung finden.

**

Sertürner wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass es wirklich die Entdeckung des basischen Charakters der Pflanzenalkaloide war, welche ihm seinen Platz in der Geschichtsschreibung sicherte. Aber er musste bis 1831 darauf warten und für seine sonstigen Forschungen erntete er weiterhin fast nur Ablehnung.

Zusätzlich war es die Erfindung, eine Spritze in Kombination mit einer Metallhohlnadel zur Anwendung zu bringen, welche seiner Entdeckung endgültig zum Durchbruch verholfen hat. Alexander Wood bestellte im Jahr 1853 bei einem Instrumentenmacher eine funktionstüchtige Spritzennadel und veröffentlichte zwei Jahre später, dass er sie gleich an seiner an Schmerzen leidenden Frau ausprobiert hatte. Mit Morphin, versteht sich. Der Leser mag

⁶ Sertürner irrte, es war ein Gemisch aus verschiedenen Mohnalkaloiden, hauptsächlich Narkotin und Morphin, vgl. Krömeke (1925, 6).

selbst entscheiden, ob es sich um ein böses Omen handelt, dass sie der erste Mensch war, welcher an einem „goldenen Schuss“ starb⁷.

1.2. Azetylisierungs-Manie in Elberfeld

Herbst 1897, Farbenfabriken vormals Friedrich Bayer & Co., Elberfeld (heute zu Wuppertal). Heinrich Dreser, Leiter des pharmakologischen Laboratoriums, fühlte sich wie ein Held⁸. Er hatte gerade eine erste Probe des chemisch reinen Diazethylmorphins gekostet⁹. Hoffmann hatte hier ganze Arbeit geleistet.

Es war das Erste aus der pharmazeutischen Massenproduktion und es war wirklich so wunderbar, wie die Probanden berichtet hatten. Er spürte, was die Testpersonen des Werksarztes gemeint haben mussten. Es war den bekannten Medikamenten überlegen. Es war viel besser, klarer als die Wirkung des Opiums oder eines seiner reinen, unbehandelten Alkaloide. Er konnte es in sich spüren.

Und so viel besser als dieses andere, ebenfalls von Dr. Hoffmann entwickelte Medikament, welches die in der Weidenrinde enthaltene Salizylsäure als Azetylsalizylsäure verträglicher machte. Er war noch nicht sicher, ob er seine Zustimmung zur weltweiten Vermarktung geben wollte – es schien ihm ein Herzgift zu sein – aber er würde sie wohl geben müssen. Wenigstens würde er, Dreser, im Fall einer Vermarktung gut an dem neuen Medikament verdienen. Dann würde es Aspirin heißen, oder vielleicht Euspirin, und gegen verschiedene Schmerzen, hauptsächlich gegen rheumatische, sollte es wirken. Aber jetzt war ohnehin nicht die Zeit, sich Gedanken um solche Ungemach zu machen.

Und vielleicht würde ja mal was draus werden. Er fühlte sich zu gut, um sich wirklich zu ärgern. Denn dieses hier, das im Anhydrid der Essigsäure erhitzte Morphinum, das hatte wirkliches Potenzial, als Hustenmittel war es dem Codein ebenbürtig, außerdem konnte es nebenbei „*alle Angst und Schmerzen einschläfern*“

⁷ Nach Terry und Pellens (1970, 65); auch Booth (1996, 72).

⁸ „He feels strong as Hercules“, sagt Reverend Crane (1871, Internetveröffentlichung) in seiner Anti-Drogen-Schrift schon über den gewöhnlichen Opiumesser.

⁹ Erzählung frei nach de Ridder (2000, 11-98; 1991, 18-24); der Hinweis auf die Verwendbarkeit als Medikament für verletzte Soldaten nach Seefelder (1996, 160). Zu Herakles siehe Fink (1993 129ff.).

und Sorgen vergessen“¹⁰ machen. Natürlich war es nicht zur intravenösen Anwendung geeignet. Aber wer würde so was schon machen?

Dreser kramte das Labor-Journal mit Hoffmans Bericht vom 21.08.1897 hervor.

Über das Diacetylmorfin

Um einen Ersatz für das Codein aufzufinden, wurde das Diacetat des Morfins dargestellt. Kocht man 10,0 Morfin mit 30,0 Essigäthydrat in 4 Stunden unter Rückfluß, so zeigt eine in Wasser aufgenommene Probe keine Morfinreaktion mehr. Man verdunstet die Essigsäure des Rückstandes, gießt in Wasser und versetzt unter Erkühlung eine Sodalösung. Die ausfallende krystallinische Masse stellt das Diacetat dar, das aus Benzoylmorfin und in Nadeln von SmP 169° krystallisiert. Wie physiologische Versuche ergaben liegt in der That eine dem Codein außerordentlich ähnliche wirkende Substanz vor.

Vor seinem geistigen Auge erschien das Abbild der Struktur eines Morphinmoleküls und verwandelte sich langsam in jenes des neuen Medikamentes. Er konnte den heißen Essigdampf förmlich riechen.

Es würde sicher den Markt erobern, sein Arbeitgeber hatte die Möglichkeiten, seine Produkte weltweit zu bewerben und zu verkaufen. Hier war viel Geld zu verdienen, das ganze Kaiserreich würde davon profitieren. Das war wichtig, schließlich wurden letztes Jahr über 18.000 Tonnen Rohopium eingeführt¹¹. Was konnte besser sein, als dieses veredelt weiter zu schicken? Die Holländer machten es doch mit ihren Java-Importen auch nicht anders, sogar ihre Coca-Blätter kamen seit wenigen Jahren von dort¹².

Auch war das Diazetylmorfin soviel sicherer und verträglicher als sein Ausgangsprodukt. Die verschiedenen Versuche mit Fischen, Nagern und Katzen hatten es gezeigt, ebenso wie der Zuspruch der Probanden. Er wusste schon, wie er es nennen wollte: *Heroin*, von heroisch, so wie er sich fühlte. So wie die Soldaten auf den Schlachtfeldern kämpften – niemand würde mehr als sie von diesem neuen Opiat brauchen. Auch das Gefahrenpotenzial, welches dieser neuen

¹⁰ Homer, *Odyssey*, zitiert nach Schultes (1982, 48). Vgl. auch Abrams (1970, 3 & 63), Terry & Pellens (1970 [1928], 55).

¹¹ Scheerer (1982, 41)

¹² Die ersten Coca-Pflanzen brachten die Niederländer 1878 nach Asien, ab 1886 wuchs die Pflanze auf größeren Plantagen, ab 1890 wurden die Blätter nach Holland importiert und ab 1908 wurde mehr davon über Amsterdam als über Hamburg nach Europa eingeführt; vgl. De Kort und Korf (1992). Vgl. auch Rush (1982) zu kolonialen Opiumfarmen der Niederlande in Asien (Java).

Morphiummedizin nicht abging, war in dem Namen berücksichtigt. Es gab sicher eine letale Dosis, bei einigen Versuchstieren hatte er sie genau bestimmen können. Und jeder Arzt und Forscher, der etwas auf sich hielt, wusste doch, dass die *Remedia heroica*¹³ aggressive Behandlungsweisen waren. Hatte nicht auch das Atropin seinen Namen von der Moire Atropos? Ein Schnipp der *bella donna*, der Lebensfaden ist ab¹⁴. Er war zufrieden. Auch der Name des neuen Medikamentes beinhaltet eine gebührende Berücksichtigung der griechischen Mythologie. Er ging zurück bis auf den Stammvater aller Helden, Herakles. Morpheus war der Gestalter der Träume, aber Herakles, der war ein Gestalter der Welt, bei allen Chancen und Risiken, welche die Gestalter der Welt nun einmal auf sich nehmen. Welcher Name könnte besser sein für dieses neue Wundermedikament?

1.3. Von Liebe und Tod

Dreser hätte keinen besseren Namen finden können – doch er täuschte sich, was die Verbindung zu Herakles angeht. Der Hinweis auf die *Remedia heroica* und auf die todbringende Moire Atropos (gr. die Unerbittliche) ist trefflicher. Sie schneidet den Lebensfaden durch, wenn eine ihrer Schwestern bestimmt, dass es soweit ist. Und sie taucht häufig in der Opiumliteratur auf, als sei sie eine entfernte Verwandte¹⁵.

Doch insgesamt scheint es, als sei das Heroin ein Vermächtnis der Hero und des Leander – „*how he thought himself Leander swimming across the Hellespont*“¹⁶ erzählte man sich schon vom Opiumesser Coleridge. Wie eine düstere Prophezeiung liegen der Tod des Schwimmers aus Liebe und der mythische Tod der Priesterin der Liebesgöttin – Todesfälle, welche ohne den je anderen nicht

¹³ Vergleiche de Ridder (2000, 66f.).

¹⁴ Die drei Moiren, Töchter des Zeus und der Themis: Die erste, Klotho, spinnt den Faden des Lebens eines jeden von uns, die zweite, Lachesis, bestimmt seine Länge und die dritte, Atropos, schneidet ihn ab. Vergleiche Fink (1993, 207). Die Tollkirsche gehört zur Familie der Solanaceen, zwei weitere Arten sind Bilsenkraut und Mandragora. Die Wirkstoffe dieser Pflanzen sind die sogenannten tropanen Alkaloide. Den Beinamen *bella donna* erhielt die Tollkirsche wegen ihrer pupillenweitenden Wirkung. Feine und schöne Damen nahmen es, um bezaubernde Blicke werfen zu können (vgl. Schultes 1982, 65 & 70f.).

¹⁵ Pflanzen mit hohem Anteil an tropanen Alkaloiden wurden in früheren Zeiten häufig mit Opium gemischt, und heute tauchen diese Alkaloide als Streckmittel auf, unter anderem als Scopolamin. Für historische Rezepte, welche Opium mit Nachtschattengewächsen vermischen, siehe Seefelder (1996, 36, 80 & 84); für das tropane Alkaloid Scopolamin als Streckmittel von Morphin siehe Burroughs (1978, 570f.).

¹⁶ De Quincey (2004a, Internetquelle).

denkbar wären – über dem der heutigen Heroinsüchtigen und dem des Heroins als Sache – ebenfalls nicht ohne einander denkbar. So, wie Leander für Hero ertrinkt, ertrinkt auch der Fixer für das Heroin; und dieses, so scheint es, entscheidet sich zum gesellschaftlichen Freitod.

Dafür, dass er wohl nie stattgefunden hat, ist der vermeintliche Freitod erstaunlich gut dokumentiert, etwa von Friedrich Schiller: Die Priesterin der Liebe und des Liebens stürzt sich in die Fluten – den Tod begrüßend, der toten Liebe und des toten Geliebten wegen. Wohl wissend, dass der Verlust von „*ernsten Mächten*“ und von „*strengen Rechten*“, welche „*furchtbar*“ und „*unerbittlich*“ eingetrieben werden, vorbestimmt ist. Das galt schon für den Tod ihres Geliebten und nun gilt es für ihren eigenen. Stets lief alles darauf hinaus, dass alle Liebe stirbt – und doch: „*das schönste Los*“ war ihres, nichts sollte anders sein. Sie opfert ihr Leben der Liebe, zur Freude des Todes, der nie mehr und nie weniger wollte als das Ende der Liebe¹⁷.

Sie ist wie die Drogenpolitik, diese kleine Parabel. Sie zeigt im übertragenen Sinne die Affiliation des Heroinliebhabers zu der bestimmten Art des Bewusstseins, welche man nach Max Weber als ‚apathische Ekstase‘ bezeichnen kann und in welcher De Quincey die „*doctrine of the true church on the subject of opium*“¹⁸ gesehen hat und die heute so eng mit der Antizipation des eigenen Todes verbunden ist¹⁹. Sie zeigt auch, dass dafür die erwartbare Unerbittlichkeit des von höheren Mächten vorbestimmten Todes nichts an dieser Bekehrung ändert, weder für den Gebraucher noch für die Sache, im Gegenteil: wer die Liebe lebt, wird mit ihr vergehen:

„*Dir ein freudig Opfer sterb’ ich!*“ – „*Heroin, be the death of me!*“²⁰

Für nicht wenige ist die Opiatsucht eine Liebe – „*meine einzige Geliebte ist jetzt das Morphinum*“²¹ – welche sie bis an das Lebensende begleitet. Dreser selbst war vielleicht auch davon betroffen, aber er starb als reicher und angesehener Mann.

¹⁷ Alle Zitate aus: Friedrich Schiller ‚Hero und Leander‘ (1801, Internetquelle).

¹⁸ De Quincey (2003 [1821, überarbeitet 1856], 47).

¹⁹ Vgl. auch Scheerer (1983).

²⁰ Friedrich Schiller (op. cit.) – The Velvet Underground ‚Heroin‘. Vgl. auch Pearson & Bourgois (1995) für eine kurze Darstellung, wie sich dies im Leben eines obdachlosen Junkies äußert. Vgl. Gelpke (1995, 155).

²¹ Hans Fallada (1997, 16).

Doch die heutige Heroinsucht ist anders. Sie begleitet den Junkie nicht bis zum Tode, sie ruft diesen herbei, sie führt an ihn heran bis er nicht mehr relevant ist, ja gar man seine Nähe schätzt:

*Heroin, be the death of me
Heroin, it's my wife and it's my life
Because a mainer to my vein
Leads to a center in my head
And then I'm better off and dead*

The Velvet Underground
Heroin

2. Einleitung

2.1. Fragestellung, Relevanz und Verortung im Wissenschaftsdiskurs

Diese Arbeit verfolgt zwei Fragestellungen. Die erste zielt darauf ab, diese Kultur, die auch den Tod des eigenen Kulturträgers zu akzeptieren scheint, zu erklären. Wie kann es sein, dass jemand – eine ganze Gruppe von Menschen gar – das Sterben mittels Heroingebrauchs zelebriert? Und dies, obwohl das Opium, immer noch das Ausgangsprodukt für die genannten Gaben von Sertürner und Dreser, ein Kulturgut im buchstäblichen, ursoziologischen Sinne war?

Die Antwort auf diesen ersten Fragenkomplex führt tief hinein in die Kulturosoziologie: um Orgien geht es da, bei welchen sich die Gemeinschaft dem Rausch, der Musik und/oder der Erotik rational angeleitet hingibt; und gegenteilig um Marktmechanismen und politisch verifizierte Moral – insgesamt lässt sich dies unter Rückgriff auf die kulturosoziologischen Grundbegriffe Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung und Lebensführung fassen. Dazu bedarf es einer allgemeinen Kulturosoziologie, welche die „Logik der Handlungsstruktur und die Logik der Sinnkonstruktion auf das Verhalten von Menschen zu beziehen“²² weiß.

Die Antwort führt nicht minder tief in die Kriminalsoziologie und die Gesundheitswissenschaften, denn zur Selbstdefinition und Interaktion in der Gruppe kommt gerade in der heutigen Situation die Fremddefinition samt Intervention. Die Logik der Handlungsstruktur ergibt sich dann aus einer fremdmotivierten Sinnkonstruktion. Nur die theoretische Auflösung des Konfliktes zwischen Sinn und Widersinn, zwischen Wertidee und Unwertidee, zwischen Handlung und (polizeilich-juristischer sowie medizinischer) Behandlung kann die Antwort liefern, wieso die heutige Ausprägung von Drogenkultur so mörderisch ist. Es geht also um den Versuch, „die Sozialrelevanz von Ideen herauszuarbeiten“²³, und zwar konkret die der Unwertideen gegenüber Drogen und ihren Benutzern.

Unter der Annahme, dass die Fremddefinition qua Ausschöpfung gesellschaftlicher Machtchancen die Selbstdefinition der (Konsumenten-) Gruppe überlagert und das Handeln ins Versteckte treibt, wird das soziologische Moment

²² Lepsius (1986, 20); vgl. den gesamten Artikel.

²³ Lepsius (1986, 21).

als Dekulturation bezeichnet. Vereinfacht: Unwertidee plus angewandte Macht gleich Kulturverfall und zwar jener Kultur, die zu der spezifischen Wertidee gehört, auf welche sich die Unwertidee bezieht. In diesem Sinne wird weiter unten dann auch die Definition von ‚Dekulturation‘ gefasst. Um jedoch dem Anspruch gerecht zu werden, die moralisierende Fremddefinition von Drogenkonsum als Kriminalität und als Krankheit aus einem gemeinsamen, schlüssigen Konzept zu erklären, wird der Begriff der Lebensführung herangezogen. In je einem Kapitel wird erklärt, wie Kultur als Kriminalität und Krankheit umgedeutet wird, so dass von Dekulturation zu sprechen ist. Unter Einbeziehung des Lebensführungsbegriffes kann mit diesem Ansatz sowohl die Fremddefinition von Drogenkultur als Kriminalität und als Krankheit erfasst werden.

Die Relevanz dieser Arbeit ergibt sich nicht nur aus der genauen Erklärung von kulturellem Verfall (dies ist gewissermaßen die wissenschaftlich-theoretische Relevanz, der Beitrag zum reinen Wissenschaftsdiskurs), sondern auch aus dem tiefen Wunsch, dass vielleicht ein kleiner Beitrag geleistet werden kann, dem Tod eben doch ein Schnippchen zu schlagen – und die Rede ist hier weniger von den Handlungen der todessehnsüchtigen Konsumenten als von der Politik, welche die moralisierende Fremddefinition des Drogengebrauchs zu ihrem Gegenstand gemacht hat. Neben der ersten Frage nach den harten Konsummustern lautet die zweite also: wie ist eine kulturell orientierte Fremddefinition des Drogenkonsums möglich?

Deshalb reicht es auch nicht, nur die harte, mörderischen Konsumform zu erklären – dieser Fehler wurde zu oft gemacht²⁴ – sondern die Formen des kontrollierten Konsums, die historisch feststellbar sind und die es trotz der stärksten Widrigkeiten auch heutzutage gibt, müssen als Ideal einer möglichen legalen, nicht-dekulturierten Situation mitgedacht und auf die aktuelle Situation der Drogenpolitik bezogen werden. Hier liegt die weitere Relevanz dieser Arbeit. Das ist die gesellschaftspolitische (kriminal- und gesundheitspolitische) Bedeutsamkeit, die nur aus der erstgenannten abgeleitet werden kann.

Zugegeben, bei diesem breit gefächerten Ansatz ist die fachspezifische Verortung im Wissenschaftsdiskurs der Sozialwissenschaften schwierig²⁵. Kultursoziologie,

²⁴ Harding (1982, 1220).

²⁵ Lepsius (1986, 22f.) weist darauf hin, dass kultursoziologische Fragestellungen den Forscher oft mit dem Problem konfrontieren, sich fachliches Wissen anderer Disziplinen aneignen zu müssen.

Kriminalsoziologie, Gesundheitswissenschaften sowie Drogenpolitik werden Schritt für Schritt behandelt und sind doch eins; und, es sei bereits darauf hingewiesen, Literaturwissenschaften kommen auch noch hinzu. Aber es geht hier keineswegs darum *„die Fahne aus dem Vorhang abzuleiten“*²⁶. Diese Gesamtbetrachtung rechtfertigt sich eindeutig aus der betrachteten Sache – dem Opium bzw. Heroin – und ihrer gesellschaftlichen Stellung.

Und eigentlich ist die Verbindung der einzelnen Disziplinen auch ganz einfach. Der Kulturbegriff bündelt alles und erklärt damit die negativen Aspekte von Drogenkriminalität und Sucht. Die Kulturosoziologie bildet also die Grundlage für kriminologischen und gesundheitswissenschaftlichen Erkenntnisgewinn: die Dekulturation wird erklärt. Dieser kriminologische und gesundheitswissenschaftliche Erkenntnisgewinn lässt sich auf die Drogenpolitik beziehen, denn diese befasst sich schließlich gleichermaßen mit Kriminalität (samt Definitionsleistung und Repression) und Sucht (ebenfalls samt Definitionsleistung und Behandlung). Die Opiumliteratur und die dazugehörigen Wissenschaften schwingen stets mit und ihre Relevanz wird weiter unten in dieser Einleitung genau erklärt.

Die Verbindung verschiedener sozialwissenschaftlicher Disziplinen ergibt sich nicht nur mit Blick auf den gesellschaftlichen Stand der Sache, sondern dient ferner dem Zweck, sogenannte „Thematisierungsfallen“²⁷ zu vermeiden. Der Begriff ist hier der Gewaltforschung entlehnt, in jener Debatte müssen die „Umdeutungsfälle“, „Skandalisierungsfälle“, „Inflationsfälle“, „Normalitätsfälle“ und „Reduktionsfälle“²⁸ erkannt und vermieden werden. Alle diese thematischen und rhetorischen Fallen gelten mit inhaltlich eigener Prägung auch für den Drogendiskurs. Die Umdeutung dieser Annahmen vom Gewalt- auf den Drogenbegriff ist zulässig, die Umdeutung aus politischen Gründen von spezifischen Charakteristika eines Gewalt- oder eines Drogenphänomens für sich genommen nicht:

- *Umdeutungsfalle*: Drogenkultur und Konsum werden generalisiert, personalisiert, dämonisiert, pathologisiert und kriminalisiert. Gegebenenfalls werden medizinische oder biologische Annahmen mit dem

²⁶ Vgl. Walter Benjamin (1972, 58).

²⁷ Heitmeyer & Hagan (2002, 21)

²⁸ Heitmeyer & Hagan (2002, 21)

Nimbus der wissenschaftlichen Unfehlbarkeit belegt. Damit bleiben kulturelle Ursachenzusammenhänge im Verborgenen und die Repression wird erleichtert.

- *Skandalisierungsfalle*: Im Rahmen von massenmedial geprägter Öffentlichkeit werden Spektakel veranstaltet, ebenso wird skandalisiert (z.B. bei überdimensionierten Drogenfunden oder Prävalenzzahlen) und ein festgefahrener Sprachgebrauch angewendet.
- *Inflationenfalle*: Durch die Ausweitung des negativ geprägten Diskurses im Alltag entsteht der Eindruck von Drogenwellen und Drogenepidemien. Im gewissen Sinne inflationär sind auch Vermischungen von Krankheits- mit Kriminalitätsdefinitionen.
- *Moralisierungsfalle*: Nach bestimmten Moralvorstellungen entstehen klare, aber unwissenschaftliche Gut und Böse-Semantiken. Dazu gehört auch deren Umsetzung in wissenschaftliche Arbeiten, die ausschließlich auf der Basis der Moralvorstellungen bzw. zu deren Sicherung erstellt werden.
- *Normalitätsfalle*: negative Eigenschaften des modernen Drogenkonsums werden als Normalfall wahrgenommen (z.B. die Annahme von unvermeidbarer Abhängigkeit bei Opiatkonsum oder die Vorstellung von der Überdosis auf dem Bahnhofsklo)
- *Reduktionsfalle*: Komplexe, oft nur interdisziplinär begreifbare Zusammenhänge werden reduziert und dem dogmatischen Sprachgebrauch einer Wissenschaft – meist Medizin oder Rechtswissenschaft – angepasst.

Das interdisziplinäre Vorgehen begründet sich daraus, diese Fallen zu vermeiden. Bleibt anzumerken, dass im Gegensatz zum Gewaltdiskurs im Drogendiskurs die Fallen gar keine Fallen sind, sondern Argumentations- und Funktionslogiken der Prohibition und des Krieges gegen die Drogen sowie der Sicherung des Zugriffes auf Patienten.

2.2. Gliederung

Nach einer Abgrenzung des verwendeten Kulturkonzepts von den klassischen Subkulturtheorien und dem eher mageren Forschungsstand zum Dekulturationsbegriff, welche dieser Einleitung zugeordnet ist (Kapitel 2), werden einige grundlegende Opiumthemen exemplarisch behandelt. Das sind die Klassiker unter den Themen, die eigentlich in keiner Arbeit zum Thema Opium ganz fehlen dürfen: die Medizingeschichte der Opiate, die englischen Romantiker, die Opiumkritik nach Karl Marx und letztlich der britisch-indisch-chinesische Opiumhandel samt diverser Kriege (Kapitel 3).

Dann wird die Gliederung dem Doppelansatz von sozialwissenschaftlicher und drogenpolitischer Relevanz gerecht und trennt beides zunächst. Im sozialwissenschaftlichen Teil werden in je einem Kapitel die Kriminalitäts- und die Suchtaspekte auf ihre dekultrative Wirkung auf die Lebensführung von Opiatkonsumenten untersucht (Kapitel 4 und 5). Dabei dominiert die Dekulturationsanalyse im ersten der beiden Kapitel, während im zweiten der Zugang zunächst über die kulturelle Bedeutung des Sucht-Wortes gesucht wird, um dann zurück zum Lebensführungskonzept und zu den Dekulturationsphänomenen dieses Teilbereiches zu kommen. Dann folgt die Betrachtung der historischen und aktuellen Bedeutung der Drogenpolitik, welche ja bisher als reine Verbotspolitik zu verstehen ist (Kapitel 6). Dieser Ordnung nach gehören die beiden Kapitel zur Lebensführung der Opiatkonsumenten zusammen und sind von dem Kapitel zur Drogenpolitik geschieden. Letzteres orientiert sich an Fakten, aber auch an Philosophien und Meinungen. Für den Ablauf der Arbeit bedeutet das zunächst – nur zunächst – einen inhaltlichen Bruch. Die Betrachtungsweise schwingt um von der sozialwissenschaftlichen auf die politische. Grundsätzlich sollte bei der sozialwissenschaftlichen Forschung auf eine Trennung der beiden Sphären geachtet werden. Besonders bei der Drogenforschung ist auf den schmalen Grat zu achten.

Dennoch sind andere Ordnungen des vorliegenden Wissens möglich, etwa basierend auf der Unterscheidung des ‚legal approach‘ vom ‚medical approach‘. Der ‚medical approach‘ widmet sich ganz der medizinischen Behandlung der Konsumenten, beim ‚legal approach‘ wird der Ansatz zum gesellschaftlichen Umgang mit Drogen über Verbotsgesetze gesucht. Nach dieser Ordnung ist das Kapitel zur Kultur (Kapitel 4) von den beiden folgenden getrennt, da es einen ‚cultural approach‘ vertritt, die folgenden aber je einem etablierten Ansatz entsprechen bzw. diesen aus der Sicht des neuen ‚cultural approach‘ kritisch beleuchten (Kapitel 5 und 6). Leider haben es solche Positionen im Wissenschaftsdiskurs der Kriminologie nicht leicht:

„An der Geschichte und der Sonderentwicklung der Wissenschaft vom abweichenden Verhalten im weitesten Sinn läßt sich eindrucksvoll die These belegen, dass der Widerstand gegen eine „kulturelle Betrachtungsweise“ (...) um so größer ist, je mehr es dabei um Verhaltensweisen geht, die in der

eigenen kulturellen Bezugsgruppe mit starken Verboten und Sanktionen belegt sind.“²⁹

Dabei ist diese gedankliche Ordnung des vorliegenden Wissensbestandes besonders im Drogendiskurs hilfreich, denn die beiden etablierten Ansätze sind sowohl aus wissenschaftlicher als auch aus praktischer Sicht unzureichend. Die Vertreter des ‚legal approach‘ können sich keine Legalisierung – im Sinne von ‚Gesetze-machen‘³⁰ – vorstellen, welche nicht-prohibitiv ist. Der ‚medical approach‘ hingegen erreicht nur Kranke oder definiert Gesunde als krank, um sie erreichen zu können. Zumal gehen sie seit Anbeginn (seit es die gesellschaftliche Meinung gibt, man brauche einen ‚Ansatz‘ zum gesellschaftlichen Umgang mit Drogen) Hand in Hand und stehen dennoch schon genau so lange miteinander im Streit.

Die kritische Betrachtung beider Ansätze vom Standpunkt der Kulturosoziologie aus bedeutet, einen ‚cultural approach‘ zu wählen, welcher die Entstehung der beiden etablierten Ansätze selbst thematisiert und damit zu ihrer Optimierung beiträgt, d.h. unter Berücksichtigung der gegebenen kulturellen Möglichkeiten lässt sich ein nicht-prohibitiver ‚legal approach‘ definieren, ebenso wie ein ‚medical approach‘, der effizient dann und da hilft, wann und wo es nötig ist.

Es versteht sich, dass, gleich welche gedankliche Ordnung man dem Wissen zugrunde legt, am Ende alles in einem schlüssigen Ganzen vereint werden muss.

2.3. Der Kulturbegriff als Gegenstand der Kriminologie

Die Kriminalsoziologie setzt sich mit der „Sinnprovinz Kriminalität“³¹ auseinander. Die Erklärung von ‚Kriminalität‘ richtet sich am Sinn aller Beteiligten aus, also derjenigen, welche die Kriminalitätsdefinitionen schaffen, und derjenigen, welche die jeweilige Handlung dennoch nicht unterlassen. Dazu kommt die Gruppe der ‚Kriminalitätsoffer‘, also derjenigen, welche die

²⁹ Sack (1971, 270).

³⁰ Die eigentliche Bedeutung des Begriffes ‚Legalisierung‘ bezeichnet das Schaffen von Gesetzen bezüglich eines Sachverhaltes, allein, weil sich der Gesetzgeber der Sache angenommen hat. In diesem Sinne sind auch Verbotsgesetze eine ‚Legalisierung‘ und die im Drogendiskurs übliche Diskussion um ‚Legalisierung‘ im Sinne von ‚ein Verbot abschaffen‘ ist begrifflich nicht ganz korrekt.

³¹ Vgl. Hess und Scheerer (1997, 88; 1999, 53; 2004, 70); Hess (1999, 168).

eventuellen negativen Auswirkungen einer kriminalisierten Handlung erleiden. Diese entfallen bei der Drogenkriminalität (abgesehen von der sogenannten ‚Beschaffungskriminalität‘), da es sich hier um eine Form der ‚victimless crimes‘ handelt.

Zu dieser systematischen Dimension der Analyse von Sinn kommt die Berücksichtigung der historisch-genetischen Komponente der Definitionsentstehung und der fortgesetzten Abweichung³². Nun wurden die Kriminalitätsdefinitionen in aller Regel als umgekehrte Sinnkonstruktion von Handlungen erstellt, die *zuvor* gehäuft aufgetreten sind, ohne dass es einen ‚Kriminalitätssinn‘ dieser Handlungen gegeben hätte. Damit stellt sich die Frage, ob diese Handlungen, besonders wenn es sich um besagte ‚victimless crimes‘ handelt, nicht eigentlich genuine Kulturhandlungen sind, deren Sinn für den Handelnden in der Umsetzung kultureller Handlungsmaßstäbe liegt. Daran schließt die Überlegung an, dass die Kulturosoziologie die Mittel zur Analyse des Verhältnisses von Kriminalitätsdefinitionen und dennoch abweichend Handelnden bietet. Dabei sind neben den begrifflichen Inhalten des Kulturverständnisses die historischen Kausalitäten ausschlaggebend. Der ursprüngliche Kultursinn muss in seiner historischen Genese erfasst werden, um einen Ausgangspunkt zu haben, von welchem aus die Entstehung und Wirkung der fremddefinierten Neufassung des Sinns begriffen werden kann.

Es sind also eine Reihe theoretische Problemkreise, die zu allererst begrifflich ausgeleuchtet werden müssen: die Entstehungs- und Wirkungszusammenhänge des Kulturbegriffes; ein Konzept, mit dem die Ideenhaftigkeit der Sinnggebung erfasst werden kann (einschließlich der Bedeutung des Schaffens und Nutzens konkreter Kulturobjekte); die Analyse des kulturellen Wandels konkreter Inhalte selbst; der Bezug zwischen Kultur- und Kriminalitätssinn und schließlich eine Abgrenzung zu gängigen Kulturtheorien der Kriminalsoziologie und zum Begriff der Dekulturation.

Grundlagen und Probleme bei der Definition von Kultur. Kultur, als die Idee, dass da etwas sein müsse, was das eigene lokal, temporär und gesellschaftlich gebundene Sein von dem anderer, temporär gleich aber lokal und gesellschaftlich

³² Scheerer (2001, 161).

anders gebundener Menschen aus sich selbst heraus unterscheidet, ist eine Erscheinung der Moderne. Frühere Unterscheidungen beruhten auf Stammeszugehörigkeit, also der genetischen, wenn auch gegebenenfalls sozial wahrgenommenen, Abstammung, oder auf der klassischen Unterscheidung des Barbarischen vom Heimischen. Dabei ist die potenzielle Mobilität stets mitgedacht. Stämme können umherziehen, Barbaren können kommen wollen und werden als störend wahrgenommen³³. Die „Idee der Kultur“³⁴ allerdings bedarf eines loseren Verbindungsmerkmals – die Idee Gesellschaft aus nicht miteinander verwandten Menschen, die doch eine klar definierte Einheit bilden. Die Definition der Einheit erfolgt über das Territorium und die Idee der Nation. Zu den abstrakten Einheiten Nation und Gesellschaft gehört die ebenso abstrakte Einheit Kultur. Die Mobilität der Gruppe ist dann anders bestimmt, sie ist außerhalb des angestammten Territoriums auf Fernhandel und Krieg festgelegt. Das eigene, lokal und gesellschaftlich gebundene Sein ist von dem der anderen derart abgrenzbar, dass jene Einheit aus nicht miteinander verwandten Menschen wahrnehmbar wird. Der Kulturbegriff hilft dabei, kollektivistische Vereinheitlichungen zu konstruieren.

„Die Möglichkeit der distinktiven Wahrnehmung und Erfassung des Angehörigen einer fremden Gesellschaft ist erst in dem Augenblick gegeben, in dem es das verfügbare Handwerkszeug der Reflexion und der gedanklichen Betrachtung erlaubt, auch außerhalb der eigenen Gruppe Ordnung und Regelmäßigkeit, Struktur und Stabilität auszumachen. Gerade darin liegt eine der zentralsten Leistungen und Funktionen, die mit dem Konzept der Kultur zu verbinden ist.“³⁵

Doch diese Bedeutsamkeit des Kulturbegriffes ist zunächst auf jene beschränkt, die ihn anwenden. Im Alltag sieht die Bedeutung oft anders aus: die Wahrnehmbarkeit von Ordnung und Struktur bei anderen Gruppen gibt ja gerade

³³ „Incondita lingua loquens“, so heisst es im Wörterbuch der Brüder Grimm (Der digitale Grimm, Eintrag ‚Barbar‘; verfasst von Jacob Grimm (2004 [1853])). Das bedeutet, der ‚Barbar‘ ist ein ‚Stammler‘. Dies lässt darauf schließen, dass die ‚Barbaren‘ nicht generell als Feinde oder Unmenschen betrachtet wurden, sondern vielmehr, dass die griechischen Städte Anziehungspunkt für Fremde waren, die sich dann nur stammelnd verständlich machen konnten. Man könnte vereinfacht sagen, die alten Griechen hatten ein Problem mit Einwanderern und dass sich dieses aus der Bewertung der Einheimischen gegenüber dem ‚Fremden, der heute kommt und morgen bleibt‘ ergibt, vielleicht ganz ähnlich, wie man es heute mit ‚Gastarbeitern‘ kennt, die gar keine Gäste sind, sondern neue Heimische.

³⁴ Sack (1971, 262).

³⁵ Sack (1971, 263); vgl. auch Albrecht (1969, 431).

erst die Möglichkeit, diese anhand konkreter Eigenarten abzulehnen und zu bekämpfen, sich selbst über diese zu erheben und so weiter. Norbert Elias hat schon in etwas anderem Zusammenhang darauf hingewiesen:

„Der Begriff ‚Kultur‘ grenzt ab.“³⁶

Die Wertinhalte der einen werden dann als Unwertinhalte neu generiert und mit Mitteln bis hin zur personellen Ausrottung bekämpft. Exemplarisch sei hier der deutsch-französische Krieg von 1870/71 genannt, der die Jahrzehnte alten Einheitsbestrebungen, die deutsche Idee, überhaupt erst handfest, im Sinne der Nationen- und Staatsbildung und der kulturellen Einheit, werden ließ³⁷.

Weber gesteht den Wissenschaften keinerlei Entscheidungsspielraum bei der Frage nach ‚besserer oder schlechterer‘ Kultur zu, er verlegt solche Wertunterscheidungen explizit ins Feld des Politischen:

„(...) das sind die elementarsten Fälle dieses Kampfes der Götter der einzelnen Ordnungen und Werte. Wie man es machen will, ‚wissenschaftlich‘ zu entscheiden zwischen dem Wert der französischen und deutschen Kultur, weiß ich nicht. Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit. (...) Es lässt sich nur verstehen, *was* das Göttliche für die eine und für die andere oder: in der einen und der anderen Ordnung ist.“³⁸

Das gängige Verständnis verklärt, nationalisiert und patriotisiert und beinhaltet daher ein enormes Konfliktpotenzial – ein Verständnis, aus dem heraus nicht versucht werden sollte, ‚Kultur‘ wissenschaftlich zu definieren. Lediglich ein gegenüber diesem alltäglichen Kulturverständnis kritisches Kulturkonzept, welches den Sinn einzelner Handlung – ganzer Lebensführungen – losgelöst von dem glorifizierenden Nimbus der ‚dominanten Kultur‘ deutet, kann aus soziologischer Sicht brauchbar sein.

Auch in der weiten Welt, dort wo die gänzlich Fremden leben, jene, die bisher so fern waren wie „die Bewohner des Sirius“ (Simmel), hilft der Kulturbegriff, Einheitlichkeit auszumachen. Das ergibt sich aus einer weiteren allgemeinen

³⁶ Elias (1997, 91).

³⁷ Ähnlich Elias (1997, 95), der darauf hinweist, dass der „Krieg im Namen der Zivilisation“ gegen Deutschland (der Erste Weltkrieg) eine verstärkte Rückbesinnung auf die spezifisch deutsche Idee der Kultur bewirkt hat.

³⁸ Weber (1922b, 545f.).

Bedeutung des wissenschaftlichen Kulturbegriffes, denn mit der Verwendung ist „Universalität (da allen Menschen zu eigen)“³⁹ impliziert.

Doch auch hier scheidet sich die wissenschaftliche Beschreibung des Zusammenlebens vom wirklichen Zusammenleben. Dann allerdings ohne die Kategorie der Nation, mit einigen immanenten Folgen. Die erste ist, dass dann die nationalen Unterscheidungen verschiedener benachbarter Staaten wegfallen – mit Blick auf weit entfernte, staatenfreie Gebiete erscheint auf einmal die westlich-abendländische Kultur als verbindendes Merkmal. Jenes, was für Angehörige verschiedener westlicher Nationalstaaten gleich fremd erscheint, führt dazu, Gemeinsames zu erkennen. Die zweite Folge ist, dass wegen der fehlenden Kategorie der Nation die entdeckten Gebiete zwar nicht als kulturfrei, wohl aber als landbesitz- und herrschaftslos betrachtet werden und daher das Territorium unter eigener Flagge besetzt werden kann (Kolonialisierung). Ist das Gebiet nicht herrschaftsfrei, so kann immer noch der Handel zu eigenen Konditionen erzwungen werden (Merkantilismus). Die Landnahme und der Handel wiederum führen zur dritten Folge, der Nationenbildung in diesen Gebieten – bezüglich des Handels ist dies ein klassisches Opiumthema, denn Opium war eines der hauptsächlichsten Handelsgüter, die zur Staatenbildung in Asien beitrugen; bezüglich der Landnahme lässt sich festhalten, dass die kolonialisierten Gebiete nach einiger Zeit ihre Unabhängigkeit erklärt bzw. erkämpft haben, als Nationalstaaten, wohlgemerkt.

Erst mit der Vertiefung der wissenschaftlichen, der ethnologischen, anthropologischen und soziologischen Analyse, der fremden Ordnung und Struktur, der klar erkennbaren Einheit, bekommt der Kulturbegriff seine Qualität ‚als Handwerkszeug der Reflexion‘, welche auch dem fremden Sein den Status des tolerierbaren und erlaubbaren Wertbezuges zugesteht. Sack nennt die ‚new ethnography‘, die Anthropologie sucht ebenfalls diesen Weg, spätestens seit unter dem Schlagwort ‚Globalisierung‘ Phänomene der Hybridierung und Kreolisierung diskutiert werden oder die Unterscheidung lokal-global zur Erklärung neuer, nicht-staatlich definierter Kulturverständnisse herangezogen wird. Dennoch sind diese alltäglichen Kulturdeutungen – die verklärte, patriotisierende ebenso wie die

³⁹ Albrecht (1969, 431).

expansionelle – noch viel zu sehr in den sozialwissenschaftlichen Deutungen verankert.

Objekte und Kultur. Ein anderer gängiger alltäglicher Weg, Kultur zu verstehen, ist der artifizielle. Kultur ist Kunst und wird konkret geschaffen: Malerei, Musik, Dichtung sind dann die konkreten Artefakte, die doch gewissermaßen virtuell, weil frei erfunden und nicht zwingend lokal, temporär und gesellschaftlich gebunden sind. Die „menschliche Kreativität“⁴⁰ ist ein weiteres Grundmerkmal der Kulturwerdung. Damit ist eine interessante Problemlage beim Umgang mit dem Kulturbegriff angeschnitten. Der Kulturbegriff, wie er oben beschrieben wurde, beinhaltet aus theoretischer Sicht die Implikation, das Handeln Einzelner aus einem übergeordneten Ganzen zu erklären und damit eine Trennlinie zum situativen und konkreten Handeln, bei welchem dem Handelnden ein größerer eigener Entscheidungsspielraum zugesprochen wird, zu ziehen – und damit auch eine größere, eventuell strafrechtliche Verantwortlichkeit für das eigene Handeln⁴¹.

Diese Sicht steht ganz eindeutig in Frage, wenn man den Entstehungsprozess von konkreten Kulturgütern – ‚Güter‘ nicht im imaginären Sinn, etwa wie Rechtsgüter – sondern als Werkstück versteht. Künstler, Musiker, Schauspieler, Dichter und andere ‚Lasttiere‘ der Kultur, gleich ob ‚native‘ oder ‚modern‘, handeln zumeist überaus rational, eine Entscheidung nach der anderen treffend, selbst wenn das Endprodukt für den Betrachter verwirrend erscheint.

Ein weiterer Faktor wirkt also auf die Entstehung von Kultur, welcher auch stark mit Ideen zusammenhängt: der objektive Nutzen bestimmter Sachen, welche zur Etablierung eines Zweckes oder des Wertinhaltes als Kulturform nötig sind. Weber hat sich knapp, aber präzise zu der Bedeutung des Nutzens von Objekten für die Analyse von Kultur geäußert. Ganz zu Anfang von ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘ hebt er hervor, dass Sachen, obwohl unbelebt, nicht „sinnfremd“ sind:

„Jedes Artefakt, z.B. eine »Maschine«, ist lediglich aus dem Sinn deutbar und verständlich, den menschliches Handeln (von möglicherweise sehr verschiedener Zielrichtung) der Herstellung und Verwendung dieses Artefakts

⁴⁰ Albrecht (1969, 431).

⁴¹ Vgl. Sack (1971, 264).

verlieh (oder verleihen wollte); ohne Zurückgreifen auf ihn bleibt sie gänzlich unverständlich. Das Verständliche daran ist also die Bezogenheit menschlichen Handelns darauf, entweder als »Mittel« oder als »Zweck«, der dem oder den Handelnden vorschwebte und woran ihr Handeln orientiert wurde. Nur in diesen Kategorien findet ein Verstehen solcher Objekte statt.“⁴²

Schon zuvor, in ‚Der Sinn der „Wertfreiheit“ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften‘, befasste sich Weber mit der Bedeutung des Nutzens von Sachen für die Entstehung von Kultur. Am Beispiel der gotischen Kirchen erläutert er, dass das spezifisch technische Problem, große Häuser mit einem möglichst leichten Dach zu versehen, zu der besonderen Architektur, die noch heute als Gotik erkennbar ist, führte⁴³. Das bedeutet auch, dass Kultur nicht nur wert-, sondern auch zweckrational entsteht oder genauer, dass der Kulturwert häufig aus dem sachlichen Zweck, dem Gebrauchswert, einer Sache entsteht. Damit ist das Problem aufgehoben, dass Kultur als etwas angesehen wird, was Verhalten determiniert, ohne aus der Individualität veranlagt zu sein. Das rationale Schaffen von Gebrauchsgegenständen, die gleichzeitig konkret als Kulturobjekte zu betrachten sind, zeigt, dass Kultur eben keine rein von der Individualität abgeschiedene Handlungskomponente ist.

Die Beachtung des Nutzens der verwendeten Sachen ist für die Analyse der Drogenkultur besonders wichtig. Man muss erkennen, dass auch die schmutzige, stumpfe und unsterile Spritzenadel eines Junkies einen Nutzen erfüllt, nämlich Heroin von schlechter Qualität und bei allgemein geringer Verfügbarkeit in möglichst effektiver Form in den Körper zu bringen. Diese rein sachliche Kulturdeutung ist bei der Kulturanalyse nicht minder wichtig als der subjektive Wert, den der Benutzer dem Heroin zuspricht.

Kulturdefinition. Als Kulturdefinition wird für diese Arbeit die von Max Weber verwendet. Diese wird weiter unten noch genauer aus einer sozialen Situation abgeleitet, zitiert und mit dem Machtbegriff – Macht ausnahmsweise nicht als Chance, sondern als Fakt, weil angewandt, gedacht – um die Komponente einer genauen Dekulturationsdefinition erweitert.

Hier an dieser Stelle soll zunächst auf zwei Besonderheiten der Kulturdefinition hingewiesen sein, nämlich dass (1) sie auf den subjektiven Sinn eines Handelnden

⁴² Weber (1922a, 3); vgl. unabhängig davon: Slater (1997, 101ff.).

⁴³ Vgl. Weber (1922b, 482)

abzielt. Das ist keine besondere Feststellung, jeder Soziologe weiß dies (sollte dies wissen). Die Besonderheit zeigt sich bei einer genauen Betrachtung der Wortwahl: es geht um Wertideen. Die Aussage, es gebe einen bestimmten Wert, und dass dieser einer Person oder Gruppe zu Eigen sei, ist damit ausgeschlossen⁴⁴. Vielmehr gilt der Wert zunächst nur als Idee und dieser muss dann noch ein Ausdruck durch eine Handlung oder sonstige Äußerung gegeben werden. Der Wert ist dann nicht etwas ‚Seiendes‘, sondern etwas teils ‚Seinsollendes‘ und teils ‚Seiendes‘⁴⁵. Auf diese Weise kann die Wirkung der Idee analysiert werden.

„Dabei gilt es, inhaltlich bestimmte Ideen aus dem Konglomerat der Ideen zu isolieren und ihre sozialen Konsequenzen zu identifizieren. Das bedeutet für die Kulturosoziologie die Zumutung, nicht von Kultur in einem diffusen und unbestimmten Sinne zu reden, sondern von bestimmten Ideen. Diese Ideen müssen in ihrer kognitiven Struktur entfaltet werden, um zunächst die in diesen Eigenschaften enthaltenen Handlungsrelevanzen zu erkennen. Erst wenn dies geschieht, kann ihre faktische Bedeutung für das Handeln von Individuen und Kollektiven und für seine Institutionalisierungen festgestellt werden.“⁴⁶

Damit ist die theoretische Grundlage gegeben, den sozialweltlichen Beobachter als Kulturdeuter in die Definition mit einzubeziehen, so dass (2) selbst der schlimmste Todfeind einen fremden, aber gegebenen subjektiven Sinnzusammenhang als Kultur verstehen und seine Dekulturationshandlungen

⁴⁴ Schnädelbach kritisiert in diesem Zusammenhang die „Konjunktur der Werte“ (2003, 97) in (herbei geredeten) Krisenzeiten. Seine Kritik könnte sich auch direkt auf die Drogenpolitik beziehen, denn hier werden gemeinsame Werte, die für alle gelten, also konkret: die Anti-Drogen-Werte, welchen sich niemand entziehen kann, besonders groß geschrieben. Aus den Jahresberichten 2005 und 2006 der Bundesdrogenbeauftragten Caspers-Merk (2005) und Bätzing (2006):

„Die Bewältigung dieser Aufgabe ist aber nicht nur eine Angelegenheit der Strafverfolgungsbehörden. Gefragt ist vielmehr die ganze Gesellschaft. (...) Im Umgang mit Suchtmittelkonsum muss sich die Wertegesellschaft bewähren. Und das fängt überall im Alltag an.“; Caspers-Merk (2005, 10).

„Es ist das Ziel aller Beteiligten [des Drogen- und Suchtrates], die Suchtproblematik in Deutschland weiter zu reduzieren – es handelt sich um eine Aufgabe für die ganze Gesellschaft.“ (Bätzing 2006, 14)

⁴⁵ Diese Unterscheidung ist die logische Konsequenz aus der Trennung von Sinn und Handeln. Weber hat bereits 1904 in ‚Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis‘ die Grundideen der Werturteilslehre auf dieser Unterscheidung aufgebaut. Vgl. Weber (zuerst 1904, hier: 1922b, 148ff.). In ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘ verwendet er sie wieder in der Formulierung „daß jene dem Alltagsdenken oder dem juristischen (oder anderem Fach-) Denken angehörigen Kollektivgebilde Vorstellungen von etwas teils Seiendem, teils Geltensollendem in den Köpfen realer Menschen (der Richter und Beamten nicht nur, sondern auch des »Publikums«) sind, an denen sich deren Handeln orientiert und daß sie als solche eine ganz gewaltige, oft geradezu beherrschende, kausale Bedeutung für die Art des Ablaufs des Handelns der realen Menschen haben“. Weber (1922a, 7).

⁴⁶ Lepsius (1986, 21).

darauf abstimmen muss. Weber hat die zwischenmenschliche Dekulturation als eine der möglichen Folgen von subjektiv verstandener Kultur als Teil seiner Definition konzipiert.

Ideen, Interessen und Legitimität. Weber bettet diese Definition in ein komplettes kultursoziologisches Programm. Darin wird die Bedeutung des Begriff der ‚Idee‘ weiter ausgeführt und konkreten ‚Interessen‘ gegenübergestellt.

„Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die »Weltbilder«, welche durch »Ideen« geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.“⁴⁷

Es ist die Funktion des Weichenstellens, welche die Ideen unmittelbar mit der von Interessen geleiteten Sozialstruktur verknüpfen. Kultur ist die Grundlage der Dynamik der Interessen. Die Idee weist nicht nur der Handlung den Weg, sie entsteht aus den allgemeinen sozialen Umständen und prägt diese über den Aktionsradius des einzelnen Handelnden hinaus.

Daraus ergibt sich die Grundlegung kultursoziologischer Fragestellungen:

„Kultursoziologische Fragestellungen haben eine doppelte Richtung: auf den Entstehungszusammenhang von Ideen einerseits und auf den Wirkungszusammenhang andererseits.“⁴⁸

Bezieht sich die Analyse auf die Entstehung und Wirkung einer Unwertidee, bekommt dieser Ansatz eine besondere Prägung. Während sich bei der Aufrechterhaltung eines Wertes die Gruppe selbst sanktioniert⁴⁹, ist es bei der Durchsetzung eines Unwertes die Sanktionierung einer fremden Gruppe, deren eigener Wert die Basis der Entstehung des Unwertes und seiner Sanktionierung bildet und damit die Wirkung im Sozialen prägt. Die Wirkungszusammenhänge sind dann über den gegebenenfalls rechtlich kodifizierten Umweg der Bestrafung von Mitgliedern anderer gesellschaftlicher Gruppen vermittelt. Drei Konsequenzen für die Analyse ergeben sich daraus: (1) eine hinreichende Berücksichtigung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen; (2) eine Klärung der

⁴⁷ Weber (1920, RI 252).

⁴⁸ Lepsius (1986, 22).

⁴⁹ Vgl. Lepsius (1986, 21).

Frage der Legitimitätsgrundlagen von Strafgesetzen, welche aus Unwertideen gegenüber spezifischen Kulturwerten entstehen und (3) die Berücksichtigung der Verbotswirkung, also der effektive Erfolg ebenso wie die nicht-intendierten oder verschwiegenen Wirkungen des Verbots.

Ein Dekulturationsbegriff muss daher in Übereinstimmung mit einem Machtbegriff gebracht werden. Wie bereits angedeutet, es handelt sich um die einfache Gleichung: Unwertidee plus angewandte Macht gleich Kulturverfall. Die Frage der Legitimität von Bestrafungen bekommt dann eine Qualität, die aus den Annahmen Webers zur Legitimitätsgeltung nicht zu erschließen sind, da er nicht zwischen Außen- und Binnenlegitimität unterscheidet⁵⁰. Hier nun liegt das Legitimitätsproblem von handlungsleitenden Normen, welche aus Unwertideen erwachsen. Ihre Binnenlegitimität ist nur aus der fehlenden Außenlegitimität in der anderen, sich nicht an die Norm gebunden fühlende Gruppe ableitbar – die ihren eigenen Wert noch dazu zuerst in die Welt gebracht hat. Anders gesagt: ohne fehlenden Legitimitätsglauben der vermeintlich abweichend Handelnden gäbe es keine Legitimation der Norm. Weber hat nicht geleistet, diese Unterscheidung auszuarbeiten, vielleicht liegt hier die größte Fehlstelle in seinem beeindruckenden Gesamtwerk. Denn aus dieser Feststellung ergibt sich nicht nur die Konsequenz, dass seine Annahmen der generellen Legitimitätsgrundlagen von Herrschaft für die Analyse des Drogenverbots unbrauchbar sind (und daher weiter unten in dieser Arbeit freiheitsphilosophische Aspekte aufgegriffen werden). Daraus ergibt sich auch, dass die sinnbezogene Kultursoziologie eine kriminologische Relevanz erhält: die Analyse der Umdeutung von Kulturinhalten und -formen, welche als Kriminalitätsinhalte- und -formen neu generiert werden. Unter diesem Blickwinkel ist dann die effektive Wirkung des Verbots im Sozialen zu bewerten. Der Forscher steht mit je einem Bein auf dem Gebiet der Kultur- und der Kriminalsoziologie⁵¹.

Kulturinhalte und Kulturformen. Leider bleiben die beiden grundlegenden Begriffe zum methodischen Erfassen konkreter Kultur bei Weber ungenau gefasst. Klar ist, dass es sich bei den Begriffen ‚Kulturinhalte‘ und ‚Kulturformen‘ um eine

⁵⁰ Weber (1922a, 642ff.) und (1922c).

⁵¹ „Die Religions- und die Rechtssoziologie sind (...) die traditionellen Felder der Kulturanalyse“ (Lepsius, 1986, 21) und bei der Analyse von Unwertideen gilt dies insbesondere für die Strafrechtssoziologie, einem klassischen Feld der kritischen Kriminologie.

inhaltliche Neufassung der Thesen von Simmel zu ‚Form‘ und ‚Inhalt‘ handelt. Dazu reduziert Weber die Verwendung als universelle Grundkategorien des soziologischen Arbeitens⁵² auf eine konkrete Bedeutung für den Kulturbegriff. Kulturinhalte sind dann als „Inhalte von Kulturwerten“⁵³ zu verstehen. Kulturformen hingegen sind die realen, materiellen Ausprägungen dieser Inhalte. Das entspricht dem Schema des teils ‚Seinsollenden‘ und teils ‚Seienden‘, also der Wertidee und der Handlung bzw. Äußerung zu dieser.

Die Begründung von Kulturinhalten und Formen aus subjektivem Sinn und dazugehöriger Handlung unter Berücksichtigung von Wert und Nutzen zielt insgesamt auf eine wichtige Grundlage des Kulturverständnisses. Kultur ist deduzierbar. Das bedeutet, jeder Kulturinhalt ist einzeln verstehbar, jede Kulturform schlüssig erklärbar. Auf sprachlicher Ebene vollzieht sich dies durch die Benennung eines zweiten Substantivs oder eines spezifizierenden Adjektivs. Es gibt dann Drogenkultur, als Teil dieser gibt es Opiumkultur und als Besonderheit dieser Heroinkultur. Der Kulturvergleich unter Bedingungen der Wertfreiheit wird möglich. Es kann geprüft werden, wie sich die Kultur historisch wandelt, wie sie sich an verschiedenen Orten äußert und wie sich die einzelnen Ausprägungen zueinander verhalten. Letztlich kann die sozial verträglichste, welche sinnigerweise auch die für die Konsumenten ungefährlichste ist, bestimmt werden.

Aus der Handlung zur Wertidee allein erwachsen aber noch nicht die Kulturformen, wie sie sich dem Forscher präsentieren. Es ist mindestens ein zweiter Mensch vonnöten, der diese Handlung wahrnimmt, als kulturorientiert erkennt und darauf reagiert, sei es, dass Anerkennung, Ablehnung oder einfaches Nichtbeachten die Reaktion ist. Bildlich gesagt: Ohne Freitag kann Robinson durch seine Handlungen keine Kulturwerte zum Ausdruck bringen.

Kulturwandel. Die Konzeption von Kulturinhalten und Kulturformen zielt auf ein weiteres allgemeines Merkmal der Kulturanalyse ab: den Wandel der Inhalte von konkret gegebenen Kulturformen, denn diesen bewirkt die Dekulturation. Meist rückt bei der Analyse des Wandels von Kultur der ‚Fortschritt‘ in den

⁵² Vgl. Simmel (1992).

⁵³ Weber (1922b, 154).

Mittelpunkt, nicht der kulturelle Verfall. Diesem Fortschrittsdenken hat sich Weber entschieden entgegen gestellt:

„Sie [die Werturteile] sind ganz offenbar darin zu finden, daß wir eben die Entwicklung derjenigen Völker, die wir »Kulturvölker« nennen, als Wertsteigerung beurteilen, und daß dies Werturteil, welches den Ablauf qualitativer Veränderungen, den wir an ihnen feststellen, als eine Kette von Wertungleichungen aufgefaßt werden läßt, eben dadurch unser »historisches Interesse« in spezifischer Art auf sie hinlenkt, — bestimmter ausgedrückt: dafür konstitutiv wird, daß diese Entwicklungen für uns »Geschichte« werden. Und jene durch unsere Wertbeurteilung hergestellten Wertungleichungen, die Erscheinungen des historischen Wert- und Bedeutungswandels, der Umstand, daß jene Bestandteile des zeitlichen Ablaufes des Geschehens, welche wir als »Kulturentwicklung« bewerten und so aus der Sinnlosigkeit der endlosen Flucht unendlicher Mannigfaltigkeiten herausheben, eben für unser Werturteil in gewissen wichtigen Hinsichten, — so namentlich am Maßstabe des Umfanges der »Erkenntnis« gemessen — »Fortschritte« zeigen: — dies alles erzeugt nun den metaphysischen Glauben, als ob, auch bei Abstraktion von unserer wertenden Stellungnahme, aus dem Reiche der zeitlosen Werte in das Reich des historischen Geschehens durch Vermittelung, sei es der genialen »Persönlichkeit«, sei es der »sozialpsychischen Entwicklung«, ein Jungbrunnen hinübersprudle, welcher den »Fortschritt« der Menschheitskultur in die zeitlich unbegrenzte Zukunft hinein »objektiv« stets von neuem erzeuge.“⁵⁴

Diese Ablehnung des Fortschrittsdenkens auf dem Gebiet der (Wert-)Beurteilung von Kultur kann durch eine Betrachtung der Kultur, die im Wandel vergeht, unterstrichen werden. Dabei ist gerade eine Analyse der Dekulturation kriminologisch tragfähig, d.h. sie fasst den Kulturwandel unter Berücksichtigung gegebener Kriminalitätsdefinitionen und hängt nicht dem Fortschrittsdenken eines auf dem Gebiet der Werte urteilenden Kulturverständnisses nach.

Die Kriminologie kennt bereits ein teilweise brauchbares Modell des Wandels von Kultur unter Bedingungen der Ablehnung. Dieser Wandel wird nach Becker als ‚Karriere‘ einer Person oder einer subkulturellen Gruppe definiert. Damit ist die wandelnde Einwirkung zwar erfasst, jedoch unter Einbeziehung des oben genannten Problems der Verwendung des Subkulturbegriffes, hier hauptsächlich um die Einwirkung auf die Interaktion innerhalb einer Gruppe zu erfassen. Legt man jedoch den Kultursinn der übereinstimmenden Handlungen bzw. Lebensführungen der Gruppenmitglieder zugrunde, lässt sich bei der Analyse des

⁵⁴ Weber (1922b, 61f).

Wandels von Kultur unter Bedingungen der Anfeindung bzw. Kriminalisierung auch der Kulturverfall direkt thematisieren.

Drei allgemeine Annahmen gelten für eine solche Thematisierung. Zuerst einmal gilt die Annahme, dass der Kulturverfall aus sich selbst erfolgen kann⁵⁵. Zweitens gilt die Annahme, dass Dekulturation auch in der Auflösung oder Unterbindung von Tradition und Vergemeinschaftungen durch moderne, vergesellschaftende Rationalisierungsprozesse entsteht. Dies ist der vielleicht wichtigste Aspekt, denn damit ist klar, dass die Dekulturation nicht zwingend von Kriminalitätsdefinitionen abhängig ist. Die Moderne selbst schafft die Bedingungen zum Sinnverlust. Bei der Drogenproblematik wird dies ganz deutlich bei der Betrachtung des Lebens von Samuel Taylor Coleridge oder, in ganz anderem Zusammenhang stehend, bei den aktuell in den Medien diskutierten ‚Flatrate-Parties‘ mit ‚Komasaufen‘ – die alten Griechen haben noch gewusst, wie man Wein mit Wasser mischt und wie sich ein jeweiliges Mischungsverhältnis auf den Alkoholrausch auswirkt⁵⁶. Die Schutzmechanismen einer gemeinen Drogenkultur sind in der Moderne außer Kraft gesetzt. Die Grundlagen der markt- und anstaltsmäßigen Vergesellschaftung, die rationale Kapitalwirtschaft und die nicht minder rationale Bürokratie, bewirken selbst den Verfall kulturellen Sinns bei den Menschen und lenken die Entstehung neuen Sinns in enge Bahnen. Die dritte Annahme, bei der die Dekulturation durch geplante Repression, hier konkret: die Moralisierung des 19. Jahrhunderts und das spätere Drogenverbot und seine Durchsetzung, erwirkt wird, ist die stärkste Form – nicht nur als Kriminalisierung konkreter Kulturformen wie der Drogenkultur, sondern auch anders – etwa als Krieg, Kolonialisierung, Sklaverei und vieles mehr⁵⁷.

Unter Bedingungen der Kriminalisierung der Drogenkultur sind die Unterschiede zwischen gemeiner Drogenkultur mit Schutzmechanismen und moderner Vergesellschaftung ohne diese im Gesetz verankert, zugunsten letzterer. Die Dekulturation ist institutionalisiert und die negative Einwirkung auf den Kulturwert der Drogenkonsumenten wird bewusst vorangetrieben. Kulturinhalte sind dann gleichzeitig Kriminalitätsinhalte. Als solche werden sie verfolgt und

⁵⁵ Weber hat sich mit diesem Kulturverfall von innen heraus schon früh befasst in „Die soziologischen Gründe des Untergangs der antiken Kultur“, vgl. Weber (1896, hier 1924a).

⁵⁶ Vgl. Marzahn (1994, 25ff.), vgl. auch Wassenberg (2001) zum „Verlust der Trinkkultur“.

⁵⁷ Eine ungemein nützliche Analyse – sprachlich nicht immer einfach, inhaltlich aber überaus aufschlussreich – dieser allgemeinen Aspekte findet sich bei Thurn (1986); vgl. den gesamten Artikel.

damit ändert sich ihre Kulturform. Die Entstehung der Kriminalitätsdefinitionen als Folge der Kulturentwicklung und die Wirkung des Verbots auf die Kultur sind damit die wesentlichen Phänomene, die es zu analysieren gilt.

Kulturinhalte- und formen als Kriminalitätsinhalte- und formen. Kriminalität ist grundsätzlich an die kulturellen, politischen, ethischen und juristischen Eigenarten eines jeweiligen sozialen Verbandes gebunden. Damit ist Kriminalität überall (mit gesetzten Grenzen) anders definiert und könnte an einem gegebenen Ort auch anders (oder gar nicht) definiert sein – „die Produktion der Risiken ebenso wie die selektive Kriminalisierung derselben [ist] historisch-geographisch (...) variabel“⁵⁸. Kulturinhalte können so ‚Kriminalitätsinhalte‘ werden, damit ist gemeint, dass Kriminalitätsdefinitionen inhaltlich gefasst werden, etwa für juristische oder administrative Zwecke und zur Zuweisung von Verantwortung für geschehene Handlungen. Diesen Handlungen lag ein Sinn zugrunde, möglicherweise ein genuiner Kultursinn, daher werden Kulturinhalte zu Kriminalitätsinhalten. Kriminalitätsformen ergeben sich dann aus Unterscheidungen von Gewaltkriminalität, Eigentumskriminalität oder eben Drogenkriminalität, wobei besonders letztere ursprünglich als Kulturform angesehen werden kann.

Drei klare Gründe sprechen für die Analyse von Kriminalitätsinhalten als Kulturinhalten, von Drogenkriminalität als Kulturform, die von außen zum Schlechten verändert wird.

1. Der Inhalt des Kulturwertes war Sinn und wurde Handlung, *bevor* die Kriminalitätsdefinition als Negativ des Kulturwertes erdacht wurde; oder der Kulturwert wurde als solcher unter den Bedingungen der Kriminalisierung geboren (dann mag sogar der Reiz des Verbotenen selbst dem Kulturwert zugrunde liegen).
2. Die angewandte Kriminalitätsdefinition ist eine *Zuschreibung von Sinn*, die den Inhalt des Kulturwertes nachträglich in ‚Unsinn‘ verwandelt, die Handlungsunterlassung fordert und aus der Nichtbeachtung dieser Forderung die Sanktion ableitet, also Verantwortung zuweist⁵⁹.
3. Der Kulturwert *bleibt* trotz Kriminalisierung Kulturwert, denn er verbleibt ja beim Handelnden, aber er ‚erleidet‘ dann die Dekulturation. Die Kulturinhalte wandeln sich zum vermeintlich Wert- und Nutzlosen, und mit ihnen die Kulturform.

⁵⁸ Hess und Scheerer (1997, 86).

⁵⁹ Vgl. Sack (1979 [1968]; 1972); Schütz und Luckmann (2003, 452).

Drogenkriminalität als Kriminalitätsform kann daher mit den Mitteln der Kulturosoziologie untersucht werden. Die Verwendung des Kriminalitätsbegriffes – nicht des abweichenden Verhaltens – in dieser Konzeption unterstellt ein generelles Merkmal zur Verfasstheit der untersuchten Einheit: eine gesetzte Ordnung, auf die ein mit Zwangsmitteln ausgestatteter bürokratischer Apparat aufbaut. Nur vergesellschaftete Großgruppen kennen diese Form der Negativität von Kulturinhalten. Das Tabu vergemeinschafteter Gruppen fordert auch die Handlungsunterlassung, aber das spezifische Merkmal der Bürokratie ist nur modernen Gesellschaften zu Eigen.

Lebensführung. Warum ist der Begriff der Lebensführung so wichtig für die Erklärung der Dekulturation der Heroinkultur? Reicht nicht die Benennung des Drogenverbots als Dekulturationsmotor, zusammen mit der Feststellung, dass dies eine Eigenart der Moderne ganz allgemein zu sein scheint? Nein. Das hat eine ganze Reihe von Gründen. Zunächst einmal ist der Begriff ganz allgemein zentral in Webers Kulturosoziologie. Innerhalb der theoretischen Soziologie gibt es eine Debatte, ob Weber dem Begriff eventuell mehr Gewicht beigemessen hat, als dem Handlungsbegriff selbst⁶⁰. Dabei ist die Antwort auf diese Frage recht leicht, sie sind gleichberechtigt. Wert- und zweckbezogene Handlungen verdichten sich bis hin zu einer spezifischen Lebensführung. Idealtypisch – und zur Erklärung direkter, intersubjektiver Dekulturation in definierbaren Situationen – lassen sich Wertidee und Unwertidee, Kulturhandlung und Gegenmaßnahme, singulär und systematisch gegeneinander setzen. Für biografische und historische Erklärungen bedarf es des Lebensführungsbegriffes, der die Gesamtheit der kulturorientierten Sinngebungen erfassen kann.

Konkret braucht man ihn, um die protestantische, die proletarische und die romantische Lebensführung als Grundlagen der modernen Rationalisierungen, welche die Aspekte der gemeinen, gemeinschaftlichen Drogenkultur unterbinden, auszumachen. Das ergibt sich aus der inhaltlichen Fassung des Begriffes. Allgemein gilt folgende Definition, Lebensführung ist die:

⁶⁰ Gephart (1998, 110ff.).

„allgemeine Formung des eigenen Lebens im Hinblick auf Ziele, normative Werte, religiöse Überzeugungen usw., wie sie sich auch in alltäglichen Handlungen kundtut.

Bei M. Weber das Insgesamt des „praktischen Verhalten“, der auch alltäglichen Lebensäußerungen, in denen sich die Gestaltwirkung einer religiösen Überzeugung, einer sozialen Konvention, eines ethnischen Gemeinschaftsgefühls, einer ständischen Ehre o.ä., einer von einer Gruppe geteilten Lebens- und Weltauffassung ausdrückt.“⁶¹

Auch die Lebensführung der Junkies selbst lässt sich nach dieser Definition begreifen. Damit können mit dem Konzept gleichzeitig Kriminalitäts- und Krankheitsaspekte erklärt werden, und zwar unter der Berücksichtigung der Tatsache, dass Drogenkonsum selbst weder kriminell noch krank ist, sondern dass Dekulturation kriminell und krank macht. Drogenkonsum ist nicht kriminell – darauf zielt ja die Aussage, es handele sich um dekulturnierte Kultur, ab – aber er macht kriminell im Sinne der Definitionsleistung, Kriminalisierung und der ausgeübten Beschaffungskriminalität. Und Rausch ist nicht Krankheit. Opiate sind aus pharmakologischer Sicht gesundheitlich unbedenklich, solange die Dosierung bekannt ist und die Dosissteigerung vermieden wird. Die Konsumenten jedoch kennen die Dosis nicht (wegen der Streckmittel) und haben oft größte Probleme, die Dosissteigerung zu vermeiden. Dazu kommt das ‚Krank-machen‘ im echten Sinn: Sekundärinfektionen jeder Art (HIV, Hepatitis, Tuberkulose, Abszesse) sind die wirklichen medizinischen Probleme der Opiatkrankheit. Mit dem Lebensführungsbegriff lässt sich dieser Komplex nicht nur entwirren, sondern als Teil des Problems selbst erkennen.

Die bisherige Verwendung des Kulturbegriffs in der Kriminologie. Die bisherigen konzeptionellen Verwendungen des Kulturbegriffes in der Kriminologie sind ebenfalls von den genannten Problemen geprägt, dass ‚Kultur‘ zwar Ordnung und Struktur außerhalb der eigenen Bindungen erkennbar macht, dass es aber gerade diese spezifischen Merkmale sind, die auch abgelehnt werden können. Ein schlüssiges Kulturkonzept, welches auch für die Kriminalsoziologie brauchbar sein soll, muss die Herkunft des Kulturbegriffes und die Inhalte seiner alltagsweltlichen Varianten kritisch berücksichtigen und ein alternatives Programm formulieren. Dieses beinhaltet (1) ein variables Kulturverständnis,

⁶¹ Fuchs-Henritz (1994, 392).

eines, „(...) das die zentrale Funktion der Kultur heraushebt, die dem Menschen die Anpassung an seine physische, natürliche, historische oder gesellschaftliche Umwelt erlaubt“⁶². Kultur ist eine Variable für den einzelnen Menschen und damit muss der Forscher in der Lage sein, seine Sichtweise auf die Kultur des Menschen ebenfalls variabel zu halten. (2) wird die Kreation von Kulturobjekten berücksichtigt. Beide Punkte begründen die Notwendigkeit einer subjektbezogenen Kulturdefinition. Die Analyse der kulturbezogenen Sinnggebung der Menschen wird damit zu dem zentralen Hauptmerkmal. Das entspricht der kriminologischen Herangehensweise über den Begriff der ‚Sinnprovinz Kriminalität‘. Ohne Begriff davon, was Kultur für den Einzelnen bedeutet – und dies am besten so, dass nicht nur der Sinn einzelner Handlungen, ‚Taten‘ mag man als Kriminologe denken, sondern der Sinn des ablaufenden Lebens erfasst werden – kann keine weiterführende Begründung von Kultur als etwas außerhalb des Einzelnen Stehendem gegeben werden. Dieses Kulturverständnis wiederum gilt es, in die Kriminologie zu transportieren, bei der Drogenforschung sogar bis in die Gesundheitswissenschaften. Der Analysegegenstand ist dann eine ‚Sinnprovinz Kultur‘, deren Fortbestand und Weiterentwicklung von der Definition als Kriminalität und Krankheit bedroht ist und diese Eigenschaften letztlich in Form von Beschaffungskriminalität und Infektionskrankheiten wirklich annimmt: es handelt sich um Kultur als Kriminalität und Krankheit.

Subkultur. Schon an dieser ersten Voraussetzung, einer kriminalsoziologischen Betrachtung einen schlüssigen Kulturbegriff zugrunde zu legen, scheitern die gängigen Subkulturtheorien. Das liegt ganz einfach daran, dass die Unterscheidung von ‚Kultur‘ und ‚Subkultur‘ den gleichen Bias in sich trägt, wie der Ursprung des Kulturkonzeptes, Kultur als Abgrenzungsmerkmal von anderen Menschen zu erschaffen – mit dem Unterschied, dass die Kategorie des Lokalen nicht trennt und die Frage der Mobilität und des Landbesitzes aufwirft, sondern dass jene, von denen geschieden werden soll, den gleichen Raum teilen (dieses Problem manifestiert sich in der Diskussion um die ‚Drogenszene‘). Daher wird kein klarer Begriff genannt, sondern lediglich von einer ‚Hauptkultur‘ oder einer ‚allgemeinen Kultur‘ ausgegangen, von welcher sich die Subkultur abgespalten

⁶² Sack (1971, 269).

hat. In diesem Sinne ist der Begriff der Subkultur ein Ausgrenzungsbegriff, genau so wie der allgemeine Kulturbegriff der ersten Stunde.

„Der Begriff bzw. die Idee der Subkultur hat die gleichen erkenntnismäßigen Funktionen für die Analyse und die Erklärung menschlichen Verhaltens innerhalb ein und derselben Gesellschaft, wie die Idee der Kultur für das Verhalten der Menschen in verschiedenen Gesellschaften mit unterschiedlicher Kultur.“⁶³

Die weitere Ausführung beinhaltet dann zumeist das klassische Argument, dass die Subkultur die Wertmaßstäbe der Hauptkultur ablehnt⁶⁴. Dazu gehört die kriminalpolitische Intention, eine Verhaltensänderung bei den Angehörigen der Subkultur herbeizuführen. Diese Absicht wiederum beruht auf der Unterscheidung von ‚Kultur‘ als etwas außerhalb des Handelnden Angesiedeltem, welches die Handlung determiniert gegenüber dem situationsbedingten Handeln.

„Die Trennung des Verhaltens in kulturbedingtes und situationsinduziertes ist wichtig für die mögliche Strategie einer Verhaltensänderung, etwa im Rahmen der Sozialpolitik oder auch für die Entwicklungshilfepolitik.“⁶⁵

Sack kritisiert damit, dass die Berücksichtigung des situationsabhängigen Verhaltens kriminalpolitisch verwertbar ist, um eine Anpassung an die gängigen Wertinhalte zu erzwingen bzw. anders herum, dass die verstärkte Wahrnehmung von Ordnung und Struktur eine situationsbezogene Zuschreibung von Verantwortlichkeit unnötig macht. Die Fixierung auf den Subkulturbegriff dieser Variante nach Cohen unterminiert dies allerdings, da es eine Wahrnehmung einer möglichen kulturellen Determinierung des Verhaltens – was dann die Wahrnehmung von Ordnung und Struktur implizieren würde – entgegensteht.

„Das Prinzip der kulturellen oder normativen Induzierung des Verhaltens stößt insbesondere dann auf Schwierigkeiten, wenn es auf Verhaltensweisen angewandt wird, die von den institutionalisierten Normen und Erwartungen abweichen, die die Werte und die Moral einer Gesellschaft oder Gruppe verletzen.“⁶⁶

⁶³ Sack (1971, 269).

⁶⁴ Cohen, A.K. (1972). Die Annahme der Ablehnung der Hauptkultur wird kombiniert mit der Annahme von Anpassungsproblemen; vgl. auch Lamnek (1996, 152ff.).

⁶⁵ Sack (1971, 268).

⁶⁶ Sack (1971, 264).

„Die kaum gegebene oder nur mühsam zu erlangende Distanz zu solchen abweichenden Erscheinungen in der Gesellschaft macht diese im Grunde existenziell noch bedrohlicher als die der Angehörigen fremder Gesellschaften und Kulturen.“⁶⁷

Dieser Kritik ist zu folgen, und das ist ein Grund, warum für die vorliegende Analyse nicht das Subkulturkonzept, sondern jenes der Dekulturation gewählt wurde. Das Dekulturationskonzept versteht einen solchen Ansatz selbst als Generator der Dekulturation, da die Forcierung der Handlungsunterlassung keine Legitimitätsgrundlage gegenüber dem ursprünglichen Kulturwert hat, da sie Kulturwerdung bzw. bereits gewordene Kultur unterminiert.

„Im Falle des Vorliegens eines autonomen kulturellen Musters verlangt die Änderung des Verhaltens die Stornierung eines Enkulturationsprozesses.“⁶⁸

Daher wurde für die vorliegende Analyse ein Kulturverständnis konzipiert, welches das situationsbedingte und sinnhafte Handeln miteinbezieht und als Teil einer kulturell (dekulturiert) geprägten Lebensführung versteht, ohne dem Handelnden seine kulturelle Zugehörigkeit abzusprechen oder diese als abschaffbar zu verstehen. Auch die Berücksichtigung von Objekten für die Kulturwerdung, hier die Drogen und die dazu gehörigen Gebrauchsgegenstände, zielt auf situationsbezogene Verhaltensweisen ab, ohne der Handlung die ordnende und strukturgebende Komponente der Kultur zu nehmen. Die Verbesserung konkreter Lebenssituationen, hier sind die von Drogengebern gemeint, lässt sich damit über die von den Kulturträgern verwendeten Sachen konzipieren.

Der erstgenannten klassischen Position der Subkultur steht eine weitere gegenüber. Hier wird davon ausgegangen, dass Subkultur eigene Wertmaßstäbe hat⁶⁹, welche auch direkt gegen die Hauptkultur zielen können (Gegenkultur)⁷⁰. Diese sind darauf gerichtet, den impliziten Individualismus, welcher die potentielle Wahrnehmung von Kultur bei den real als abweichend wahrgenommenen Menschen unterbindet, nicht zu teilen. Hier dient das Subkulturkonzept dann dazu, Ordnung und Stabilität auszumachen und damit das

⁶⁷ Sack (1971, 270).

⁶⁸ Sack (1971, 266).

⁶⁹ Miller (1972); vgl. Lamnek (1996, 168ff.).

⁷⁰ Yinger (1960); vgl. auch Lamnek (1996, 163ff.).

Anklagende in der Bewertung als Abweichung abzuschwächen. Diese Position vernachlässigt also die individuelle Seite und gesteht dem Handelnden zu, kulturell bestimmt zu handeln. Diese Seite entspricht eher dem hier vorliegenden Kulturverständnis, doch es ist immer noch zu einseitig. Es vernachlässigt, dass jenes außerhalb des Einzelnen Anzuesiedelnde erst selbst noch aus situationsbezogenen Handlungen erwachsen muss. Auch die zweite klassische Position unterliegt dem Dekulturationsansatz wegen des fehlenden Sinnbezugs.

Eine andere, dritte klassische Variante sind die Etikettierungsansätze, deren Vertreter argumentieren, dass die Ablehnung durch die Hauptkultur die Subkultur negativ beeinflusst (Karrieremodelle)⁷¹ und damit zumindest den negativen Wandel der angegriffenen Kultur erklären können.

Die Argumentationslogik dieser kriminalsoziologischen Erklärungen von Kultur beinhaltet einen gemeinsamen Kern, welcher von Keckeisen als „Kultur-Macht-Modell“⁷² bezeichnet wurde. Das Problem besteht darin, dass mit diesem Modell keine sinnbezogene und handlungstheoretische Begründung der Entstehung von Kultur geboten werden kann, welche dann der Definitionsmacht anderer ausgesetzt ist. Die Betonung des subjektiven Sinns muss also auch auf das Kultur-Macht-Modell angewendet werden. Dabei kann man durchaus die Inhalte von Kulturwerten von zwei einzelnen Personen innerhalb einer konflikthafter sozialen Beziehung gegeneinandersetzen, um weitere Zuordnungen bezüglich Gruppenzugehörigkeit, Kriminalitätsdefinitionen und anderen übergeordneten Kausalitäten daraus abzuleiten.

Ein weiteres Problem der Annahme einer ‚dominanten‘ Kultur ist die Bedeutung dieses Verständnisses für die politische Debatte. Einerseits dient es als Begründung für Ablehnungen von Drogen, da diese (1) nicht zur heimischen Hauptkultur gehören würden (und dies auch niemals könnten), also ‚kulturfremd‘ seien und (2) die Hauptkultur schädigen würden, hierzulande gefasst durch den Begriff ‚Volksgesundheit‘, welche durch Drogen geschädigt wird. Andererseits wird dieses Fehlverständnis zur Forderung liberaler Drogenpolitiken verwendet, diesmal mit Blick auf die Subkulturen, in denen schließlich Schutzmechanismen zur Schadensminimierung bei/nach Drogenkonsum feststellbar seien. Beiden

⁷¹ Becker (1997).

⁷² Vgl. Keckeisen (1976, 109ff.). Der Autor bezieht sich nur auf Etikettierungsansätze, bezüglich der Subkulturtheorien müsste man genauer von ‚Kultur – Macht – Kultur – Modellen‘ ausgehen.

Argumenten mangelt es an theoretischer Begründbarkeit. Es muss eine Erklärung geben, die unabhängig von dem Dualismus Hauptkultur vs. Subkultur ausgeht, um zu zeigen, dass die Annahmen zu ‚kulturfremd‘ und ‚Volksgesundheit‘ neu bewertet werden müssen. Die Schutzmechanismen bedürfen einer neuen konzeptionellen Einordnung zur Klärung der Frage, wie eine kulturell orientierte Fremddefinition von Drogenkonsum möglich ist; die Annahmen zu ‚kulturfremd‘ und ‚Volksgesundheit‘ sind aus theoretischer Sicht komplett zu verwerfen, gar als Teil der Dekulturation selbst zu verstehen.

„Umso skurriler wirkt es, wenn im Kontext der Drogenprävention immer noch behauptet wird, alle anderen psychoaktiven Substanzen als der Alkohol seien ‚kulturfremd.‘ Das aktuelle Ausmaß des Gebrauches einer Droge sagt nichts darüber aus, ob sie einen kulturellen Inhalt repräsentiert oder nicht. Auch das Amerika der Alkohol-Prohibitionszeit gehörte noch der Alkoholkultur an. Die Prohibition war lediglich eine bestimmte Gestalt des kulturellen Umgangs mit der Substanz. Die aktuelle Prohibition des Gebrauches anderer Stoffe ist nicht anders zu bewerten.“⁷³

2.4. Der Begriff der Dekulturation

Die Konzeption von Dekulturation nach der beschriebenen Kulturosoziologie und den genannten Vorzügen vor dem Subkulturkonzept muss durch eine Betrachtung der bisherigen Forschung zur Dekulturation ergänzt werden. Diese ist bisher fast ausschließlich anthropologisch geprägt und insgesamt, besonders in der Soziologie, ist Dekulturation ein wenig erforschtes Feld. Daher finden sich auch kaum Einträge in sozialwissenschaftlichen Fachlexika, obwohl doch gerade dort die Kulturbegriffe gehegt und gepflegt werden. Es scheint, als sei der Kulturbegriff in der Soziologie allein dem Status und dem Wandel gewidmet, ganz dem Fortschrittsglauben der Moderne entsprechend. Die einzige hier vorliegende lexikalische Definition von ‚Dekulturation‘ stammt von Koschnick, eher zufällig aus der zweisprachigen (deutsch-englischen) Version:

„Dekulturation (Dekulturierung *f*) (ethnology)
deculturation
The loss of traits by a culture.
vgl. Akkulturation“⁷⁴

⁷³ Springer (2007, 12).

⁷⁴ Koschnick (1992a, 176).

Der Verlust von Eigenschaften einer Kultur – die Aussage ist auf den ersten Blick nicht sehr gehaltvoll, besonders weil sowohl ‚Eigenschaft‘, als auch ‚Kultur‘ gänzlich unbestimmt bleiben. Gemessen an dem oben skizzierten Kulturverständnis stimuliert diese allgemeinste Definition von Dekulturation einen Gedanken, der noch häufiger auftauchen wird: Drogenkultur verliert durch Dekulturation ihre Eigenschaft der Schutzfunktionen und Kontrollmechanismen, sie wird zu ‚Kriminalität‘ und ‚Krankheit‘ gleichermaßen, ohne dass der Wertbezug für den Handelnden verloren geht und daher eine Lebensführung entsteht, die den Tod als ständigen Begleiter akzeptiert. Diesen Denkansatz gilt es im Folgenden weiter auszuführen, denn er beinhaltet schon die Antwort auf die Frage nach der Akzeptanz des Sterbens. Ein weiterer Blick auf die bereits vorliegenden Thematisierungen rund um den Dekulturationsbegriff wird zeigen, dass diese konkrete Dekulturation auf Fremdeinwirkung beruht und nicht aus sich selbst geschieht, denn dann würden Schutzmechanismen entstehen und nicht vergehen.

Die Hinweise auf die ethnologische Prägung und der Verweis auf den Begriff ‚Akkulturation‘ sind hilfreich bei der Weiterführung dieses Gedankens. Aus demselben Lexikon:

„Akkulturation (Kulturaneignung, Kulturübertragung, Kulturanpassung, Kulturübernahme)

acculturation

1. The process whereby an individual or a group acquires the cultural characteristics of another through direct contact and interaction.
2. The transmission of culture from one generation to another within the same culture.
3. As the process of contact between cultures, acculturation may involve either direct social interaction or exposure to other cultures by means of the mass media. As the outcome of such contact, acculturation refers to the assimilation (> Assimilation) by one group of the culture of another which modifies the existing culture and so changes group identity.

vgl. Sozialisation, Assimilation⁷⁵

Häufig wird der Begriff ‚Akkulturation‘ in Überschneidung mit dem Begriff ‚Enkulturation‘ benutzt. Bei Koschnick findet sich ein eigener Eintrag:

⁷⁵ Koschnick (1992b, 28).

„Enkulturation
enculturation (Melville J. Herskovits), cultural conditioning, culturalization
(Clyde H. Kluckhohn)

The process whereby individuals are taught to adopt the values, and to manifest the behaviours, that are approved to their society, particularly the process whereby they adopt new cultural patterns in adulthood.

(...)”

vgl. Akkulturation, Kulturalisation, Sozialisation“⁷⁶

Ähnlich das ‚Lexikon zur Soziologie‘, welches keine Dekulturationsdefinition enthält, aber ebenfalls je einen Eintrag zu ‚Akkulturation‘ und ‚Enkulturation‘⁷⁷. Festhalten lässt sich, dass der Begriff hauptsächlich auf individuellen bzw. gruppenspezifischen Kulturerwerb im ethnologischen Sinn abzielt und damit im Grenzgebiet der Sozialisation angesiedelt ist. Dekulturation ist nach diesem Verständnis der Verlust von zuvor verinnerlichter Kultur – wo diese herkommt, bleibt auch dabei offen. Die gestalterische Wirkung von situations- und subjektbezogener Kulturwerdung wird nicht thematisiert, die Gestalt der Kultur besteht aus sich selbst.

Drei Probleme mit diesem ethnologischen Konzept sind, dass (1) keine klare Unterscheidung von individuellem und kollektivem Kulturerwerb bzw. -verlust gegeben wird. Dazu gehört, (2) dass die historische Genese der zu verinnerlichenden Kultur ebenso außer Acht bleibt, wie der Sinnbezug der nach der Verinnerlichung folgenden Kulturhandlungen, die diesen Sinn gewissermaßen wieder in die Welt geben. Beide Punkte beinhalten denselben Kern: wie eine Substanz hängt die Kultur über einer Gruppe und kommt in die Mitglieder hinein, aber nicht wieder hinaus. Es ist die bereits genannte Problematik, dass ‚Kultur‘ als etwas Faktisches steht, welches den Ursprung des Handelns außerhalb der Person ansiedelt. In den Termini nach Weber steht hier die Kulturform über den Kulturinhalten, letztere wirken aber nicht wieder zurück. Dazu kommt speziell bei der Betrachtung der Dekulturation, dass (3) die bewusste ‚gründliche Verfolgung‘ (von Bibra), die einem Kulturverlust oft vorausgeht, nicht deutlich genug hervorgehoben wird. Lediglich der kurze Hinweis auf die ‚Assimilation‘ beim Lexikoneintrag zu ‚Akkulturation‘ berücksichtigt mögliche Fremdeinwirkungen.

⁷⁶ Koschnick (1992c, 254).

⁷⁷ Es gibt drei Autoren zu zwei Einträgen zu ‚Akkulturation‘: vgl. Wittig (1994, 26); Lautmann (1994, 26); Klima (1994, 167).

Die Unterscheidung dieser Begriffe ist es dann auch, die sich in der anthropologischen Literatur findet, hier auf Hawaii bezogen:

„If we can think of assimilation as the process by which emigrants become socialized to the dominant culture, usually of a „nation state“, we need a term to denote the process by which a colonized culture is transformed by a colonizer. Following Haunani Kay Trask (1984/85), I use the term „deculturation“. It is particularly graphic in Hawaii’s history.“⁷⁸

Die Definition von Dekulturation wird demnach aus der Umkehrung der Logik des Assimiliationsbegriffes hergeleitet. Die Definition beinhaltet das wichtige Hauptmerkmal, dass die Dekulturation von ursprünglich Außenstehenden aktiv gemacht wird. Der restliche Teil des Zitates beinhaltet jedoch die genannten Probleme: das weiter oben bereits erwähnte, generelle Problem der Annahme einer Hauptkultur (hier konkret auf den Assimiliationsbegriff bezogen) und die just beschriebene Vernachlässigung der konkreten Sinnzusammenhänge.

Der Islamwissenschaftler Olivier Roy verwendet ebenfalls dieses anthropologische Verständnis des Kulturerwerbs und –verlustes in seinem aktuellen Werk „Der islamische Weg nach Westen“⁷⁹, dennoch bekommt gerade die Verwendung des Dekulturationsbegriffes die geforderte Dimension: Dekulturation geschieht nicht einfach, sie beruht auf der negativen Wahrnehmung und aktiven Ablehnung von Kulturhandlungen. Der von Roy so genannte Neo-Fundamentalismus weist diese Eigenschaft auf, ganz konkret werden hier die kulturellen Werte anderer islamischer Gruppen abgelehnt:

„Tatsächlich lehnt er [der Neo-Fundamentalismus] ja das Kulturkonzept ab, ob man darunter nun künstlerische oder geistige Erzeugnisse, oder, nach anthropologischer Definition, ein integriertes System gesellschaftlich erworbener Werte, Glaubenssätze oder Verhaltensregeln versteht.“⁸⁰

⁷⁸ Manicas (1997, 1; Internetquelle). Zwei weitere Punkte aus dieser Dekulturationsanalyse sind zu erwähnen: die hawaiianische Kultur ist nicht einfach zusammengebrochen und die Hawaiianer waren nicht nur passiv. Beides kann auf die kriminalsoziologische Betrachtung übertragen werden, eine kriminalisierte Kulturhandlung verschwindet nicht einfach und hört nicht auf, eine solche zu sein; und dass gerade die Junkies nicht passiv sind, sieht man daran, dass Selbsthilfegruppen zu den effektivsten Maßnahmen gegen die Dekulturation und ihre lebensbedrohlichen Folgen gehören.

⁷⁹ Roy (2006).

⁸⁰ Roy (2006).

Damit soll ein „rein religiöses Verhaltens- und Normensystem“ erschaffen werden, welches „von jeder Umgebungskultur entkoppelt“⁸¹ ist. Auch die Taliban gehören zu dieser neo-fundamentalistischen Gruppe des Islam.

„Die Taliban hatten der traditionellen afghanischen Kultur den Krieg erklärt. Wie bei allen Neofundamentalisten üblich, hatten sie es erst einmal auf die „schlechten Muslime“ abgesehen, während die Bekämpfung der westlichen Kultur erst an zweiter Stelle kam. (...) Sie verboten Musik, Filme, das Tanzen und sogar das Steigenlassen von Drachen. (...) Das Halten von Singvögeln wurde untersagt (...).“⁸²

Roy trifft also den Kern der Sache: Menschen, welche die Kulturhandlungen anderer ablehnen, sind die hauptsächlichen Intiatoren von Dekulturation. So könnte man polemisieren, die unnachgiebigsten Prohibitionisten seien die Taliban der Drogenkultur, nicht zuletzt weil sie, ebenso wie die Taliban, „über das absolute Monopol auf dem Feld der Symbolik“⁸³ verfügen wollen.

Dennoch trägt diese Konzeption nach Roy die anderen genannten Probleme des anthropologischen Verständnisses. Es ist also die Feststellung, dass ein Dekulturationsbegriff aus der Anfeindung von Kulturgegnern erdacht werden sollte, die zur weiteren Verwendung stehen bleibt und die mit einem sinnbezogenen Kulturverständnis kombiniert werden sollte.

In dieser Arbeit wird Dekulturation sinnbezogen erklärt: konkurrierende Wertideen, je für sich teils sinnhaft (als Idee zur Wahrnehmung) und teils wirklich (als Handlung zur Idee), stehen in einem Spannungsverhältnis, welches, sobald es sich einer Seite zuneigt, die Dekulturation der anderen Seite bewirkt.

„(...) man kann noch heute [1855] täglich die Beobachtung machen, daß eine große Anzahl von Menschen Dinge, welche sie nicht verstehen, entweder belachen oder sich vor denselben fürchten.“⁸⁴

Der nächste Schritt ist, dass die Dekulturation eingelebt und institutionalisiert wird, also dass sie, die furchtsamen Menschen, einen Krieg – „gründliche

⁸¹ Roy (2006).

⁸² Roy (2006).

⁸³ Roy (2006, 256). Die große Bedeutung der Definitionsmacht auf dem Feld der Symbolik ist in der Drogenforschung bekannt; vgl. Gusfield (1963).

⁸⁴ Von Bibra (1855, 151.).

Verfolgung“ – gegen die Sache machen, aus ihrer Sicht „*ein zum Aberglauben verleitendes Ding, ein Blendwerk des Teufels*“⁸⁵.

Der Freiherr von Bibra hat dieses Grundprinzip der Drogen-Dekulturation am Beispiel der koka-kauenden Indios und der Wahrnehmung dieses Drogengebrauchs durch die spanischen Besatzer beschrieben. Die Spanier merkten jedoch recht schnell, dass kauende Indios fügsamere und belastbarere Arbeiter waren. Die Steigerung der Arbeitsfähigkeit wurde mit der Zeit wichtiger bewertet als die Inhalte der negativen Wertideen.

Begriffliche Probleme im Drogendiskurs und ihre Bedeutung für politische Argumentationen. Mit der Verwendung des Subkulturbegriffes zur Erklärung von Drogenphänomenen verhält es sich wie mit dem ungenauen Kulturbegriff in der Kriminologie. Das Bild der dominierenden Kultur dominiert. Das gilt z.B. bei der Erklärung von Drogenszenen:

„Diese Subkultur, die ‚Szene‘, ist ein eigenartiges von der dominierenden Kultur abgeschottetes Feld (...).“⁸⁶

Damit ist das genannte Problem der Subkulturtheorie angesprochen, nämlich die Fehlannahme einer dominierenden Hauptkultur, welche (a) verhindert, dass eine klare Kulturdefinition gegeben wird und (b) den Kulturwandel nur unzureichend erklären kann.

Nicht minder wichtig jedoch ist die zweite Bedeutung dieser Fehlannahmen zum Dualismus von Haupt- und Subkultur: die gängigen, in kritischen Schriften stets verwendeten Annahmen über Ausbildung von Schutzmechanismen innerhalb der Subkultur verlieren ihre theoretische Grundlage und damit auch die Grundlage zur Verwendung für politische Forderungen – und dies, ohne inhaltlich falsch zu sein⁸⁷. Mit dieser Feststellung ist also keineswegs gemeint, es soll sofort wiederholt sein, dass deren Forschung zu Ritualen und Sanktionen bei den Konsumenten falsch seien; diese sind empirisch ermittelt. Es soll lediglich darauf hingewiesen sein, dass schützende Rituale und Sanktionen in nicht-kriminalisierten Vergemeinschaftungssituationen der Normalfall und nicht die

⁸⁵ Von Bibra (1855, 151f.).

⁸⁶ Degkwitz (2002, 33).

⁸⁷ Vgl. Harding (1982); Zinberg (1984); Harding & Zinberg (o.J., Internetquelle); Harding & Zinberg (1977, Internetquelle).

Ausnahme sind. Deshalb sollte der Denkansatz zu einem Idealtypus von kontrolliertem Konsum nicht über den Subkulturbegriff erfolgen und mitgedacht sein, dass der Subkulturbegriff aus theoretischer, kultursoziologischer Sicht ganz allgemein wenig brauchbar ist.

Im Drogendiskurs werden auch die Begriffe En- und Dekulturation häufiger gebraucht, jedoch zumeist nicht genau genug definiert. Zwei Beispiele, welche sich auf andere Drogen als Opiate beziehen:

Cannabis / Enkulturation:

„Schließlich geht es – gerade, aber nicht nur im Cannabis-Bereich – um die Erforschung von Enkulturationsprozessen. Derzeit – scheint uns – ist die Erforschung des Prozesses einer latenten Enkulturation von Cannabis in Deutschland eine der faszinierendsten sozialwissenschaftlichen Fragen überhaupt.“⁸⁸

Kokain / En- und Dekulturation:

„Der Artikel zeichnet ein aktuelles Profil des Kokainkonsums in Deutschland. Anhand dieser gegenwärtig stark diskutierten Droge wird der Versuch unternommen, der Frage nachzugehen, inwieweit wir von einer en- oder dekulturierten Substanz sprechen können. Wenn sich auch empirische Belege finden lassen, daß wir nicht von einer enkulturierten Substanz sprechen können (mangelnder Verbreitungsgrad, ‚Spurenlosigkeit‘ des Kokains in unserem Kulturkreis, Kokainverbot), so ist Kokain damit keineswegs dekulturiert. Vielmehr scheint Kokain beides zu sein und zwar auf einem Kontinuum vielfältiger kultureller Bedeutungsweisen, die von unterschiedlichen gesellschaftlichen Kollektiven geteilt werden.“⁸⁹

Im ersten Zitat bleibt verdeckt, dass das Besondere an der Cannabis-Enkulturation ist, dass sie unter den Bedingungen institutionalisierter Dekulturation stattfindet, daher wird sie unspezifisch (‚latent‘ und ‚faszinierend‘) gedeutet. Im zweiten Zitat werden die Begriffe En- bzw. Dekulturation ausgewogen benutzt, jedoch ohne Bezug zu einer konkreten Definition oder einem Begriff des kulturellen Wandels. Zu statisch wird von der Frage ausgegangen, ob die Substanz denn nun in ‚der Kultur‘ enthalten sei oder nicht, ohne die Prozesshaftigkeit des gleichzeitigen Werdens und Vergehens von Kokainkultur zu erfassen.

Bei aller Kritik an der Verwendung des Kulturbegriffes an bestimmten Stellen innerhalb der zitierten Artikel muss festgehalten werden, dass ihr Inhalt und Beitrag zum Drogendiskurs wegweisend sind. Der Beitrag von Degkwitz ist

⁸⁸ Kaulitzki & Stöver (1996, 200).

⁸⁹ Kemnesies (2000, 21).

interdisziplinär und tiefgreifend, besonders bezüglich des Verständnisses von Sucht als Lebensweise; der Beitrag von Kaulitzki und Stöver legt ein Fundament für eine aufgeklärte und aufklärende Drogenpolitik, besonders bezüglich Cannabis; und der Beitrag von Kemnesies liefert fundierte Ergebnisse zum Stand des Kokainkonsums in Deutschland⁹⁰.

2.5. Literaturwissenschaftliche Grundlagen der Drogenforschung

Die Literaturwissenschaften nehmen eine Sonderrolle bei der Drogen-, insbesondere bei der Opiumforschung, ein. Das liegt nicht nur daran, dass die gesammelten Werke der Drogenkonsumenten unter den Schriftstellern ein eigenes Forschungsgebiet innerhalb der Literaturwissenschaft begründen (insbesondere Coleridge und De Quincey), sondern daran, dass diese Werke eine Primärquelle für die Antwort auf fast jegliche Fragestellung anderer Disziplinen bieten. Dabei ist weniger die wissenschaftliche Qualität des Beitrages zur Antwort ausschlaggebend, die sich dem Inhalt eines jeweiligen Werkes eventuell entnehmen ließe, als viel mehr die Art der Rezeption durch die Allgemeinheit und die dadurch bedingte Rückwirkung auf die wissenschaftliche Fragestellung. Das entspricht der Sichtweise des ‚cultural approach‘, denn sowohl Werke und Leben der Schriftsteller als auch die Wirkung werden selbst kultursoziologisch deutbar. Damit bildet die Einbindung einer literaturwissenschaftlichen Komponente in die gesamte Analyse eine der Grundlagen zur Bewertung der etablierten Ansätze (legal und medical approach) vor ihrem kulturellen Entstehungshintergrund.

Um dieses Vorgehen zur Anwendung bringen zu können, bedarf es dreier allgemeiner Klärungen: (1) Welcher Art war (und ist) denn nun die Wirkung von Lebensführung und Werkinhalten der ‚dichten Dichter‘? (2) Gab es entgegengesetzte Einflussnahmen der Medizin oder der Politik auf Werke und Leben der Dichter? (3) Wie lässt sich aus der Antwort auf Frage eins und zwei eine Leitlinie zur eigenen Verwendung der Literatur, der Biographien und der dazu gehörenden Deutungen fassen?

⁹⁰ Daher ist diese Kritik gleichzeitig eine Leseempfehlung.

Zu Frage (1): Die Wirkung war zunächst einmal eine ganz allgemeine. Die Bücher und Gedichte wurden von vielen Menschen gelesen, zumeist von Angehörigen der Mittel- und Oberschicht. Dabei stand das Interesse an der schriftstellerischen Leistung im Mittelpunkt, gepaart mit ein wenig Aufregung über die Wahl des Opiumthemas oder den realen Opiumkonsum des jeweiligen Autors⁹¹. Aus dieser allgemeinen Rezeption entstammen die direkten Bewertungen, besonders bezüglich der ‚Confessions of an English Opium Eater‘ von De Quincey, welche in den Wissenschaften teils bis heute prägend sind.

Die Ärzte hatten damals noch nicht die wissenschaftliche Deutungshoheit und die vermeintlich allgemeingültige Moral war noch nicht in Strafgesetze gegossen. Daher mussten sich die Ärzte inhaltlich mit den Confessions auseinandersetzen, was soweit führte, dass De Quincey als Kapazität auf dem Gebiet des Wissens über Opium galt.

Ein geadelter Arzt, selbst Freund der Opiumpfeife und hauptsächlich als britischer Armeeangehöriger in Indien tätig, hat das bemerkt und bezüglich De Quincey kommentiert:

„The opinion of one man is not likely to be of much use in settling a question connected with a habit practised by millions of people (...) the language of the opium-eater must (...) be read with that amount of allowance which we naturally concede to poetical writers.“⁹²

Was Hehir ausführt ist, dass De Quincey eben nicht als wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiet der Opiumforschung gelten kann, aber so genommen wurde. Doch auch die genau umgekehrte Meinung findet sich. Horace Day hat einen Band zusammengestellt, welcher die wissenschaftliche Brauchbarkeit der literarischen Quellen hervorhebt, er nennt diese Texte „professional only in an accidental way“⁹³, aber als solche seien diese eben doch brauchbar und zwar konkret, um die Behandlung der Opiatkrankheit zu verbessern.

Nach und nach wurden Vorwürfe laut: De Quincey habe viele zum Opiumkonsum angestiftet, hieß es von Seiten der Moralisiierer. Die stärksten Vorwürfe kamen aus den USA, als De Quincey schon gestorben war.

⁹¹ Vgl. Berridge und Edwards (1987, 53).

⁹² Hehir 1894, zitiert nach Milligan (2003, XXXI); vgl. dort den gesamten Abschnitt.

⁹³ Day (2004, 2).

„(...) such a book as [the confessions] would create a longing and open way to a road that has a certain ending in a life's bondage.“⁹⁴

De Quincey selbst hatte noch zu Lebzeiten auf ähnliche Vorwürfe reagiert, indem er in der zweiten Fassung seiner Confessions einige Stellen änderte, darunter jene Passage, in der er sich zuvor als einziges Mitglied der ‚Church of Opium‘ bezeichnet hatte. In der zweiten Fassung bezeichnete er sich lediglich als deren Papst, um auf die steigende Zahl von Opiumessern hinzuweisen⁹⁵.

Eigentlich hatte De Quincey diese zahlenmäßige Steigerung der Opiumesser schon in der ersten Version der Confessions kommentiert. Gleich zu Anfang beschwört er die damals schon vorherrschende, aber gerade heute so feststehende Angst, die Ausbreitung des Opiumkonsums sei unaufhaltsam:

*That those eat now, how never ate before
And those who always ate, now eat the more*⁹⁶

Der Gedanke, dass sich Drogenkonsum unaufhaltsam, gewissermaßen wellenartig, in medizinischer Sprache epidemisch, ausbreitet und die gesamte Gesellschaft bedroht und dass diese Bedrohung aus der Droge selbst erwächst, beherrscht die Vorstellung über das Wirken von Drogen noch heute⁹⁷. Es scheint, als habe er ein Eigenleben entwickelt: Zuerst verwendet von De Quincey, dann von Fitz Hugh Ludlow in einem halb literarischen, halb wissenschaftlichen Artikel – *„The habit is gaining fearful ground among our professional men, the operatives in our mills (...)“*⁹⁸ – bis genau dieser Satz in ‚The Opium Problem‘ von Terry und Pellens zitiert wird⁹⁹ und die Annahme der unaufhaltsamen Ausbreitung damit den wissenschaftlichen Raum gänzlich betreten hat; schließlich in der absichtlichen Übertreibung bei der Schätzung der Abhängigen in den

⁹⁴ Kane (1881), zitiert nach Milligan (2003, XXXI); paradoxerweise hat derselbe Autor, Kane, später den gleichen Ansatz wie Horace Day gewählt und versucht, De Quinceys Beschreibung der graduellen Reduktion zur Behandlung zu verwenden und daher die ‚De Quincey home method‘ propagiert; vgl. Milligan (2003, XXXI); vgl. Berridge und Edwards (1987, 163). Von Kane stammt auch eine durchaus sachliche Beschreibung des Opiumrauchens in den USA der 1880er, welche lediglich durch die Verwendung einer stark negativistischen Abbildung einer Opiumhöhle an Qualität einbüßt.

⁹⁵ Vgl. Milligan (2003, 270).

⁹⁶ De Quincey (2003, 6).

⁹⁷ Vgl. White (1979, Internetquelle).

⁹⁸ Ludlow (2004a, 189).

⁹⁹ Vgl. Terry & Pellens (1970, 5).

1910er und 20er Jahren durch US-amerikanische ‚Forscher‘, denen die Prohibition mehr am Herzen lag als die Forschungsethik¹⁰⁰, auf die Spitze getrieben wurde und heutzutage als Kernannahme der gängigen Prävalenzforschung gelten kann.

Es ist also schon auf den ersten Seiten der ‚Confessions‘ zu sehen, wie De Quincey in seinem Werk das Denken über das Opium an einzelnen Stellen in bestimmte Richtungen lenkt. Der Gedanke selbst war schon existent, aber einen Gedanken aufzuschreiben bedeutet immer auch, ihn wahr zu machen¹⁰¹. Er hat den Gedanken so gefasst, dass er bis heute von jedem verstehbar ist und regelmäßig in verschiedenen Variationen wiederholt wurde, obwohl er sachlich falsch ist. Der Ursprung massenhafter Verbreitung von Drogen liegt im Sozialen, in der Produkterzeugung und –distribution sowie dem Konsumverhalten moderner Menschen ganz allgemein.

Doch nicht alle Inhalte wurden auf diese Weise mit einem Eigenleben versehen, welches sich ständig weiterentwickelte, andere Inhalte wurden reduziert, so dass ihre ursprüngliche Bedeutung verloren ging. Das gilt für die Bedeutung des Wortes ‚tranquillity‘. Ursprünglich eine Lebenshaltung bezeichnend, wurde es von De Quincey, Coleridge und Wordsworth in die englische Sprache eingeführt. Heute ist es fast nur noch als ‚Tranquillizer‘ bekannt und bezeichnet die Medikamentengruppe der Benzodiazepine. Diese gibt es nur auf Rezept, also nicht ohne Konsultation eines Arztes und eines Apothekers – von Lebenshaltung und Wertbezogenheit keine Spur.

Letztlich enthalten die Confessions (und andere Werke) Informationen, die sehr interessant sind, besonders was die wissenschaftliche Brauchbarkeit angeht, die bisher nicht rezipiert wurden. Dazu gehört De Quinceys Beschreibung der präventiven Konsumkontrolle (nicht der oft aufgegriffenen Reduktion), die dem voraus greift, was in dieser Arbeit weiter unten als ‚Toleranzbewusstsein‘ definiert wird.

Die langfristige Wirkung der Opiumschriften, besonders der Confessions, auf Medizin und Politik war also eine stark prägende, jedoch selektiv auf einzelne Inhalte ausgerichtet. Die Leben und die Werke der Opiumschriftsteller wurden immer wieder zur Begründung bestimmter Sichtweisen herangezogen. Die

¹⁰⁰ Vgl. Courtwright (1982, 28ff.).

¹⁰¹ Vgl. Simmel (1992, 429f.).

Medizin und die Politik wurden massiv beeinflusst, sei es, dass die Autoren als Kapazitäten auf dem Gebiet der Opiumwissenschaft galten, oder dass ihnen Vorwürfe gemacht wurden, sie seien verantwortlich für den Opiumkonsum späterer Generationen, seltener, um Qualitäten oder Ungefährlichkeit des Opiums hervorzuheben.

Die vollständige Bedeutung dieser Feststellung wird allerdings erst klar, wenn man sie auf die umgekehrte Wirkung der Medizin und Moral auf die Drogenschriftsteller bezieht – die Münze hat zwei Seiten.

Zu Frage (2). Die Rückwirkung der medizinischen und politischen Sichtweise auf die Leben und die Werke der Schriftsteller wird zu oft unterschätzt. Das kann man für jeden der Autoren erkennen: Coleridge war jahrzehntelang in Behandlung, hat sogar direkt bei den Ärzten gewohnt. De Quincey schimpfte die Ärzte Lügner und versuchte sich an einer eigenen Reduktionskur. Burroughs schrieb viel über die verschiedensten Behandlungsansätze, selten aber gut über Ärzte; er ist auch derjenige, dessen Werke am stärksten politisch geprägt sind. Diese Beispiele jedoch gehen nicht weit genug, um die Vermittlerrolle der Schriftsteller für die Etablierung der medizinischen Problematisierung von Drogenkonsum zu erklären. Ein besonderes Beispiel für die Verbindung von Medizin und Literatur findet sich in den Schreibkuren des 19. Jahrhunderts. Unter den Autoren, die solche verfasst haben, sticht der Haschischesser Fitz Hugh Ludlow ganz besonders hervor. Weiter unten in dieser Arbeit wird noch häufiger sehr detailliert auf diesen Autor zurück zu kommen sein, hier geht es zunächst um den Anfang seiner Karriere als Schriftsteller. Er hatte schon als Schüler gern geschrieben, aber erst der Rat seines Arztes, negativ abwertend über seinen eigenen Haschischkonsum zu schreiben, machte ihn zu einem bekannten Autor. Diese Geschichte ist voller Skurrilitäten und Paradoxien.

Da Ludlow häufig große Mengen dieser Hanfpräparate nahm, riet ihm sein Arzt, eine ‚writing-cure‘ zu machen. Auch andere Drogenbenutzer schrieben solche Kuren¹⁰². Mit dem Aufschreiben der eigenen Drogenerlebnisse sollte die individuelle Affinität zur Abstinenz gefördert werden, dies sollte die heilende

¹⁰² ‚An Opium Eater in America‘ von William Blair (1991 [1842]; auch abgedruckt und kommentiert in Day (Hg.) 2004 [1868]) gehört dazu, ebenso wie die anonymen ‚Confessions of a Young-Lady-Laudanum-Drinker‘ (1889, Internetquelle).

Komponente der ‚Kur‘ ausmachen. Gleichzeitig ließen sich die literarischen Ergebnisse solcher ‚Kuren‘ zur Verbreitung des Abstinenzgedankens nutzen, da sie stets eine Abschreckungskomponente enthielten und meist anonym zum Druck gegeben wurden, teils in literarischen, teils in medizinischen Zeitschriften. Genau hier liegt das Problem: die Werke sind weder rein literarisch, noch enthalten sie echte medizinische Informationen; sie sind also weder dem einen noch dem anderen Diskurs eindeutig zu zuordnen – oder beiden gleichermaßen. Die Schreibkuren wurden fast ausschließlich unter Rückgriff auf Thomas De Quincey verfasst. Dennoch wurden die Texte vom Arzt verordnet, ‚verschrieben‘ kann man sagen.

Die Schreibkuren zeigen, dass die Literatur über Drogen, Rausch und Sucht medizinisches Wissen und Anstöße durch Ärzte braucht. Insgesamt wird bei dieser Betrachtungsweise offen gelegt, dass sowohl naturwissenschaftliche Drogenforschung als auch literarische Verarbeitung des Drogenkonsums kulturell geprägt sind – es sind Indikatoren für den Stand der Drogen innerhalb der modernen Kultur, wobei die Messung ihrer kulturellen Bedeutung an den Schnittstellen der unterschiedlichen Diskurse ansetzen kann¹⁰³.

Ludlow hat ein eigenes Kapitel zu dieser kulturellen Verbindung von Medizin und Literatur beigetragen. Zuerst verfasste er für seine Schreibkur zwei anonym publizierte Artikel über seinen Haschischkonsum: ‚*The Hasheesh Eater*‘ (Ludlow 1856a) und ‚*The Apocalypse of Hasheesh*‘ (Ludlow 1856b), veröffentlicht in der September- und der Dezember-Ausgabe von *Putnam’s Monthly*.

Beide Artikel sind stark vom verordneten Abschreckungs- und Heilungsgedanken der Schreibkur geprägt. Der erste beinhaltet eine kitschige ‚Kill her, Kill her - Story‘. Besonders zu deuten ist jene Passage ganz am Ende des zweiten, des Dezember-Textes, in der er vorgibt, durch das Lesen des ersten, seines eigenen September-Artikels, geheilt geworden zu sein, so als habe er ihn nicht geschrieben und die writing-cure eines Anderen hätte bei ihm als reading-cure gewirkt.

¹⁰³ Heutzutage werden wieder neue Ansätze gemacht, um das Schreiben psychotherapeutisch zu nutzen. Das gilt zuallererst für die Trauma- und Stressbehandlung, etwa bei Krebsdiagnosen oder Arbeitsplatzverlust (vgl. Lepore & Smyth (Hg.) 2002). Dieser Entwicklung entstammen neue Versuche, ‚expressive writing‘ in der Suchttherapie einzusetzen (vgl. Baikie et al 2006) Allerdings wird auch hier über Stress geschrieben, nicht über individuelle Drogenerlebnisse aus der Rückschau des nun (vermeintlich) Abstinenten oder über die Gefährlichkeit von Drogen, um ein breites Publikum abzuschrecken. Die neuen Ansätze befassen sich weder rezipierend noch kritisch mit ihren historischen Vorläufern.

„Up to the time that I read in the September number of this Magazine the paper entitled “The Hasheesh-Eater” I had long walked among the visions of “the weed of insanity.” The recital given there seemed written out of my own soul. In outline and detail it was the counterpart of my own suffering. From that day, I shut the book of hasheesh experience, warned with a warning for which I cannot express myself sufficiently grateful. And now, as utterly escaped, I look back upon the world of visionary yet awful realities, and see the fountains of its Elysium and the flames of its Tartarus growing dimmer and still dimmer in the mists of distance, I hold the remembrance of its apocalypse as something which I shall behold again, when the spirit, looking no longer through windows of sense, shall realize its majesty unterrified, and face to face gaze on its infinite though now unseen surroundings.“¹⁰⁴

Doch der erste trägt denselben Titel wie das spätere Buch und der Nachruf bei *Harper's* ist eindeutig, dort wird der letzte Satz dieses Artikels zitiert und eindeutig Ludlow zugewiesen. Der zweite Text beinhaltet die Geburt des Pythagoräers, genau so, wie sie in eben jenem Buch enthalten ist, er ist ebenfalls eindeutig Ludlow zu zu weisen.

Beiden Texten ist zu entnehmen, dass die Schreibkur von Grund auf einer falschen Logik folgt, also dass sie auf individueller Ebene nicht heilend wirken kann¹⁰⁵. Man sieht es bei Ludlow an den Inhalten: an fiktiven Sinnbildern, konstruierten Plots und der kleinen Schwindelei (dreisten Lüge?) über die Herkunft und Wirkung des September-Artikels. All dies war Teil des Schreibkuransatzes und sollte Heilung suggerieren.

Mit dem zweiten Artikel wird Ludlow zum Pythagoräer und dies sollte für die Zukunft Teil seiner Identität bleiben, ebenso wie der Haschischkonsum. Die Komponente der individuellen Heilung schlug also fehl, wie die meisten Schreibkuren diesbezüglich insgesamt misslingen. Beim Beenden des Haschischkonsums hat es ihm nicht geholfen. Stattdessen machte er ein Buch daraus, welches mehrfach aufgelegt wurde. Die literarische Wirkung auf die Leserschaft war so groß, dass er sogar die Anonymität aufgab. Man sieht, wie die erwartete medizinische Heilung in die literarische Geburt des Pythagoräers transformiert wird. Das Schreiben regt die kreative Verarbeitung des Rausches und der Visionen an und führt so zu einer Festigung der drogenbezogenen Individualität. Dies wird durch die hohe Nachfrage nach dem Buch noch

¹⁰⁴ Ludlow (1856b, 630).

¹⁰⁵ Vgl. dazu allgemein: Derrida (2003, 25).

verstärkt. Die negativistische Komponente der Schreibkur ist auf ein Minimum reduziert.

Ludlow schrieb in allen Haschisch-Schriften davon, den Haschischkonsum beendet zu haben, so als habe die ‚Schreibkur‘ ihren individuellen Zweck erfüllt. Doch er hat nicht aufgehört, er hat heimlich weiter konsumiert. Aus dem Nachruf (hier auch die genaue Zuweisung der ersten Schreibkur):

„Of course, in the brightness of his eye and a certain glittering vivacity of address, there was something which suggested to the Easy Chair that the young man had not written quite truly when, at the very end of the article, “The Hasheesh-Eater,” he said: “I raised the little girl’s hand to my lips, and kissed it, and since then I have taken no other hasheesh than such as that.” But he evaded all leading questions, and made no confessions, and the Easy Chair’s acquaintance with him did not authorize any thing more than a general friendly warning.“¹⁰⁶

Damit befand er sich in der Situation eines ‚secret addict‘: aufgrund des sozialen Erwartungsdrucks zur Abstinenz, geäußert als ‚freundliche Warnung‘, wurde der Konsum heimlich weitergeführt – obwohl doch jeder wusste, dass er der Pythagoräer war.

Auch die bei der Verordnung von Schreibkuren angestrebte Verbreitung des Abstinenzgedankens ist nur eine rein literarische Textkomponente, wie die besagte ‚Kill her, Kill her –Story‘ zeigt. Diese Anti-Drogen-Sinnbilder und -Erzählungen sind stark negativistisch geprägt. Das hat zur gesellschaftlichen Verbreitung der allgemeinen Ablehnung von Drogen geführt, aber auf der Basis literarischer Erfindungen. Diese rein fiktiven Dichtungen finden sich auch heute noch im Alltagswissen über Drogen, in der Drogenpolitik und den medizinischen Definitionen. Die Behandlung durch Schreibkuren hat also nicht nur die Leben und Werke der Drogenschriftsteller – so sie solche Kuren gemacht haben – sondern auch das Alltagswissen über Drogen massiv geprägt.

Zu Frage (3): Die wechselseitige Wirkung von Literatur auf die medizinische Sichtweise bzw. die moralisierende Haltung bzw. die Wissenschaft allgemein zu erkennen, muss die Grundlage der eigenen Verwendung der Drogenliteratur und der Biografien der Schriftsteller werden. Bei der Frage nach der kulturellen Bestimmung von Opiumsucht und Opiumverbot müssen sich die

¹⁰⁶ Harper’s New Monthly, Editor’s Literary Record (1870b, 139).

wissenschaftlichen Quellen ebenso an den literarischen messen lassen, wie umgekehrt, denn so, wie die literarischen Quellen ‚professional in an accidental way‘ sein können, können die wissenschaftlichen Quellen ‚unprofessional in an accidental way‘ sein. Ein Vorgehen, welches auf dieser Annahme aufbaut, führt zu Arbeitsweisen und in der Folge zu Ergebnissen, die weder den Erwartungen der Drogenpolitik noch den gängigen medizinischen Definitionen und Therapien entsprechen. Das mag manchem Forscher oder Therapeuten nicht passen:

„Tell this obvious truth to a doctor, and he will shrug his shoulders. He talks of literature, Utopia, and the obsessions of the drug addict.“¹⁰⁷

Die wissenschaftlichen Schriften sind oft nicht weniger literarisch, utopisch und obsessiv, tragen jedoch den Deckmantel der rationalen Wissenschaft, der moralischen Überlegenheit und den Nimbus des Unfehlbaren. Der wissenschaftliche ‚Tunnelblick‘ schränkt das Sichtfeld des Drogenforschers immer dann ein, wenn die Erwartung der Totalabstinenz die Grundlage eines Werturteils wird, welches jede Schaffung von Erfahrungswissen unterbindet. Weber hat sich dazu geäußert, was es für den Ablauf der Forschung und ihre Wirkung bedeutet, ein Werturteil konsequent zu vertreten (sonst bezieht er sich ja eher auf die Weiterführung des Gedankens, also die Ablehnung von Werturteilen):

„Ich kann jemandem, der mir mit einem bestimmten Werturteil entgegentritt, sagen: mein Lieber, du irrst dich ja über das, was du selbst eigentlich willst. Sieh: ich nehme dein Werturteil und zergliedere es dir dialektisch, mit den Mitteln der Logik, um es auf seine letzten Axiome zurückzuführen, um dir zu zeigen, daß darin die und die »letzten« möglichen Werturteile stecken, die du gar nicht gesehen hast, die vielleicht sich untereinander gar nicht oder nicht ohne Kompromisse vertragen und zwischen denen du also wählen mußt. Das ist nicht empirische, aber logische Gedankenarbeit. Nun aber kann ich ferner sagen: wenn du gemäß diesem bestimmten, wirklich eindeutigen Werturteil im Interesse eines bestimmten Sollens handeln willst, dann mußt du, nach wissenschaftlicher Erfahrung, die und die Mittel anwenden, um deinen, jenem Wertaxiom entsprechenden, Zweck zu erreichen.

Passen diese Mittel dir nicht, so mußt du wählen zwischen Mitteln und Zweck. Und endlich kann ich ihm sagen: du mußt bedenken, daß du, nach wissenschaftlicher Erfahrung, mit den für die Realisierung deines

¹⁰⁷ Jean Cocteau (1991, 197). Das Zitat steht bei Cocteau in etwas anderem Zusammenhang. Er ist der Meinung, dass die modernen Menschen Drogen brauchen, um die Anstrengungen des modernen Lebens zu meistern.

Werturteils unentbehrlichen Mitteln noch andere, unbeabsichtigte Nebenerfolge erzielt. Sind dir diese Nebenerfolge auch erwünscht; ja oder nein?¹⁰⁸

Durch die Verwendung künstlerisch-literarischer Quellen können die Werturteile, die weite Teile des Drogendiskurses prägen, gefasst werden.

Allerdings ist nicht impliziert, dass diese Quellen als ‚wahr‘ im Sinne von ‚verifiziert‘ betrachtet werden, sondern als ‚wahr‘ im Sinne von ‚subjektiv erlebt bzw. erlebbar‘. Es handelt sich daher um eine Kategorie des deutenden ‚Verstehens‘ von Irrationalität, welche sowohl den literarischen als auch den wissenschaftlichen Quellen zu Eigen sein kann.

„Wir können für seine Interpretation [die Interpretation der Irrationalität] uns, wenigstens prinzipiell, das Ziel stecken, sie nicht nur als »möglich« im Sinn der Vereinbarkeit mit unserem nomologischen Wissen »begreiflich« zu machen, sondern sie zu »verstehen«, d.h. ein »innerlich« »nacherlebbares« konkretes »Motiv« oder einen Komplex von solchen zu ermitteln, dem wir sie, mit einem je nach dem Quellenmaterial verschieden hohen Grade von Eindeutigkeit, zurechnen. Mit anderen Worten: individuelles Handeln ist, seiner sinnvollen Deutbarkeit wegen, — soweit diese reicht — prinzipiell spezifisch weniger »irrational« als der individuelle Naturvorgang.“¹⁰⁹

Das nomologische Wissen, in diesem Fall die Rechtsdogmatik und die Abhängigkeitsdefinitionen, wird erweitert um die Kategorie des Verstehens der individuell-irrationalen Handlungen der Literaten (als Konsumenten) und der Wissenschaftler, welche als Vertreter des nomologischen und dogmatischen Wissens diese Irrationalität nicht erfassen können.

Weiter können damit die Sinngehalte einer Prüfung nach Kriterien der Wertfreiheit unterzogen werden. Dabei zeigen sich dann auch die Schwächen der Literaten gegenüber den Wissenschaftlern. Gerade Burroughs Schriften leiden an einem Fehlverständnis historisch-kultureller Aspekte des Drogenkonsums. Doch das Fehlverständnis der alten Kultur ist selbst aus der dekulturnierten Lage, in der sich Burroughs befand, entstanden. Das Soma-Beispiel, erst Burroughs, dann doppelt Weber:

„Wie ich höre, soll es in Indien einmal einen gutartigen Junk gegeben haben, von dem man nicht süchtig wurde. Er wurde soma genannt und

¹⁰⁸ Weber (1924b, 417f.).

¹⁰⁹ Weber (1922b, 67)

erscheint in bildlichen Darstellungen als wunderbarer blauer Strom. Falls dieses soma je existiert hat, dann gab es auch Den Pusher, der es in Flaschen abfüllte und verkaufte und sich das Monopol darauf sicherte – und damit verwandelt es sich in dreckigen ordinären JUNK, wie gehabt.“¹¹⁰

„Auch der große priesterliche Kultakt: das Soma-Opfer, war ursprünglich offenbar eine kultisch temperierte Rausch-Orgie, die vielbesprochenen Dialoglieder des Rigveda vermutlich verblaßte Reste kultischer Dramen. (...) Den Laien ist beim Opfer der »Kelch entzogen«: nur der Priester trinkt Soma.“¹¹¹

Der Zugang zu Soma war also monopolisiert, aber Burroughs irrt, was die Wertabschöpfung betrifft. Der moderne Junkie kennt das Geld und weiß den Wert seiner Droge stets darin zu bemessen, er weiß ja gerade, dass er unter Entzugsbedingungen bereit ist, einen zu hohen Preis zu bezahlen. Die Droge wird zum Synonym für Geld und andersherum; im schottischen Straßenslang, wie er sich in ‚Trainspotting‘ von Irvine Welsh findet, ist ‚poppy‘ das Geld – *„Goat the poppy?“*¹¹² heisst ‚Got the money?‘.

Doch zu Zeiten der Soma-Rituale war Geld noch kein Wertmotiv. Stattdessen wurden das Wissen um Soma und die nachweisliche Teilnahme der Ahnen am Konsum zur Grundlage der Monopolisierung des Zugangs zum Außerweltlichen und damit zum Charisma des Zauberers.

„Da das Wissen der Brahmanen Geheimlehre war, ergab sich die Monopolisierung der Zulassung zur Lehre für die eigene Nachkommenschaft von selbst. Neben die Bildungsqualifikation trat nun Abstammungsqualifikation. Für das daçapaya (einen Teil des Opfers) wurde die Ahnenprobe: 10 Ahnen, die Soma getrunken haben, vermutlich zuerst deshalb notwendig, weil beim Opfer der Verdienste der Ahnen gedacht wurde.“¹¹³

Man sieht deutlich, dass Burroughs sich irrt, und warum er sich irrt. Seine eigene Biografie, geprägt von dekulturniertem Drogenkonsum, gleichzusetzen mit Krankheit und Kriminalität, verhindert eine adäquate Deutung des alten Somagebrauches.

Dieses methodische Vorgehen ist, bei den gegebenen Eigenwilligkeiten des Drogendiskurses, eine Möglichkeit, die kreuztolerante Kulturbezogenheit des

¹¹⁰ Burroughs (1978, 541f.).

¹¹¹ Weber (1920, RII 134f.)

¹¹² Welsh (2001, 21).

¹¹³ Weber (1920, RI 61).

literarischen und wissenschaftlichen Umgangs mit Drogen selbst offen zu legen und Schwächen in den gängigen Sichtweisen auf zu zeigen¹¹⁴.

2.6. Zusammenfassung der Einleitung

Zwei Fragen wurden zu Beginn gestellt. Wie lässt sich die Selbstzerstörung mittels Opiaten, welche teils sogar glorifiziert wird, erklären? Und zweitens, welche Lösungsmöglichkeiten bieten sich? Die erste Frage wird soziologisch, kriminologisch und, in etwas geringerem Maße, gesundheitswissenschaftlich verstanden – gebündelt unter einem allgemeinen Kulturkonzept. So wird erklärt, wie Kultur als Kriminalität und Krankheit umdefiniert wird und dies wird Dekulturation genannt. Die zweite Frage zielt kritisch auf das symbolträchtige Feld der Drogenpolitik, doch auch diese wird vor ihrem historischen und kulturell geprägten Hintergrund untersucht. Konkret bedeutet dies, den gängigen medizinisch und politisch-juristisch geprägten Ansätzen einen kulturellen Ansatz entgegen zu setzen. Diese allgemeinste Einordnung der vorliegenden Arbeit begründet, den direkten Zugang über eine erste Klärung des verwendeten Kulturkonzeptes samt einer Abgrenzung von klassischen Subkulturtheorien sowie der bisherigen Forschung zum Dekulturationsbegriff zu suchen. Daraus ist Folgendes festzuhalten:

Der Gegenstand der Kriminalsoziologie ist die ‚Sinnprovinz Kriminalität‘. Bei der inhaltlichen Definition einzelner Kriminalitätsformen kann es Überschneidungen mit genuinen Kulturhandlungen geben. Daraus ergeben sich zwei Dimensionen der Analyse: die systematische Untersuchung konkreter sozialer Beziehungen, die von Sinn und Widersinn, von Wertidee und Unwertidee geprägt sind; und die historisch-genetische Erklärung der gesellschaftlichen Stellung des Analysegegenstandes.

Dazu muss jedoch erst geklärt werden, worum es sich bei der ‚Idee der Kultur‘ überhaupt handelt. Die Wahrnehmbarkeit von Ordnung, Stabilität und Struktur in

¹¹⁴ Zwei Themen fehlen in dieser Parallelisierung: (1) es ist nicht genau geklärt, um welche Substanz es sich bei Soma handelte (in Indien könnte es sich um ein Fliegenpilz-Präparat gehandelt haben; vgl. Wasson 1971); (2) die Transplantation der Soma-Thematik in die moderne Welt nach Huxley's *Brave New World* (2004a).

Gruppen außerhalb der eigenen beinhaltet die Möglichkeit, diese konkreter als zuvor abzulehnen. Etwas oder jemand ist nicht einfach nur fremd und vielleicht feindlich, sondern seine Einordbarkeit zu bestimmten Gruppen mit besonderen Merkmalen kann die Grundlage von konkreten Unwertideen bezüglich der fremden, anderen Kultur bedingen. Das gilt für Nationalstaaten untereinander, für Nationalstaaten gegenüber (vermeintlich) herrschaftsfreien Gebieten und auch innerhalb einer Gesellschaft für das Verhältnis von Kultur und Subkultur, letztlich sogar für das Für und Wider von Wertidee und Unwertidee in einer sozialen Beziehung zweier Handelnder.

Eine weitere generelle Annahme bezieht sich auf die ‚kulturelle Verhaltensinduzierung‘ im Gegensatz zu situationsspezifischem Verhalten. Diese hat kriminologische und kriminalpolitische Bedeutung, doch die einfache Berücksichtigung der Bedeutung von Objekten stellt in Frage, ob diese Trennung überhaupt aufrecht zu erhalten ist. Objekte (Dinge) können kultursoziologisch ganz wie Objektivierungen (Wörter) betrachtet werden.

Letztlich läuft alles darauf hinaus, ein sinnbezogenes Kulturkonzept zu verwenden. Dieses hebt die Trennung der kulturellen Bestimmtheit des Verhaltens von dem situationsspezifischen Verhalten auf und thematisiert den Wandel von Kultur derart, dass der Kulturverfall nach Kriminalisierung erklärbar wird. Max Webers Kulturdefinition beinhaltet diesen Kern und bietet gleichzeitig die Möglichkeit, die Brücke zur Kriminalsoziologie und der ‚Sinnprovinz Kriminalität‘ zu schlagen. Über die Begriffe ‚Kulturinhalte‘ und ‚Kulturformen‘ lässt sich das Verhältnis bestimmen: Der Inhalt des Kulturwertes war Sinn und wurde Handlung, *bevor* die Kriminalitätsdefinition als Negativ des Kulturwertes erdacht wurde, die angewandte Kriminalitätsdefinition ist eine *Zuschreibung von Sinn*, der Kulturwert *bleibt* trotz Kriminalisierung Kulturwert. Diese methodische Verbindung von Kultur- und Kriminalsoziologie zum Zwecke der Erklärung der Dekulturation lässt sich von etablierten Subkulturtheorien und der bisherigen Forschung zum Dekulturationsbegriff abgrenzen.

Ferner wird davon ausgegangen, dass die Opiumliteratur und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser einen wichtigen Beitrag zum Gesamtverständnis der Bedeutung der Opiate in der Gesellschaft leisten können.

3. Opiate im historischen Kontext

3.1. Enkulturation ohne Ende

Seit der Mensch die Wirksamkeit des Mohnsaftes erkannt hat, verwendet er ihn. Ausgehend von den ersten Handelszentren des Mittelmeerraumes in der Antike hat sich die Kultivierung der Schlafmohnpflanze ausgebreitet. Wo der Mohn nicht wuchs, wurde er eingekauft. Um diese Agrikultur und den Handel mit Opium herum haben sich Mythen, Kulte und Rituale gebildet, die sich bei Homer und in der griechischen Mythologie ebenso wieder finden, wie in den Geschichten aus 1001 Nacht aus dem Orient.

Die Verwendung war zumindest in Europa fast ausschließlich medizinisch. Berichte über anderweitige Verwendungen aus dem Orient wurden mit Verwunderung zur Kenntnis genommen:

„es haben die perser in gebrauch, dasz sie das opium gar oft genießen (...) sie sagen es macht einen kühnen und behertzten muth.“¹¹⁵

Diese medizinische Enkulturation findet in Europa ihren vorläufigen Höhepunkt in der Isolierung und darauf folgenden Verbreitung des Morphiums und der Patentmittel, zu der auch die Werbung kräftig beigetragen hat. Dann beginnt die Übergangsphase zum modernen, berufsmäßig betriebenen Kapitalismus. Zu dieser Zeit, besonders in England an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und in den USA etwa 60-70 Jahre später, sind dann die ersten Ansätze zur Transkulturation zum Genusskonsum festzustellen – was nicht jeder gerne wahrnimmt, und damit beginnt auch die Dekulturation des Opiumgebrauchs und seiner Benutzer.

Die folgenden Abschnitte beschreiben den Umgang mit Opium im 19. Jahrhundert mit Blick auf die Vorgänge der Kulturwerdung, die mit Opiumgebrauch zusammenhängt. Dabei werden folgende Aspekte verdeutlicht:

- die Geschichte der medizinischen Opiatverwendung in Industrieländern und die jeweiligen Produkte,

¹¹⁵ Kant, zitiert nach: Der Digitale Grimm, Eintrag ‚Opium‘, verfasst von M. Lexer (2004 [1885]).

- das kulturelle Selbstverständnis und die Lebensführungen der opiumabhängigen Romantiker Coleridge und De Quincey (diese Ausführungen beschreiben die historischen Grundlagen der Theorie zur romantischen Lebensführung, wie sie im folgenden Kapitel abgehandelt werden),
- die soziale Einbindung des pseudo- oder nicht-medizinischen Gebrauchs eben dieser Produkte am Beispiel der Opiumkritiken von Marx und Engels, deren Aussagen bündeln quasi alle wichtigen Opiumthemen des 19. Jahrhunderts,
- der durch Europäer initiierte Opiumhandel von Indien nach China, die Opiumkriege – hier tritt die Überlegung in den Vordergrund, dass das chinesische Opiumproblem ein konstituiertes und konstruiertes Problem war, da die chinesische Regierung ein außen- wie innenpolitisches Interesse an der Problematisierung hatte.

Damit werden die historischen Fakten zur Opiumverwendung so gefasst, dass die weiter unten folgende Kulturdeutung bezüglich Lebensführung und Dekulturation überhaupt erst möglich wird.

3.2. All the drowsy syrups of the world

*Not poppy, nor mandragore,
Nor all the drowsy syrups of the world,
Shall ever medicine thee to that sweet sleep
Which thou ow'dst yesterday
Shakespeare, Othello¹¹⁶*

Paracelsus – *Aureolus Philippus Theophrastus Paracelsus ex Familia Bombastorum ab Hohenheim, Philosophus, Medicus, Mathematicus*¹¹⁷ – gilt als einer der Begründer der modernen Medizin, weil er sich von der mittelalterlichen Galenik abwandte. Mit der speziellen Medizingeschichte des Opiums ist sein Name untrennbar verbunden, weil er das über Jahrhunderte gängigste Opiummedikament erfand:

*Ich hab ein Arcanum, heiß ich Laudanum,
ist über das alles, wo es zum Tode weichen will.¹¹⁸*

¹¹⁶ Zitiert nach Berridge & Edwards (1987, XXIII); vgl. auch Booth (1996, 29); vgl. auch Trocki (1999, 21).

¹¹⁷ Seefelder (1996, 94; Abbildung 19, äußerer Rand).

¹¹⁸ Vgl. Seefelder (1996, 96); auch Schmitz (1982, 653).

Der nächste Name eines Mediziners, welcher untrennbar mit dem Laudanum verbunden ist, lautet Thomas Sydenham. Er erfand das Laudanum gewissermaßen neu und – „*who was the man who invented laudanum? I thank him from the bottom of my heart*“¹¹⁹ – und legte damit den Grundstein für die Entwicklung hin zu opiumhaltigen Patentrezepten und –produkten, zu den romantischen Opium-Schriftstellern und den Opiumkritiken von Marx.

Sydenham nannte sein Medikament *Laudanum liquidum Sydenhami*, als *Tinctura Opii crocata* wurde es in den Apotheken geführt¹²⁰. Sydenhams Laudanum bestand aus in Alkohol gelöstem Opium.

Da Qualität und Quantität des verwendeten Opiums und des Alkohols stark schwankten, war jedes Laudanum unterschiedlich wirksam, was dazu führte, dass mancher die Kontrolle der Produktqualität in die eigenen Hände nahm, indem er sein Laudanum selbsttätig mischte: „*De Quincey eventually took to making his own.*“¹²¹ Doch auch das Laudanum war nicht lange ohne Konkurrenz: *Dover's Powder*, ein starkes Produkt bestehend aus Opium, südamerikanischer Brechwurzel, Salpeter, Weinstein und Lakritz, verkaufte sich ab Anfang des 18. Jahrhunderts ebenfalls gut¹²².

Andere gängige Produkte, welche aus dem Laudanum hervorgingen, waren: *Godfrey's General Cordial* (schon Anfang des 18. Jahrhunderts erhältlich), *M'Munns Elixier of Opium* (nur echt, wenn handsigniert), *Paregoric* (heute noch erhältlich), *Ayer's Cherry Pectoral*, *Kendall Black Drops* (Coleridge's Lieblingsprodukt, doppelt bis vierfach stärker als Laudanum) *Mrs. Winslow's Soothing Syrup* (mit Morphin) und manches mehr.

Die Inventarliste eines Apotheken-Großhändlers verzeichnet unter anderem: Opium (auch als Pulver), Morphin (als Sulfat und Acetat), *Dover's Powder*, *Godfrey's Cordial*, Iodine (auch als Tinktur), Laudanum, *Paregoric*, *Ayer's Cherry Pectoral*, und auch andere heutzutage als gefährlich angesehene Substanzen wie z.B. Chloroform oder Strychnin¹²³.

¹¹⁹ Wilkie Collins, zitiert nach Berridge & Edwards (1987, 57).

¹²⁰ Vgl. Seefelder (1996, 99).

¹²¹ Milligan (2003, 247).

¹²² Vgl. Berridge & Edwards (1987, XIX). Vgl. auch Seefelder (1996, 99), zur Brechwurzel vgl. Wulle (1999, 80ff.)

¹²³ Die Liste ist als dreigeteilte Bilddatei auf drei Internetseiten abgelegt, vgl. Duke University (Hg.) (2000, Internetquelle).

Neben diesen Fertig- und Apothekenprodukten hielten sich die Konsumenten an Hausrezepte, welche fast heutigen Essensrezepten glichen. Allerdings musste zumindest ein Opiumprodukt aus der Apotheke eingemischt werden, damit das Hausmittelchen denselben Zweck erfüllen konnte, wie die beschriebenen Patentmittel. Dementsprechend wurde das Laudanum verkauft wie Milch oder andere flüssige Lebensmittel: aus dem großen Behälter des Verkäufers in die selbst mitgebrachte Flasche¹²⁴. Diese Hausrezepte waren durchaus tonangebend:

„The balance of the drug seller/purchaser relationship often inclined to the latter. Customers often dictated the kind of remedy they wanted. Families had their own private recipes the shopkeeper or chemist would make up.”¹²⁵

Aus dem Laudanum gingen, wie gesehen, viele opiathaltige Patentprodukte hervor. Man konnte also Opium bzw. Laudanum pur verwenden, es selbst zu Medizin weiterverarbeiten oder als Fertigprodukt eines Herstellers beziehen. Ärzte wurden selten aufgesucht, um sich ein solches Medikament verschreiben zu lassen, es handelte sich um Selbstmedikation¹²⁶. Viele Apotheker und solche, die meinten, welche zu sein, brachten Mittel auf den Markt, die dann auch von anderen Apothekern gemischt wurden oder im Großhandel erworben und mit einem eigenen Etikett vertrieben wurden. Da viele Produkte nachgemacht wurden, teilweise in übler Qualität, begannen die Hersteller, ihre Marken zu schützen. Das war wohl auch nötig, denn die von (selbsternannten) Apothekern gemischten und verkauften Rezepturen waren häufig gepanscht. Zwei Zitate, erst Sertürner, dann Marx:

Sertürner, Streckmittel:

„ (...) geräth es nicht selten in die Hände merkantilischer Habsüchtigkeit, welche dasselbe zum Nachtheile vieler leidender Individuen mit solchen Substanzen zu versetzen wissen, die selbst dem geübtesten Auge unbemerkbar bleiben können.“¹²⁷

Marx, Streckmittel:

„Aus den Berichten der letzten parlamentarischen Untersuchungskommission über Fälschung von Lebensmitteln sieht man, daß selbst die Fälschung der Arzneistoffe in England nicht Ausnahme, sondern Regel bildet. Z.B. die Examination von 34 Proben von Opium,

¹²⁴ Berridge & Edwards (1987, 30).

¹²⁵ Berridge & Edwards (1987, 30).

¹²⁶ Berridge & Edwards (1987, 49)

¹²⁷ Sertürner (1925 [1806], 34).

gekauft in ebensoviel verschiedenen Londoner Apotheken, ergab, daß 31 verfälscht waren mit Mohnkapsel, Weizenmehl, Gummischleim, Ton, Sand usw. Viele enthielten kein Atom Morphin.¹²⁸

Eines der ersten Produkte war Godfrey's Cordial, es wurde schon ab dem Anfang des 18. Jahrhunderts gehandelt. Und kopiert. Unter dem Titel ‚The Proceedings of Old Bailey‘ und der Referenznummer A17301204-1 wurde am 04.12.1730 folgende Bekanntmachung veröffentlicht, die vor gefälschten Godfrey's Cordial Flaschen warnt:

„Dr. GODFREY's GENERAL CORDIAL,
So universally approved of for the CHOLICK, and all Manner of PAINS in the BOWELS, FLUXES, FEVERS, SMALL-POX, MEASLES, RHEUMATISM, COUGHS, COLDS, and RESTLESNESS in Men, Women, and Children, and particularly for several Ailments incident to Child bearing Women, and Relief of young Children in breeding their Teeth, Is Sold in most Cities, Boroughs, and Market-Towns throughout: Great-Britain and Ireland and in most public Streets in London; remov'd from Hunsdon to Broham in Hertfordshire: And for the Conveniency of supplying all those Parts, there are establish'd, by me BENJAMIN GODFREY, these following Whosesale Warehouses, viz.
John Westlake 's in Queen-street, Bristol; William Furlly 's, Distiller, at the Black Prince in the Market-place in the City of Norwich.
Peter Leadbeater 's, Distiller, in West-Chester.
Mr. Button's, Bookseller, on the Bridge at Newcastle upon Tyne.
Mr. Brook's, Distiller, on the Blind-Key, Dublin.
As also at my Original Warehouse, facing Angel-Alley in Bishopsgate-street, without Bishopsgate, London.
Any reputable Shopkeeper in any City, Borough, or Market-Town, where this Medicine is not already sold, may be supplied at any of the said Warehouses, with good Allowance.
N. B. The Publick are desired to take Notice, (to prevent being imposed on) that there is an ill-minded Person who counterfeits the said Medicine, and puts the Title of Godfrey's Cordial on the Top of the Bottles, and in his Bills given with the Bottles, he calls it The GENERAL CORDIAL, and does not put the Person's Name who prepares it; but as this Counterfeit Maker is now found out by his own Confession, he and his Sellers will be prosecuted as the Law directs. ONE of the unfair Sellers of the sham Medicine without the Maker's Name who prepares it , is at a Silver-Smith's near Lombard-Street , another is at a Cheesemonger's facing Devonshire-Square in Bishopsgate-Street. But , to prevent the Buyers from being imposed on, I have put my Christian Name on the Top of each Bottle, as in the Margin, which is prepared.
By me BENJAMIN GODFREY, M. D.
The Price of each Bottle is 6 d.”¹²⁹

¹²⁸ Marx: Das Kapital, S. 1500. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 4814 (vgl. MEW Bd. 23, S. 0).

Die gerichtliche Veröffentlichung liest sich fast wie eine Werbung, doch es geht darum, dass ein Unbekannter das Medikament fälscht. Um dem Problem vorzubeugen, wird jede Flasche am Verschluss signiert. Ewas mehr als hundert Jahre später schreiben Marx und Engels noch von Godfrey's Cordial, in sehr missliebigen Tönen, dabei wird auch deutlich, dass sich das Rezept für Godfrey's Cordial mit der Zeit gewissermaßen verselbstständigt hat, denn Engels nennt als zur Wahl stehende Grundstoffe Opium und Laudanum und als Hersteller einen Apotheker, der jeder Apotheker sein könnte.

Auch *M'Munns Elixier of Opium* war noch kein Massenprodukt aus industrieller Herstellung, aber ebenso wie zu Lebzeiten von Benjamin Godfrey das Godfrey's Cordial nur echt mit original Handsignatur war, war es dieses Elixier nur mit der Unterschrift des Herstellers John B. M'Munn. Fitz Hugh Ludlow bezieht sich in seinem Text ‚What shall they do to be saved?‘ auf dieses Produkt. Sein Bekannter Frank A. Schlitz hat es für ihn analysiert, es handelt sich um eine wässrige Opiumlösung mit minimalem Alkoholanteil. Wasser löst die Mohnalkaloide anders aus dem Opium als reiner Alkohol oder Wein, daher wirkt M'Munn's Elixier of Opium schwächer als Laudanum. Der Alkohol in der wässrigen Lösung dient der Stabilisierung und Konservierung des Produkts¹³⁰.

Mrs. Winslow's Soothing Syrup hingegen war eines der ersten Produkte, welches nicht mehr mit Opium gemischt wurde, sondern reines Morphin (ein Gran, also 0,0647 Gramm, pro flüssige Unze¹³¹) enthielt und daher in der Wirksamkeit kontrollierbarer war als die je unterschiedlich wirksamen Opiummischungen, genau wie von Sertürner nach der Isolierung des Morphiums angedacht. Allerdings war es auch eines jener Produkte, welche speziell für Kinder gemacht waren. Dabei gilt, dass die Opiate nicht nur zum Ruhigstellen, sondern auch als Stimulans und zur Stärkung des Kindes gegeben wurden¹³² (zumindest glaubten die Mütter an eine solche Wirkung).

Im Extremfall führt eine solche ‚Behandlung‘ zum Tod des kindlichen Patienten. Aus einem klinischen Report des Chicago Medical Review aus dem Jahr 1880 (hier nach einem Internetduplikat zitiert), Mrs. Winslow wird nicht namentlich

¹²⁹ Gerichtsveröffentlichung: Old Bailey Proceedings (1730, Internetquelle).

¹³⁰ Ludlow (2004a).

¹³¹ Addiction Research Unit, University at Buffalo (2001, Internetquelle).

¹³² Berridge & Edwards (1987, 102).

erwähnt, aber es handelt sich einer Vermutung des Autors nach um einen morphiumhaltigen Sirup:

„I know, from my own observation, that many young children, even infants, become accustomed to and feel the stimulating effects of opiates. Not only this, but they experience the terrible depression, and have the symptoms which I always notice in an adult after the withdrawal. An infant at two weeks of age was given its first dose of soothing syrup. It took two bottles during the first month, six bottles during the second and third months, and four bottles each month during the remaining four months of its life. It died during its seventh month. During the last three months it was constantly nervous, it gradually became pale and slightly yellow, yet increased in flesh. Upon the rapid withdrawal of its morphia, which I assume to be the anodyne ingredient in its soothing syrup, it was taken with terrible diarrhoea, incessant vomiting, apparent unbearable muscular pains, prostration, and death. While a bronchitis with which the little sufferer was attacked, may have had something to do with its death, it has always seemed to me that many of its symptoms were due to the withdrawal of its customary soothing syrup.”¹³³

Die Behandlung von Kindern war üblich und wurde auch von Ärzten gutgeheißen¹³⁴, doch solche Todesfälle waren zumindest in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher selten. Ein Grund dafür war die Einführung des Pharmacy Act im Jahr 1868. Für England liegen Zahlen vor. In den Jahren von 1868 bis 1908 sind diese durchweg rückläufig. Im ersten Jahr des Zeitraums starben 46 Kinder während des erstens Lebensjahres infolge der Vergabe von Opium, in den folgenden Jahren schwankt die Zahl zwischen 20 und 30 Todesfällen, sinkt 1882 das erste Mal unter 20, schwankt dann zwischen 10 und 20 und bricht zur Jahrhundertwende fast auf Null ein. Gleichzeitig findet eine immense Steigerung der Population statt, so dass die Zahl der Todesfälle an der Einwohnerzahl gemessen werden sollte. Dann ergibt sich ein Rücklauf von ca. 20 Todesfällen auf ca. 0.3 Todesfälle pro Million Einwohner (allerdings sind hier die Altersgruppen 0-1 und 1-4 zusammengefasst)¹³⁵.

Meistens wurden die Patentmittel von Erwachsenen genommen. Besonders in England, Australien und Nordamerika waren die opiathaltigen Patentprodukte beliebt. Dennoch gab es große Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern. In

¹³³ Earle (1880, Internetquelle); vgl. Terry & Pellens (1970, 16).

¹³⁴ Berridge und Edwards (1987, 103).

¹³⁵ Berridge und Edwards (1987, 276f.; vgl. auch 100).

Australien nahm ihr Konsum zeitweise überhand¹³⁶. Ab den 1830er Jahren gab es erste Kontrollbestrebungen in England, welche auf die öffentliche Gesundheit (Public Health) abzielten, also z.B. Vermeidung von Überdosierungen ebenso wie Streckmitteln¹³⁷. Ab 1868 regelte der sogenannte Pharmacy Act die Vergabe von Opiaten. Nur noch bei der pharmazeutischen Gesellschaft (Pharmaceutical Society) eingetragene und daher geprüfte Personen durften ‚poisons‘ abgeben, was zumindest der Selbsterkennung von Apothekern einen Riegel vorgeschoben hat.

„The Pharmacy Act of 1868 was regulated in large part by the organized association of pharmacists, the Pharmaceutical Society (established 1841). In order to retail, dispense, or compound ‘poisons’, or to assume the title of chemist, druggist, pharmacist, or dispensing druggist or chemist, the individual had to be registered by the Pharmaceutical Society. As well as being the testing and registering body, the Society was also given the initial responsibility for adding new drugs to the poison list. Thus the law, which ultimately would be enforced in British courts, was monitored by local members of the Pharmaceutical Society as a tool in competition with unregistered druggists, grocers, and anyone else who might attempt to purvey these drugs to the public.“¹³⁸

Der Gebrauch von Opium in England nahm daher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England ab. Überraschend ist allerdings, dass die Patentmedizinen von der Regelung ausgenommen waren und, was die Opiate betrifft, nur die reinen Alkaloide in die Kategorie ‚poison‘ fielen und damit den Bestimmungen unterlagen. In den USA hingegen regelte erst der Pure Food and Drug Act von 1906 die Qualität, so dass dort der Konsum während des gesamten 19. Jahrhunderts anstieg und im Vergleich zu europäischen Nationen überdurchschnittlich hoch war¹³⁹.

In allen englischsprachigen Ländern nahmen die Erwachsenen und Kinder die Opiumprodukte, vom Arzt oder selbst (von den Eltern) verordnet bei allerlei Krankheiten. Die medikamentöse Behandlung mit Opiumprodukten war damals auch bei Kindern üblich, wenn auch aus heutiger Sicht brachial.

¹³⁶ Vgl. McCoy (1982).

¹³⁷ Berridge und Edwards (1987, 75 – 93).

¹³⁸ Musto (o.J., Internetquelle).

¹³⁹ Musto (1999, 1f.).

„These medicines were used to treat a long list of common afflictions including ague (a malaria-like fever), bronchitis, cancer, cholera, diabetes, diarrhoea, delirium tremens, depression, fatigue, gangrene, gout, insanity, intestinal obstruction, menstrual symptoms, neuralgia, pneumonia, sciatica, sleeplessness, tetanus, tuberculosis, and ulcers.“¹⁴⁰

Die Liste erscheint nur auf den ersten Blick zu umfassend zu sein. Die Atemwegs- und Lungenkrankheiten stehen dort wegen der lähmenden Wirkung auf das Atemzentrum. Codein wird noch heute bei trockenem Husten verschrieben und das Heroin wurde als Ersatz für dieses entwickelt. Auch bei Krebserkrankungen werden heute noch Opiate gegeben, in Deutschland meist Morphium, in England aber vorwiegend Heroin. Die Opiate wirken dann allerdings nicht heilend, sondern lindern Schmerzen und werden deshalb besonders bei sogenannten ‚Terminal-Patienten‘ verabreicht. Ferner ist zu bedenken, dass die Opiumpräparate damals in Ermangelung von Alternativen auch gegen Krankheiten eingesetzt wurden, bei welchen sie heutzutage nicht mehr indiziert, vielleicht sogar kontraindiziert sind.

Einer der hauptsächlichen Verbreitungsgründe war die Werbung. Mit steigender Industrialisierung und Kapitalisierung wurden auch die Vertriebsstrategien modern. Die Produktwerbung war damals noch jung, aber die Palette der Werbemöglichkeiten wurde für die Drogenprodukte voll ausgeschöpft, z.B. für das Produkt *Ayer's Cherry Pectoral*. Beim Husten und anderen Lungenleiden von Kindern und bei Erkältungen einer Dame soll es der Werbung nach angewendet werden. Der Werbung nach ist das Medikament für Alt und Jung, für Frauen und Männer gleichermaßen zu empfehlen¹⁴¹.

Das Patentmittel Paregoric ist aus seiner Nische herausgewachsen und bis in die heutige Zeit als Medikament erhältlich, ebenso wie überraschenderweise auch das Laudanum.

Paregoric ist ein im Vergleich zu Laudanum schwächeres, mit Kampfer versehenes Opiumprodukt. Zur Befriedigung einer gesteigerten Opiattoleranz bedarf es einer hohen Dosis von diesem Medikament oder einer kreativen Applikationsform, ein Beispiel von 1880 für die Menge, ein Beispiel von Burroughs für die Kreativität bei der Applikation:

¹⁴⁰ Milligan (2003, 247); für eine Liste der damals mit Morphininjektionen behandelten Patienten siehe Terry und Pellens (1970, 70f.).

¹⁴¹ Vgl. Mc Coy (1982, 1055 & 1059).

„An American lady, aged 50, a widow, buys of one druggist half a gallon every week.”¹⁴²

„In Texas ‚kickte‘ ich einmal eine Sucht mit Hilfe von Marihuana, einem halben Liter Paregoric und ein paar Louis Armstrong Platten.”¹⁴³

Die Kreativität bei der Verwendung durch Burroughs besteht nicht allein in der Kombination mit Marihuana und Louis Armstrong, sondern als echter Fixer filtert er den Kampfer aus und verdampft den Alkohol, um das verbleibende Opiat intravenös zu spritzen. Als (nachträglich eingefügte) Anmerkung zu Paregoric:

„Eine schwache, mit Kampfer versetzte Opiumtinktur; damals in manchen US-Bundesstaaten rezeptfrei. Nach Verdampfen des Alkohols und Ausfiltern des Kampfers kann Paregoric intravenös gespritzt werden.”¹⁴⁴

Beide Produkte, Paregoric und Laudanum, sind heute noch in manchen Ländern erhältlich. Im Jahr 2004 warnte eine Gesundheitsbehörde, die US Food and Drug Administration, vor falsch befüllten Flaschen¹⁴⁵. Laudanum und Paregoric wurden versehentlich gemeinsam in die Flaschen der schwächeren Medizin, Paregoric, gefüllt und in Umlauf gebracht. Der Gebrauch des Gemisches als vermeintliches Paregoric führt zu immensen Dosierungsfehlern. Die aktuelle Version von Laudanum enthält pro Milliliter eine Opiummenge, welche äquivalent zu 0,01 Gramm (10 Milligramm) Morphin ist. Es wird bei Schmerzen und Durchfall verordnet. Das heutige Paregoric wird nur bei Durchfall verschrieben und enthält ein Fünfundzwanzigstel dieser Menge, also in Morphin berechnet 0,0004 Gramm (0,4 Milligramm). Daher wird Laudanum in Tropfen, Paregoric jedoch in Teelöffeln gemessen.

Zusammenfassend lässt sich für den medizinischen Gebrauch in den englischsprachigen Länder sagen, dass

- Sydenham das Laudanum neu mischte,

¹⁴² Earle (1880).

¹⁴³ Burroughs (1978, 57).

¹⁴⁴ Burroughs (1978, 57).

¹⁴⁵ US Food and Drug Administration (2004, Internetquelle).

- dieses der Ausgangspunkt für die Entwicklung vieler Hausrezepte und Apothekerprodukte war,
- diese Rezepte und Produkte bei vielen Krankheiten angewendet wurden, häufig nicht zur Heilung, sondern um die Folgen der Erkrankung zu lindern (statt TBC zu heilen, wird nur der Husten unterdrückt)
- auch Kinder mit den Medikamenten behandelt wurden,
- die Produkte geschützt und beworben wurden,
- es viele qualitativ minderwertige Mischungen und Imitationen gab,
- manche der Produkte bis heute erhalten geblieben sind.

Die verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten als pures Opium, pures Laudanum, hausgemachten Rezepten und Patentmitteln waren in England, Australien und den USA dominant. Auf dem europäischen Kontinent werden je nach Region ähnliche Verhältnisse geherrscht haben, wenn auch ohne die Patentmittel.

Deutschland. Über englische Patentprodukte in deutschen Apotheken ist wenig bekannt, doch auch hier war Opium ein gängiges Medikament. Eine koffertartige, aufklappbare Reiseapotheke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts enthielt unter anderem: Belladonna (Fach 6), Cannabis (Fach 9) und Opium (Fach 42), jeweils in Pillenform, also sicher aus einer richtigen Apotheke¹⁴⁶.

Spätestens mit der Isolierung des Morphiums jedoch beginnt eine Entwicklung, welche man als einen kontinentaleuropäischen, hauptsächlich deutschen Sonderweg in der Medikamentenherstellung deuten muss. Schon früh ging die Tendenz zu reinen Wirkstoffen, das Sel Derosne aus Frankreich verkaufte sich ab 1803 gut. Zwar war es kein reines Morphin, aber recht nah dran (Narkotin und Morphin gemischt). Bei Merck begann man ab 1826/27 mit der Produktion von Morphin für den Großhandel¹⁴⁷. 1844 wurde das Kokain isoliert und bald darauf begann die Massenherstellung. 1873 synthetisierte White das Diazethylmorphin (Heroin) und 1897 wurde bei Bayer mit den Tests für die Massenproduktion begonnen, gleiches gilt für Aspirin (ersteres ab 1898 im Handel, letzteres ab 1899)¹⁴⁸, Heiligabend 1912 wurde dann das Patent für MDMA ausgestellt (wieder Merck)¹⁴⁹, schließlich folgt die Entwicklung des Polamidon bei Hoechst

¹⁴⁶ Vgl. die Abbildung der Reiseapotheke bei Schmitz (1982, 652, 653).

¹⁴⁷ Seefelder (1996, 151).

¹⁴⁸ Vgl. de Ridder (1991 & 2000).

¹⁴⁹ Vgl. Parnefjord (2000, 46).

(Methadon, 1938)¹⁵⁰ und in den 1940ern hatte Albert Hofmann einen sagenumwobenen LSD-Trip durch Basel¹⁵¹. Alle genannten Produkte bis auf das Aspirin sind heute geächtete Drogen oder dienen als Ersatz für solche.

„Most synthetic and semisynthetic drugs originated in Germany, the center of pharmaceutical research and development during the late nineteenth and early twentieth centuries.“¹⁵²

Die traditionellen Heilmittel und Apothekenprodukte wurden also während des 19. Jahrhunderts immer weiter zurückgedrängt und diese Entwicklung vollzog sich auf dem Kontinent / in deutschsprachigen und französischen Gebieten schneller als anderswo, bzw. sie setzte sich weltweit mit Entdeckungen (Isolierungen) und Erfindungen (Synthetisierungen) oder den dazugehörigen Produkten aus diesen Ländern durch¹⁵³. Das hängt damit zusammen, dass die großen deutschen Farbenhersteller Methoden entwickelten, die auch pharmakologisch verwertbar waren und so in den lukrativen Arzneimittelmarkt eindringen. Ferner gilt, dass Deutschland keine Kolonien besaß und daher auf teure Importe angewiesen war. Aus diesem Grund forderte Sertürner 1806 für die Schlafmohnpflanze, was heutzutage (in den letzten 30 Jahren) mit der Hanfpflanze geschehen ist, nämlich eine Züchtung – Sertürner sagt *zweckmäßige Cultur* – die in milden Klimazonen potent ist, d.h. viel Wirkstoff enthält. Sertürner sah darin für Nordeuropa eine Möglichkeit, unabhängiger von Importen und den gängigen Streckmitteln zu werden. Diesen Zweck sollte auch die Isolierung des Morphiums erfüllen: „(...) *wie durch ein anderweitiges Verfahren dieser Zweck zu erreichen sei.*“¹⁵⁴

Mit steigender Verbreitung des reinen Morphiums wurde die Liste der behandelten Erkrankungen noch einmal länger.

„(...) Aschenbrenners Arzneimittellehre aus dem Jahr 1848 kennt folgendende Anwendungsbereiche: Neurosen, Neuralgien, Zustände von gesteigerter Sensibilität und nervöser Reizung, Schlaflosigkeit, Migräne, Keuchhusten, hysterischer Krampfhusten, Hustenreiz bei chronischer Bronchitis, hartnäckiges Erbrechen, erethische Blutungen, namentlich der

¹⁵⁰ Selling (1989, 276).

¹⁵¹ Vgl. Hofmann (1979).

¹⁵² Courtwright (2002, 77).

¹⁵³ So wurden knapp 95% des von Bayer hergestellten Heroin im Ausland verkauft, davon mehr als die Hälfte in den USA (de Ridder 2000, 73).

¹⁵⁴ Sertürner (1925, 35).

Gebärmutter, Tetanus, Trismus, Krämpfe überhaupt, namentlich hysterische, Gebärmutterkrämpfe, krampfhaft Verengung der Harnröhre, Schmerzen von Gallen- und Nierensteinen, chronische Magenschmerzen, schmerzhafte Krebsgeschwüre, Ischias, akuter und chronischer Rheumatismus, darüber hinaus in endermatischer Form bei Tetanus, Delirium tremens, Manie, Hemicranie, Cardialgie, Strangurie, Dysphagia nervosa, Zahnschmerzen, Conjunktivitis ...¹⁵⁵

Die Liste ist also inzwischen so lang, dass man leicht den Überblick verliert. Doch erst mit Erfindung des Spritzbestecks als Kombination von Spritze und Hohladel begann der Siegeszug des Morphins.

*„Stich deine feine Nadel hundertmal hinein
Ich will dir hundert Segenswünsche sagen;
Und Äskulapens Gottheit wird Morphine sein.“¹⁵⁶*

Charles Gabriel Pravaz wird in diesem Zusammenhang zumeist zuerst genannt, zumindest auf dem europäischen Kontinent. Alexander Wood (1853) kommt jedoch das Verdienst zu als erster, und als erstes, Morphin *in* eine schmerzende Stelle gespritzt zu haben. Das Spritzbesteck hatte er bei einem Instrumentenmacher bestellt. Die Methode verbreitete sich schnell¹⁵⁷. Später wurde dann entdeckt, dass die Wirkung auch eintritt, wenn nicht direkt in die schmerzende, sondern eine andere, besser erreichbare Stelle injiziert wird.

Die Arzneimittelhersteller (Apotheker und Farbenhersteller) machten die Entwicklung neuer Verfahren und die daraus resultierenden Produkte und Verkäufe auf dem Weltmarkt zu einer Einnahmequelle, die gewissermaßen das deutsche Äquivalent zum britischen oder niederländischen Merkantilismus bildet. Das wurde besonders deutlich sichtbar, als der erste Weltkrieg die verfeindeten Nationen von den Lieferungen aus Deutschland abschnitt¹⁵⁸. Und selbst nach zwei verlorenen Weltkriegen und daraus folgendem Verlust der Patentrechte an gängigen Arzneimitteln blieb die deutsche Pharmaindustrie konkurrenzfähig:

¹⁵⁵ Springer (2002, 283).

¹⁵⁶ Jules Verne, zitiert nach Seefelder (1996, 155).

¹⁵⁷ Vgl. Terry und Pellens (1970, 64ff.); auch Booth (1996, 72).

¹⁵⁸ Acker (2006, 68).

„Allen, I never had a habit like this before. Shooting every two hours. Maybe it is the Eukodol, which is semisynthetic. Trust the Germans to concoct some really evil shit.“¹⁵⁹

Ernst Joël und Fritz Fränkel erklären, warum gerade das Eukodal¹⁶⁰ von Burroughs als besonders stark empfunden werden konnte. Hier nach der englischen Fassung in Terry und Pellens:

„The abuse of eukodal is not inconsiderable; it is favorite with former cocain addicts in particular, and is obtainable illicitly. It is prized because it contains a stimulating component in addition to its narcotic effect.“¹⁶¹

Wahrscheinlich enthielt es jedoch keine eigenständige Komponente für die stimulierende Wirkung, diese ergibt sich allein aus dem Wirkungsspektrum des Oxycodon.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der deutsche Sonderweg gekennzeichnet ist durch:

- die frühe Isolierung und Massenherstellung des Morphiums und anderer Medikamente,
- die Entwicklung chemischer Methoden bei der Farbenherstellung, welche auch für die Medikamentenherstellung brauchbar sind,
- das Fehlen von Kolonien zum Import des Opiums (und der Koka-Blätter),
- die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt.

Die medizinische Verwendung des Opiums ist tief in der sozialen Struktur des 19. Jahrhunderts verwurzelt. Insgesamt lässt die medizinhistorische Betrachtung auch Rückschlüsse auf die heutige soziale Bedeutung des Opiums und seiner Abkömmlinge zu. Dabei steht eine Feststellung im Vordergrund: Es wird deutlich, dass es von Natur aus keine ‚demon drug‘ Heroin (oder sonstige) geben kann, oder dass Gedanken wie ‚früher war Morphium ein Medikament, heute ist es eine gefährliche Droge‘ nicht realistisch sind. Medikamente sind nicht magisch, dämonisch oder sakral. Sie werden dazu gemacht. Sie können auch nicht ‚früher

¹⁵⁹ Burroughs, zitiert nach Courtwright (2002, 94). Weissner (1994, 53f.) erklärt, dass das Medikament zu Burroughs Zeiten in Tanger eigentlich schon nicht mehr hergestellt wurde, in der multinational verwalteten Stadt jedoch die Restbestände verkauft wurden.

¹⁶⁰ Der Wirkstoff heißt Oxycodon, 1,5mg ersetzen 1mg Morphium. Es hat seinen Namen vom Codein, ist aber ein Thebainderivat; vgl. Breitmaier (2002, 158 & 161). Im Konsumentenslang wird es auch ‚hillbilly heroin‘ genannt.

¹⁶¹ Joël und Fränkel in Terry & Pellens (1970, 920).

gut' gewesen und ‚heute böse' sein. Die Mohnalkaloide und die daraus entstandenen Medikamente lassen sich nach Wirkungsstärke und -unterschieden klassifizieren und daraus lassen sich Rückschlüsse über Gefahren (letale Dosis, Potenzial zur Ausbildung zellulärer Toleranz, etc.) und Anwendung (Schmerz, Husten, etc.) ziehen, aber keine Teleonomie der Boshaftigkeit von Drogen erstellen.

3.3. The shrieking of nothing is killing: Opium-Romantik

Dieser Abschnitt befasst sich mit den englischen Romantikern¹⁶². Deren Beitrag zur Opiumgeschichte hängt direkt mit der Verwandlung von Laudanum zum ge- und missbrauchten Genussmittel zusammen – mehr noch, denn die Ausprägung ihrer Lebensführung wird weiter unten in dieser Arbeit zum zentralen Kern der Erklärung des modernen Konsumismus, der Grundlage des modernen Drogenkonsums ohne gemeine Schutzmechanismen.

Die Vielzahl der Drogen konsumierenden Schriftsteller, Dichter und Künstler ist fast ebenso unüberschaubar wie die Anzahl der Patentmedizinen. Ihren Ursprung hat diese ‚Tradition' hauptsächlich in der englischen Romantik. Dazu kommt z.B. der französische ‚Club der Haschischesser'. Der Schwerpunkt liegt im Folgenden auf der Bedeutung des Opiums für die Romantik, daher scheiden die Franzosen aus. Sie waren erstens keine Romantiker, sondern selbsternannte ‚dandies', und außerdem waren sie dem ebenfalls selbst gewählten Etikett nach Haschischliebhaber (obwohl sie auch dem Wein und dem Opium nicht abgeneigt waren).

Auch mit dieser Eingrenzung bleibt die Auswahl groß. Die Wahl fällt dennoch auf die beiden zumeist behandelten Vertreter. Das sind Samuel Taylor Coleridge und Thomas De Quincey. Sie werden gewählt, weil beider Leben *und* Werk jeweils eine einzige riesige Opiumparabel ist. Coleridge ist der Prototyp des ‚secret addict', so liegt der Schwerpunkt bei der Zusammenfassung seiner Biographie auf der Betrachtung der soziologischen Zusammenhänge, die dazu führen, dass versteckter Konsum als Ratio der gesellschaftlichen Gesamtsituation kaum

¹⁶² „The shrieking of nothing is killing“, diese Aussage passt sehr gut zu den Romantikern, auch wenn sie von David Bowie (Ashes to Ashes) stammt.

vermeidbar ist. Bei der Betrachtung der Biographie von De Quincey, wie er sie selbst in den ‚Confessions‘ dargestellt hat, verschiebt sich der Fokus. Gewissermaßen als das genaue Gegenteil der Heimlichkeit haben sie die Entwicklung des Opiumkonsums und der Medizin und der Drogenpolitik massiv beeinflusst. Die Lebensführung zur romantischen Ethik nimmt bei Coleridge und De Quincey die sonderbare Form eines phantastischen Konsumismus an, welcher in literarisch verarbeiteten Opiumexzessen geradezu eskaliert – während die literarische Verarbeitung das Denken über Drogen bis heute bestimmt, mal latent, dann wieder explizit; mal auf Seiten der Konsumenten, mal auf Seiten der Kontrollierenden.

Ein weiterer Grund, warum gerade diese beiden Romantiker gewählt wurden, liegt ganz einfach darin, dass sich beide mit der Situation des jeweils Anderen befasst haben, auch über eine Bewertung des Opiumkonsums hinausgehend.

*Coleridge*¹⁶³. Samuel Taylor Coleridge, kurz S.T.C., wurde 1772 in Devonshire geboren. Sein Vater starb 1781, zwei seiner Geschwister 1790/91, kurz bevor er zum Studium nach Cambridge ging. Er verbrachte ein Jahr in der Armee, wo er sich unter falschem Namen einschrieb, kehrte aber schließlich nach Cambridge zurück. 1795 heiratete er, 1808 trennte er sich jedoch von seiner Frau. Ab der Mitte der 1790er beginnt er zu schreiben und zu veröffentlichen. In dieser Zeit beginnt auch der Opiumkonsum, zunächst aus gesundheitlichen Gründen.

Dass er als Prototyp des heimlich Süchtigen gelten kann, liegt nicht nur an seinem realen Konsum, sondern auch, oder sogar eher noch, an seinen drei Opiumgedichten und an seiner erhalten gebliebenen Korrespondenz.

Samuel Taylor Coleridge verkaufte die drei Gedichte gleichzeitig, hauptsächlich weil er Geld brauchte. Es waren ‚Kubla Khan‘, ‚Christabel‘ und ‚The Pains of Sleep‘. Seine Frau, mit der er nicht sehr glücklich verheiratet war, äußerte sich erschrocken über diese Veröffentlichungen, denn es waren eindeutig auf Opium bezogene Gedichte.

*„He has been so unwise as to publish his fragments of ‚Koula Khan‘ ... we were all sadly vexed when we read the advertisement of these things.“*¹⁶⁴

¹⁶³ Zusammenfassung der Biographie nach Lefebure (1974).

¹⁶⁴ Mrs. Coleridge, zitiert nach Lefebure (1974, 26).

Die gemeinte Werbung sind wohl jene von Coleridge selbst beigefügten Einleitungen. ‚Kubla Khan‘ trägt den Untertitel ‚A Vision in a Dream‘, passend dazu lässt Coleridge den Leser wissen, dass das Gedicht auf genau diese Weise entstanden sei: als Vision in einem Traum, den er nach dem Genuss eines ‚Anodyne‘ hatte. Auch ‚Christabel‘ sei aus einer Vision entstanden und die ‚Pains of sleep‘ kündigte er als Traum von Schmerzen an¹⁶⁵.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung ist für die eindeutigen Hinweise in der Einleitung entscheidend, und auch dafür, dass er gerade diese drei Gedichte, die teilweise lange Jahre in der Schublade lagen, zur Veröffentlichung aussuchte. Er war gerade zwei Monate in ärztlicher Behandlung bei Doktor Gillman. Das war allerdings schon doppelt so lange wie geplant. Vielleicht bekam er eine erste Ahnung davon, dass der Aufenthalt noch länger dauern würde. Vielleicht ahnte er sogar, dass er lebenslang dauern würde. Er hat gerade diese drei Gedichte zur Veröffentlichung gewählt und er hat diese deutliche Einleitung dazu geschrieben, weil er den Abschied vom Opium hat kommen sehen. Den Abschied, den er immer herbeigejammert hatte, ohne ihn wirklich zu wollen.

Es wurden die wohl berühmtesten Zeilen, von welchen es heißt, sie seien im Opiumrausch entstanden. Diese These ist allerdings nicht immer unbestritten geblieben. Besonders die Überlegung, dass Opium keinen wirklichen Rausch verursacht, steht dann im Vordergrund. Dabei vergisst man jedoch zwei wichtige Annahmen, eine für Drogen generell gültige und eine für das Opium im Besonderen gültige. Die allgemein gültige geht zurück auf eine These von Becker: die Wahrnehmung der besonderen Eigenschaften eines Rausches sind sozial(psychologisch) erlernt. Für das Opium kann also gelten, dass die Rauschwirkung, welche in Zusammenhang mit der Kreativität gesehen wird, erlernt wird. Für die englischen Romantiker mag dies am ehesten gelten. Die für Opium im Besonderen geltende Annahme ist recht einfach: es wurde selten pur konsumiert, sondern häufig mit anderen Drogen gemischt, hauptsächlich mit Alkohol oder tropanen Alkaloiden, gelegentlich mit Cannabis. Diese Mischungen kommen zwar ursprünglich aus der Medizin, bewirken aber ganz sicher eine eigenständige Art des Rausches. Coleridge hat davon gewusst:

¹⁶⁵ Lefebure (1974, 26f.).

„On February 17, 1803, S.T.C. wrote gaily to Tom Wedgewood: „We will have a fair trail of *Bang* – Do bring down some of the Hyoscamine Pills – and I will give a fair Trail of opium, *Hensbane*, & *Nephentes*. Bye the Bye, I always considered Homer’s account of the *Nephente* as a *Banging* lie. –“ It was also proposed there should be “red Sulfat” (sulphate) and “Compound Acid” at their disposal.

The suggestion, sometimes made, that these two invalids were proposing to embark upon an intensive medical cure together can only be dismissed as impossibly naïve.”¹⁶⁶

Bang ist Cannabis, eigentlich wird es Bhang geschrieben und bezeichnet in Indien die Blätter der Cannabispflanze, hier ist wohl eher Haschisch oder Marihuana gemeint, welches sicher nicht geraucht wurde. Nebenbei vertritt er die Meinung, dass sich Homer an einer Stelle auf Cannabis bezieht, nicht auf Opium. Auch von Bibra vermutet, dass Nephentes ursprünglich ein Hanfpräparat war¹⁶⁷, während Booth davon ausgeht, dass es sich eindeutig um Opium handelt¹⁶⁸.

Und wieder wird die gleichzeitige Verwendung von Opium mit Nachtschattengewächsen deutlich, besagte Hyoscamin-Pillen werden aus Nachtschattengewächsen hergestellt. Vermutlich wird die ‚compound acid‘ zur Eigenherstellung von ‚Kendall Black Drops‘ benutzt, da dieses nicht mit Alkohol sondern mit pflanzlicher Säure hergestellt wurde.

Ob im Rausch entstanden oder nicht, Kubla Khan, Christabel, und The Pains of Sleep sind eindeutig Opiumgedichte.

„(...) it may be seen that it was S.T.C. himself who attached to his name, for eternity, the label OPIUM.“¹⁶⁹

Die Autorin des Buches, aus welchem die Zitate stammen, ist jedoch auch nicht von der kreativitätsstiftenden Wirkung des Opiums überzeugt. Er sei ein Junkie, sie benutzt dieses Wort, gewesen und habe deshalb nicht arbeiten können. Sie transferiert heutzutage gängige, alltägliche Vorstellungen über Junkies auf Coleridge und geht daher davon aus, dass der Opiumkonsum seiner Kreativität geschadet und diese unterdrückt hat. Doch sie irrt ganz eindeutig. Nicht einmal die Interpretation, dass exzessiver Opiummissbrauch der Kreativität oder der Konzentrationsfähigkeit abträglich ist, lässt sich ohne weiteres übertragen. Ein

¹⁶⁶ Lefebure (1974, 63).

¹⁶⁷ Von Bibra (1855, 269).

¹⁶⁸ Vgl. Booth (1996, 19f.).

¹⁶⁹ Lefebure (1974, 63).

Abhängiger nimmt Opium, um sich normal zu fühlen. Solange also genug da ist, kann er auch normal arbeiten. Nimmt man ferner an, der Abhängige erhöht die Dosis, um weiter einen Rausch zu erleben, dann mag es sein, dass er einerseits zu apathisch zum Arbeiten ist, aber andererseits die geistige Kreativität angeregt wird.

Dazu kommt, dass die einfache Übertragung von Junkie-Stereotypen nicht greift, weil diese erstens sachlich unhaltbar sind und zweitens keine Möglichkeit zur wertfreien Deutung der sozialen Gesamtsituation zulassen. Das Hauptaugenmerk muss auf einem sozialen Fakt liegen: Samuel Taylor Coleridge war einer der ersten heimlichen Konsumenten, er hat sich versteckt.

Er lebte bereits in einer Welt, die einen wirklich gemeinschaftlichen, gar außerweltlich begründeten Rausch schon nicht mehr verstand und auch nicht tolerierte (auch wenn es noch kein Opiumverbot gab). In dieser Zeit kommt es das erste Mal auf, dass Menschen ihren Drogenkonsum verstecken, damit dieser von anderen nicht als ‚Opium-habit‘ wahrgenommen werden kann.

„(...) a large number of ladies are in the habit of using from one-third to one grain of morphia daily. They have done this for years without imparting their secret to their nearest friends. It was commenced to allay some pain, and then continued for its stimulant effect. The lady I referred to as being under treatment for morphia and chloroform, took the first-named drug four years before her husband was aware of it.“¹⁷⁰

Die heimlichen Konsumenten wussten, dass ihre Lebensführung in der Wahrnehmung Anderer zu Moralisierungen und Rationalisierungen führen würde.

„(...) they knew what they were doing but did it secretly and despised themselves for it, as they would have been despised by others if their sin were known; or lived in a separate part of the society (...).“¹⁷¹

Coleridge ist wohl der bekannteste Fall eines solchen ‚secret addict‘. Er nahm schon jahrelang große Mengen Opiumpräparate, als seine Freunde und Bekannte Verhaltensauffälligkeiten bemerkten und sich untereinander und ihm gegenüber zu dieser Wahrnehmung äußerten. Mrs. Wordsworth, die Gattin des gleichnamigen Dichters, sprach regelmäßig von ‚*Poor Coleridge*‘, wenn es um seine Situation ging. Diese gleichzeitig verniedlichende und bemitleidende

¹⁷⁰ Earle (1880).

¹⁷¹ Becker (1970, 342).

Umschreibung wurde zum geflügelten Wort. Nachdem sich die Gesamtsituation verfestigt hatte, stellte sich auch bei Coleridge selbst das Gefühl, abweichend zu handeln (zu leben), dennoch setzte er den Konsum nicht nur fort, sondern tat dies nun erst recht heimlich. Lange Zeit dachten seine Freunde, er nehme nur noch wenig, doch in Wirklichkeit war es die gewohnte Menge. Er verbrachte viele Jahre seines Lebens unter ärztlicher Aufsicht, indem er zumeist in den Haushalt einer Ärztesfamilie zog (1812 und 1814, ab 1816 für den Rest seines Lebens). Gleichzeitig warnte er immerfort in seiner privaten Korrespondenz vor den Gefahren des Opiumkonsums und begab sich mehrfach erfolglos in Therapie. Freiherr von Bibra hält fest:

„Jammervolle Briefe schrieb er zu jener Zeit, aber nichts desto weniger scheint er immerwährend Opium genommen zu haben.“¹⁷²

Coleridge's Lebensführung eines ‚secret addict‘ passt genau zu der Überlegung, dass es Sucht nur geben kann, wenn Andere das entsprechende Verhalten wahrnehmen und mit negativen Wertideen belegen, diese moralisierend oder rationalisierend äußern und damit erst die Situation erzeugen, in welcher das fortgesetzte Verhalten als Sucht bezeichnet werden kann. Das bewirkt, dass auch der Konsument selbst sich aufgrund seiner Abweichung schlecht fühlen kann. Daraus kann auch eine dreifache Schlussfolgerung gezogen werden: Je stärker der gesellschaftliche Zwang zum versteckten Konsum ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit,

1. dass ein Toleranzsyndrom unbemerkt ausgebildet und der Konsum unabhängig von sozialen Abstinenzenerwartungen fortgesetzt wird,
2. dass die Handlungen von Beobachtern als Abweichung, als ‚Sucht‘ wahrgenommen werden (also dass sie moralisierend oder rationalisierend bewertet werden),
3. dass bei Fortsetzung des Konsums auch der Konsument selbst das Gefühl ausbildet, abweichend zu handeln.

Es sind schleichende Vorgänge, die sich affiliativ in die Identität eingraben und Teil einer wertbezogenen Lebensführung werden, die eben nicht nur aus der Opiumkrankheit erwächst, sondern auch und besonders aus der sozialen Bewertung eben dieser Identität selbst. Und es zeigt auch, dass keine direkte

¹⁷² Von Bibra (1855, 217).

Kriminalisierung nötig ist, sondern dass Moralisierungen und informelle soziale Kontrolle ausreichen, um den sozialen Rückzug der Konsumenten auszulösen. Coleridge hat die daraus hervorgehende Tendenz zur Vereinzelung schon gespürt, bevor die schwerste Phase seiner Krankheit begann.

*Alone, alone, all all alone
Alone on the wide wide sea
And Christ would take no pity on
My soul in agony*

The Rhyme of the Ancient Mariner
Samuel Taylor Coleridge¹⁷³

Diese Einsamkeit ist nicht das Ergebnis einer fortschreitenden Abhängigkeit, sondern der gesellschaftlichen Bemitleidung und Ablehnung des Konsums. Es ist ein sozial erzeugtes Dilemma, in welchem der ‚Süchtige‘ sich der Erwartung der Totalabstinenz ausgesetzt sieht und diese Sicht sogar übernimmt, aber aufgrund des Toleranzsyndroms den Konsum fortsetzen muss. Bezeichnet man Coleridge als Junkie, sollte man eine soziologische Deutung dieser Art zugrunde legen und nicht alltagsweltlich verzerrte Bilder übertragen. *Poor Coleridge*.

*De Quincey*¹⁷⁴: Thomas De Quincey wurde 1785 als drittes Kind von Thomas und Elizabeth Quincey geboren. Er erhielt eine erstklassige Ausbildung. Schon im Alter von fünf Jahren sprach er fließend Altgriechisch. Dennoch war seine Kindheit nicht einfach. Der kleine Thomas war oft krank und der Vater, ein Tuchhändler, starb bereits im Jahr 1793. Schon ein Jahr vorher war seine Schwester Elisabeth gestorben. Die Todesfälle traumatisierten De Quincey sein gesamtes Leben lang. Auch die Finanzen wurden knapp. Die Mutter musste das Haus weit unter Wert verkaufen.

Ab 1802 verbrachte er gegen den Willen seiner Mutter einige Monate auf Wanderschaft. Ohne Geld zog er zuerst durch Wales und landete schließlich in London. Ab 1803 setzte er seine Ausbildung fort und besuchte ein College in Oxford. Für diese weitere Ausbildung von Thomas kam ein Onkel auf.

¹⁷³ Coleridge, nach Lefebure (1974, 54).

¹⁷⁴ Zusammenfassung der Biographie nach Lindop (1981) und Milligan (2003, VIII – XII).

Interessanterweise verdiente dieser sein Geld mit Kontrakten auf den Verkauf von indischem Opium – wohl ähnlich wie in dem von Marx gegebenen Beispiel.

Thomas wollte in den Zirkel der Romantiker aufgenommen werden, besonders die ‚Lyrical Ballads‘, von Wordsworth und Coleridge gemeinsam veröffentlicht, bewunderte er. Er begann daher einen Briefwechsel mit Wordsworth, traute sich jedoch nicht, sich persönlich vorzustellen. Stattdessen verließ er zunächst das College ohne Abschluss. 1807 traf er sein Vorbild Wordsworth dann das erste Mal, ab 1809 wohnte er in dessen ehemaligem Wohnsitz, einem Cottage in Grasmere.

1817 heiratete er Margaret Simpson, die ihm bereits ein Jahr zuvor einen Sohn geboren hatte. Seine Frau starb 1837, bis dahin hatten sie insgesamt acht Kinder, davon drei Mädchen. Der Sohn Julius lebte nur drei Jahre, sein ältester Sohn, William, starb 1834 und sein zweitältester Sohn, Horace, 1842 während des Militärdienstes in China.

Der Erfolg als Schriftsteller ließ auf sich warten. Die ‚Confessions of an English Opium-Eater‘ waren sein erster großer Erfolg. 1821 zuerst in einem Magazin veröffentlicht, wurden sie umgehend ein Bestseller, der mehrfach nachgedruckt wurde. 1856 gab er eine komplett überarbeitete Version heraus, die länger war und auch die zuvor nicht genannten Namen enthielt.

De Quincey hatte das optimale Thema gefunden, um den Erwartungen der Leserschaft an Buchinhalt, Schreibstil *und* Autorenleben gerecht zu werden. Dabei hatte er aus literarischer Sicht ganz andere Ziele. Es ging ihm um die Bedeutung der (Alb-)Träume für den Menschen. Die Beschreibung des Opiums ist dazu nur das Medium. Darauf weist er in einer Fortsetzung der Confessions, der ‚Suspiria de Profundis‘, ganz deutlich hin¹⁷⁵.

Nach den einleitenden Sätzen folgen die Confessions einer einfachen Gliederung: zuerst kommen die ‚Preliminary Confessions‘, dann die ‚Pleasures of Opium‘, dann die ‚Introduction to the Pains of Opium‘ und schließlich ‚The Pains of Opium‘ selbst.

Die ‚Preliminary Confessions‘ beantworten die Frage nach der biographischen Ätiologie seines Opiumkonsums. Er verweist darauf, dass er aus gesundheitlichen Gründen mit dem täglichen Konsum begann. Zwar hatte er zuvor schon Opium zu

¹⁷⁵ Vgl. De Quincey (2003, 89).

Genusszwecken konsumiert, jedoch auf kontrollierte Weise. Erst eine schmerzhaft Magenerkrankung zwang ihn, jeden Tag Opium zu nehmen. Die Magenerkrankung selbst jedoch führt er auf seine Kindheit zurück und erzählt seine Biographie bis zu jenem Tag, als er das erste Mal Opium nahm. Damit beginnen die ‚Pleasures of Opium‘. Die wohl wichtigste, direkt auf Opium bezogene Passage, lautet:

„O just, subtle, and mighty opium! that to the hearts of poor and rich alike, for the wounds that will never heal, and for ‘the pangs that tempt the spirit to rebel’, bringest and assuaging balm; eloquent opium! that with thy potent rhetoric stealest away the purposes of wrath; and, to the guilty man, for one night givest back the hopes of his youth, and hands washed pure from blood; and, to the proud man, a brief oblivion for

Wrongs unredressed, and insults unavenged;

that summonest to the chancery of dreams, for the triumphs of suffering innocence, false witnesses; and confoundest perjury; and dost reverse the sentences of unrighteous judges: - thou buildest upon the bosom of darkness, out of the fantastic imagery of the brain, cities and temples, beyond the art of Phidias and Praxiteles – beyond the splendour of Babylon and Hekatompylos; and, ‘from the anarchy of dreaming sleep’, callest into sunny light the faces of long-buried beauties, and the blessed household countenances, cleansed from the ‘dishonours of the grave’. Thou only givest these gifts to man; and thou hast the keys of Paradise, oh just, subtle, and mighty opium!“¹⁷⁶

Dann beginnen die ‚Pains of Opium‘ mit einer eigenen Einleitung, welche auf die Erkundung der schlechten Träume einstimmt.

„But now farewell, a long farewell, to happiness, winter or summer! farewell to smiles and laughter! farewell to peace of mind! farewell to hope and to tranquil dreams, and to the blessed consolations of sleep! For more than three years and a half I am summoned away from these; I am now arrived at an Iliad of woes: for I have now to record –“¹⁷⁷

Er beschreibt seine Versuche, das Opium aufzugeben und die dazugehörigen ‚intellektuellen‘ Probleme, wechselt dann aber auf das eigentliche Phänomen der schlechten Träume. Dazu bemüht er hauptsächlich negative Bilder über den

¹⁷⁶ De Quincey (2003, 55).

¹⁷⁷ De Quincey (2003, 68).

Orient bzw. Asien – „*the Malay had been a fearful enemy for month*“¹⁷⁸. Insgesamt wurde dieser Teil immer als Beschreibung von Entzugserscheinungen gedeutet.

Allerdings sollte man bedenken, dass Laudanum auch Alkohol in starker Konzentration enthält. Dazu mag Alkoholkonsum ohne Opium hinzukommen, Wein zum Abendessen etwa. Die von De Quincey oder auch Coleridge konsumierten Mengen Alkohol sind selbst schon in der Lage, eine zelluläre Alkoholtoleranz auszulösen – „*a glass of laudanum negus, warm, without sugar*“¹⁷⁹. Dementsprechend erinnern manche der beschriebenen Wirkungen und Entzugserscheinungen eher an die Berichte eines Alkoholikers¹⁸⁰.

Interdependence. Freundschaft und Streit (hauptsächlich ums Geld und ums Werk) prägen die Beziehung zwischen Coleridge und De Quincey. Letzterer schreibt oft, aber nicht immer fair über ersteren. So beschreibt er nachträglich, wie Coleridge sich an einer brennenden Lagerhalle ergötzt. Zu der Zeit war man noch befreundet und sah sich recht häufig:

„(...) erkundigte ich mich nach dem Verlauf des Brandes. „Oh, Sir“, erwiderte er ärgerlich, „er wurde so schnell gelöscht, dass wir alle wütend waren.“ Nun wird wohl niemand daran zweifeln, dass Mr. Coleridge, obwohl er zu aktiver Betätigung seiner Tugend viel zu dick und bequem war, dennoch entschieden zu den guten Christen zu rechnen ist. (...)“¹⁸¹

De Quincey benutzt die Geschichte, um seine Gedanken über den ‚Mord als feine Kunst‘ zu erläutern, die leise Ironie geht eher auf seine Abneigung gegen Coleridge’s Arbeitsweise zurück:

„*Mr. Coleridge is the last man in Europe to conduct a periodical work. His genius none will dispute; but I have traced him through German literature, poetry, and philosophy, and he is, sir, not only a plagiary, but, sir, a thief, a bone fide most unconscientious thief.*“¹⁸²

Dieser Vorwurf wirkt etwas skurril angesichts der Tatsache, dass für De Quincey gleiches gilt. Beide hatten Schwierigkeiten ihre Werke zu veröffentlichen, keiner

¹⁷⁸ De Quincey (2003, 80).

¹⁷⁹ De Quincey (2003, 50).

¹⁸⁰ Vgl. Terry und Pellens (1970, 63).

¹⁸¹ De Quincey (2004b, 17).

¹⁸² De Quincey, zitiert nach Lindop (1981, 316).

von beiden schrieb ganze Bücher, so es welche gibt, sind es Gedichtbände oder sie sind nachträglich aus den Zeitschriftenveröffentlichungen hervorgegangen. Sie waren beide

„(...) inefficient editors, explorers of obscure literature, dreamers, procrastinators and, at times, plagiarists (...) and De Quincey knew it.“¹⁸³

Coleridge's Spur zu verfolgen bedeutete für De Quincey auch, es ihm gleich zu tun. Daher waren manche von Coleridge's hinterbliebenen Familienangehörigen und Freunden aufgebracht über die rüde Abrechnung De Quincey's mit seinem ehemaligen Freund. Sie nannten ihn Schuft und Schlimmeres¹⁸⁴.

Auch Coleridge's Opiumkonsum wurde von De Quincey kommentiert. Schon in der ersten Auflage der Confessions schreibt er davon, noch ohne Coleridge zu nennen. Nach dem Tode von Coleridge verfasst De Quincey den Essay ‚Coleridge on Opium-Eating‘ (1844), in welchem er erst im letzten Teil auf das Thema zu sprechen kommt. De Quincey stellt zwei konträre Aussagen von Coleridge gegenüber. Die erste ist eine Passage aus einem Brief Coleridge's, in welcher er behauptete, eine Opiumkrankheit könne innerhalb einer Woche geheilt werden; zur Erinnerung, es war geplant, dass er für eine Woche bei Gillman einzieht, aber er blieb 19 Jahre. Die gegenüberstehende Aussage bezieht sich auf die Meinung, das Opium habe sein Leben zerstört.

*„He speaks of opium excess, his own excess, we mean – the excess of twenty-five years – as a thing to be laid aside easily and for ever within seven days; and yet, on the other hand, he describes it pathetically, sometimes with a frantic pathos, as the scourge, the curse, the one almighty blight which had desolated his life.“*¹⁸⁵

Die Frage lautet also: Lag Coleridge mit einer der beiden Meinungen richtig? De Quincey verneint dies für die erste der beiden Fragen und gibt für die zweite eine geteilte Antwort.

„We are of opinion that it killed Coleridge as a poet (...) But had Coleridge been a happier man, it is our fixed belief that we should have had far less of

¹⁸³ Vgl. Lindop (1981, 317).

¹⁸⁴ Vgl. Lindop (1981, 315f.)

¹⁸⁵ De Quincey (2004a).

*his philosophy, and perhaps, but not certainly, might have had more of his general literature (...).*¹⁸⁶

Später erkannte De Quincey, dass er sich in einer ähnlichen Lage befand, wie Coleridge sie immer in seinen Briefen bejammert hatte.

„Not fear nor terror, but inexpressible misery, is the last portion of the opium-eater. At certain stages it is not so. We know of a man called X – who has often jumped out of bed – bounced like a column of quicksilver – at midnight, fallen on his knees and cried out, while the perspiration ran down his wasted face, and his voice waked all the house, “O Jesus Christ, be merciful to me a sinner” – so unimaginable had been the terror which sleep opened to his eyes ... But, generally, in its later stages, it is not horror, it is not fear: all these are swallowed up in misery.“¹⁸⁷

Es bleibt offen, ob er sich selbst oder Coleridge meint, jedenfalls enthält das Zitat eine aus den ‚Pains of Sleep‘ hervorgehende Paraphrase¹⁸⁸. Und dann war da noch die Sache mit den 300£, welche De Quincey zunächst gern und eigentlich anonym gespendet hat, die Coleridge auch gern als ‚loan‘ angenommen hat, aber leider nicht zurückgeben konnte als De Quincey darum bat.

Trotz dieser Differenzen, die De Quincey noch über Coleridge’s Tod hinaus mit der Familie ausgetragen hat, gibt es unübersehbare Gemeinsamkeiten. Der Geldmangel hat offensichtlich beide zeitlebens verfolgt. Weitere Ähnlichkeiten finden sich nicht nur im Werk und in der Arbeitsweise, sondern auch im Opiumkonsum – einem modernen Konsumtyp, der, obwohl zeitlich und räumlich gleich platziert, ganz und gar nicht jenem entspricht, den Marx und Engels kritisieren.

3.4. Karl Marx, Friedrich Engels und das ungeliebte Opium

Das Feld des Medizinischen wurde gänzlich verlassen, wenn die Kinder die Medikamente nicht zur Behandlung einer Krankheit erhielten, sondern ruhig gestellt werden sollen, damit die Mutter anderen Pflichten als der

¹⁸⁶ De Quincey (2004a). Interessanterweise ist der junge John Stuart Mill, der große Freiheitsdenker, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, einer der wenigen, die Coleridge als Philosoph geschätzt haben; vgl. Sorley & Litt (2000 [1907-21], Internetquelle).

¹⁸⁷ De Quincey, zitiert nach Lindop (1981, 351).

¹⁸⁸ Nach Lindop (1981, 351).

Kinderbetreuung nachkommen konnte. Viele Arbeiterfamilien waren aufgrund der durch den ungezügeltten Kapitalismus entstandenen sozialen Verhältnisse gezwungen, die Kinder ruhig zu stellen, also sollte es eher heißen: weil die Mutter anderen Pflichten nachkommen *musste*. Da sind sie wieder, die ‚terrible demands made on modern brains‘ (Ludlow). Die englische Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts ist am stärksten davon betroffen und kompensiert das Ungemach teilweise mit Opium. Man sieht deutlich, dass die gesellschaftliche (Nicht-) Einbindung dieses Drogenkonsums die positive Funktion der ‚doors of perception‘¹⁸⁹ unterbindet; nicht Kunst und Religion sind das Ergebnis, sondern Armut und geistige Deprivation. Karl Marx und Friedrich Engels haben ihre eigene Meinung dazu.

Die bekannteste Äußerung von Marx zum Opium ist wohl jenes Zitat über die Religion als Opium des Volks¹⁹⁰. Und doch, vielleicht ist es nur eine Paraphrase, welche nur den Sinn einer älteren Aussage kopiert. Erst das Original von Novalis über die Religion im Alltagsleben der von ihm sogenannten Philister, dann Marx über den Kampf gegen die Religion:

Novalis, Religion:

„Ihre sogenannte Religion wirkt blos, wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche stillend.“¹⁹¹

Marx, Religion:

„Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen jene Welt, deren geistiges Aroma die Religion ist. Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten

¹⁸⁹ Huxley (2004b).

¹⁹⁰ Die folgende Zitatensammlung wurde mit einer CD-Rom, welche gesammelte Schriften von Marx und Engels enthält, zusammen gestellt (Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels). Die einzelnen Zitate wurden mit der auf der CD-Rom verfügbaren Suchfunktion ausfindig gemacht und in das hier vorliegende Dokument eingefügt. Die Benennungen der jeweiligen Quelle wurden von der Software automatisch generiert und weichen daher von der sonst verwendeten Zitierweise ab, enthalten dafür aber Angaben zum Originaltitel des jeweiligen Textes, zur Stelle auf der CD und in der Gesamtausgabe (MEW).

Da bei der Übertragung jede von der CD verwendete Seite einzeln berücksichtigt werden musste, wurden bei Zitaten, welche auf der CD über einen Seitenumbruch hinausgehen, zunächst für jede Seite eine separate Quellenangabe automatisch erzeugt. Dies wurde unter Berücksichtigung der Seitenzahlen angepasst, so dass sich zu jedem zusammenhängenden Zitat nur eine Quellenangabe findet. Die Zitate selbst stammen zumeist aus ‚Das Kapital‘ (Marx) und ‚Die deutsche Ideologie‘ (Marx / Engels). Eine Reihe der Zitate findet sich auch bei Scheerer (1982, 20f.)

¹⁹¹ Novalis (1798, Internetquelle).

Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks.“¹⁹²

Marx Zitat ist inhaltlich ausschließlich auf die Religion bezogen, das Opium wird nur als negative Metapher verwendet. Doch gerade diese Verwendung macht das Zitat interessant. Es drückt eine negative Wertidee gegenüber dem Opium aus. So wie heutzutage der Begriff ‚Heroin‘ ein reines Reizwort ist, so ist es hier das Wort Opium. Der ganze Abschnitt über den Kampf gegen das religiöse Elend, über die Dialektik von Ausdruck und Protestation und das Gemüt einer herzlosen Welt lässt sich mit einem Wort fassen: Opium.

Wie kommt diese Sicht zustande? In den weiteren Textstellen lassen sich zwei hauptsächliche Themen ausmachen: die Auswirkungen des Opiumkonsums auf die arbeitende Klasse und die wirtschaftliche Bedeutung des Opiumhandels inklusive Opiumkrieg für das englische Königreich, Indien und China.

Opium und Arbeiterklasse: Die proletarische Ethik verurteilt einen übermäßigen Alkoholkonsum. Rouse und Unnithan (1993) haben unter Berücksichtigung von Webers Beschreibung der protestantischen Ethik die Bewertung von Drogen und Rausch innerhalb der proletarischen Ethik beschrieben. Die Ethik geht zurück auf Lenin und führt zu einer marxistischen, *der* marxistischen Lebensführung.

„Answering a calling to the party through hard work and consciousness is the heart of the proletarian ethic.“¹⁹³

Die proletarisch-sozialistische Ethik ist in Bezug auf Alkohol- und Drogengebrauch von der protestantisch-kapitalistischen nicht so sehr verschieden. Die jeweiligen Gesellschaftsformen haben beide denselben Bedarf an möglichst zivilisierten und disziplinierten, d.h. auch nicht-berauschten, Individuen¹⁹⁴.

Lenin war der erste sozialistische Führer, der diese Ethik als allgemeine Lebensführung aller Gesellschaftsmitglieder eingefordert hat. Doch der Grundgehalt dieser Ethik entstammt den Schriften von Marx und Engels. Auch die Ablehnung von Alkohol und Opium wird in diesen Werken eindeutig geäußert

¹⁹² Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, S. 3. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 543 (vgl. MEW Bd. 1, S. 378).

¹⁹³ Rouse und Unnithan (1993, 215).

¹⁹⁴ Vgl. Luke (1983), Rouse und Unnithan (1993).

und wird damit Teil einer späteren Umsetzung als Lebensführung. Besonders der Branntweinkonsum stößt bei Marx auf wenig Gegenliebe und wird mit dem des Opiums gleichgesetzt:

Marx, Branntwein:

„Endlich hat der Branntwein über Bier und Wein gesiegt, obwohl der Branntwein als Genußmittel allgemein als Gift anerkannt ist. Während eines ganzen Jahrhunderts kämpften die Regierungen vergeblich gegen das europäische Opium; die Ökonomie gab den Ausschlag, sie diktierte dem Konsum ihre Befehle.“¹⁹⁵

Die Gleichsetzung von Schnaps und Opium ist wiederum der Versuch, das Übel des Branntweins mit einer bekannten negativen Wertidee zusammenzufassen. Deutlich wird auch, dass Marx die Kräfte des „Konsumgebot“¹⁹⁶, den Imperativ des Marktes kapitalistischer Gesellschaften für die Verteilung von gefährlichen Produkten, in diesem Fall Branntwein und Opium, erkannt hat. Daher bezieht sich manche der geäußerten Kritiken bezüglich Opium auf konkrete Produkte oder gängige Rezepte, wie etwa Godfrey's Cordial. In diesem Fall stammt das Zitat von Engels:

Engels, Godfrey's Cordial:

„Eins der schädlichsten von diesen Patentmitteln ist ein Trank, der von Opiaten, besonders Laudanum, bereitet und unter dem Namen »Godfrey's Cordial« verkauft wird. Frauen, die zu Hause arbeiten und eigne oder fremde Kinder zu verwahren haben, geben ihnen diesen Trank, damit sie ruhig sein und, wie viele meinen, kräftiger werden sollen. Sie fangen oft schon gleich nach der Geburt an zu medizinieren, ohne die schädlichen Folgen dieser »Herzstärkung« zu kennen, so lange bis die Kinder sterben. Je stumpfer der Organismus des Kindes gegen die Wirkungen des Opiums wird, desto größere Quantitäten werden ihm davon gegeben. Wenn das »Cordial« nicht mehr zieht, wird auch wohl unvermishtes Laudanum gereicht, oft 15 bis 20 Tropfen auf einmal. Der Coroner von Nottingham bezeugte einer Regierungskommission 31, daß ein Apotheker nach eigener Aussage dreizehn Zentner Sirup in einem Jahre zu »Godfrey's Cordial« verarbeitet habe. Man kann sich leicht denken, was die Folgen für die so behandelten Kinder sind. Sie werden blaß, welk und schwach und sterben meist, ehe sie zwei Jahre alt sind. Die Anwendung dieser Medizin ist in allen großen Städten und Industriebezirken des Reichs sehr verbreitet.“¹⁹⁷

¹⁹⁵ Marx: Das Elend der Philosophie, S. 80. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 2393 (vgl. MEW Bd. 4, S. 92).

¹⁹⁶ Marzahn (1994, 15).

¹⁹⁷ Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, S. 230. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 10490f (vgl. MEW Bd. 2, S. 333f).

Es ist noch einmal zu sehen, dass es sich bei ‚Godfrey’s Cordial‘ nicht mehr um ein exklusives Produkt handelt, sondern ein Rezept, das vor Ort gemischt werden kann und daher auch in den verwendeten Inhaltsstoffen variiert. Engels spricht noch von Opiaten allgemein und Laudanum als möglichen Grundstoffen und davon, dass ‚ein Apotheker‘ eine große Menge Laudanum eigens verarbeitet habe.

Der Gebrauch, oder auch Missbrauch, zum Ruhigstellen der Kinder ist die hauptsächlich von Marx und Engels kritisierte Verwendung des Opiums. Immer wieder kommen sowohl Marx als auch Engels auf dieses Thema zurück, für sie ist es einfach eines der deutlichsten Beispiele, die Marginalisierung der Arbeiterklasse zu beschreiben. Der Opiumgebrauch erwachsener Arbeiter, etwa als Ersatz für teuren Branntwein, findet seltener Erwähnung (nach den hier vorliegenden Quellen nur einmal).

Auch Marx bezieht sich konkret auf Godfrey’s Cordial, es dient als Beispiel bei der Beschreibung der weltweiten Baumwollkrise während des Sezessionskrieges in den USA:

Marx, Godfrey’s Cordial:

„Dr. Edward Smith wurde während der den Amerikanischen Bürgerkrieg begleitenden Baumwollkrise von der englischen Regierung nach Lancashire, Cheshire usw. geschickt, zur Berichterstattung über den Gesundheitszustand der Baumwollarbeiter. Er berichtet u.a.: Hygienisch habe die Krise, abgesehen von der Verbannung der Arbeiter aus der Fabrikatmosphäre, vielerlei andre Vorteile. Die Arbeiterfrauen fänden jetzt die nötige Muße, ihren Kindern die Brust zu reichen, statt sie mit Godfrey's Cordial (einem Opiat) zu vergiften. Sie hätten die Zeit gewonnen, kochen zu lernen. Unglücklicherweise fiel diese Kochkunst in einen Augenblick, wo sie nichts zu essen hatten. Aber man sieht, wie das Kapital die für die Konsumtion nötige Familienarbeit usurpiert hat zu seiner Selbstverwertung. Ebenso wurde die Krise benutzt, um in eignen Schulen die Töchter der Arbeiter nähen zu lehren. Eine amerikanische Revolution und eine Weltkrise erheischt, damit die Arbeitermädchen, die für die ganze Welt spinnen, nähen lernen!“¹⁹⁸

Weitere Beispiele finden sich viele. Es sei angemerkt, dass es hier nicht weiter auf eine genaue Analyse des marxistisch relevanten Inhalts ankommt, sondern auf die argumentative Verwendung des Opiumkonsums als Beispiel für diesen Inhalt. Mal ist es Kindererziehung allgemein, mal die der Mädchen, dann ist es die

¹⁹⁸ Marx: Das Kapital, S. 1379. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 4693 (vgl. MEW Bd. 23, S. 0).

Ernährung und Gesundheit, stets bezieht es sich auf Kinder und deren Mütter aus der Arbeiterklasse.

Die Kritik an diesen Zuständen war allerdings nicht neu, sie tauchte in England schon ab den 1830ern auf und war damals schon Teil von Debatten über Klassenunterschiede.

„(...) but implicit in the campaign against it [the working-class child-doping] was a class interest and a desire to re-mould popular culture into a more acceptable form. Opium was the immediate concern, but the campaign against it criticized basic patterns of working-class child-rearing too.“¹⁹⁹

Marx hat also ein- und dieselbe Argumentationsstrategie verfolgt, die schon seit Jahren vom Bürgertum angewendet wurde, um zum eigenen Nutzen die Lebensweisen der Arbeiterschaft anzupassen. Der Unterschied liegt also nicht in der Argumentationsstruktur, sondern darin, dass das Bürgertum ignorierte, dass die Vergabe von Opium unter den gegebenen sozialen Umständen durchaus rational war:

„The rationale, however imperfect, behind practices like child-doping was ignored.“²⁰⁰

Marx hat diese Rationale erkannt, deshalb nutzt er sie ja gerade zur Kapitalismuskritik. Das kapitalistische Bürgertum erscheint bei Marx nie in der Rolle der Konsumenten, obwohl der bürgerliche Konsum ebenso verbreitet war wie jener der Arbeiterklasse. Eine sehr kleine, regional begrenzte und leider noch nicht ganz professionelle Erhebung bezüglich Dauerkonsum und Personentyp hatte in den 1830ern folgendes Ergebnis:

„A total of twenty opium eaters were recorded, Of that number, seven of the thirteen females would be classified as working class, two of the seven males.“²⁰¹

Der Klassenunterschied besteht also eher darin, dass Frauen des Proletariats, aber Männer der Mittel- und Oberklasse Opiumesser waren. Es liegt nahe, zu vermuten, dass Frauen auch ihren Kindern Opium verabreichten, besonders wenn

¹⁹⁹ Berridge & Edwards (1987, 97f.).

²⁰⁰ Berridge & Edwards (1987, 98).

²⁰¹ Berridge & Edwards (1987, 35).

es sich um Selbstmedikation ohne ärztliche Anweisung oder um Ruhigstell-Konsum handelt. Marx' Eingrenzung der Beispiele auf diesen Konsumententyp ist also einerseits sachlich richtig, andererseits blendet sie den Opiumkonsum anderer Klassen aus.

Kapitalistische Großhändler allerdings treiben, so stellen Marx und Engels zu Recht fest, die Ausbreitung des Konsums an. Es sollte aber berücksichtigt werden, dass die Anbieter dabei nicht nur Trends ausgelöst, sondern auch aufgegriffen haben.

„The uses of opium paralleled and prefigured those of medical practice.“²⁰²

Offensichtlich nützliche medizinische Funktionen werden von Marx und Engels nicht kritisiert und zum Thema Sucht gibt es keine direkte Äußerung.

Die weiteren Beispiele:

Marx, Erziehung:

„(...) etwa das Proletarierkind, das skrofulös auf die Welt kommt, mit Opium heraufgezogen, im siebenten Jahre in die Fabrik geschickt wird (...)“²⁰³.

„Was in dieser Schule gezüchtete Mädchen als verheiratete Frauen in der Moralität leisten, ward schon früher angedeutet. Ihre Kinder, soweit Opium ihnen nicht den Garaus macht, sind geborne Rekruten des Gangs.“²⁰⁴

Engels, Gesundheit und Ernährung:

„Eine andere Reihe von Krankheiten hat weniger in der Wohnung als in der Nahrung der Arbeiter ihre unmittelbare Ursache. Die an und für sich schon schwerverdauliche Kost der Arbeiter ist vollends für kleine Kinder ungeeignet; und doch fehlen dem Arbeiter die Mittel und die Zeit, seinen Kindern passendere Nahrung zu verschaffen. Dazu kommt noch die sehr verbreitete Sitte, den Kindern Branntwein oder gar Opium zu geben, und aus alledem entstehen unter Mitwirkung der übrigen für die körperliche Entwicklung schädlichen Lebensverhältnisse die verschiedensten Krankheiten der Verdauungsorgane, die ihre Spuren für das ganze Leben zurücklassen. Fast alle Arbeiter haben einen mehr oder weniger schwachen

²⁰² Berridge & Edwards (1987, 33, siehe auch 29f.)

²⁰³ Marx/Engels: Die deutsche Ideologie, S. 356. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 1620 (vgl. MEW Bd. 3, S. 193).

²⁰⁴ Marx/Engels: Die deutsche Ideologie, S. 356. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 1620 (vgl. MEW Bd. 3, S. 193).

Magen und sind trotzdem gezwungen, fortwährend bei der Diät zu bleiben, die die Ursache ihres Übels war.“²⁰⁵

Marx, Sterblichkeitsraten von Kindern:

„ (...) die hohen Sterblichkeitsraten vorzugsweise der außerhäuslichen Beschäftigung der Mütter geschuldet und der daher entspringenden Vernachlässigung und Mißhandlung der Kinder, u.a. unpassender Nahrung, Mangel an Nahrung, Fütterung mit Opiaten usw., dazu die unnatürliche Entfremdung der Mütter gegen ihre Kinder, im Gefolge davon absichtliche Aushungerung und Vergiftung.“²⁰⁶

Marx, Kindermord:

„Alle Phänomene der Fabrikdistrikte reproduzieren sich hier, in noch höherem Grad versteckter Kindermord und Behandlung der Kinder mit Opiaten.“²⁰⁷

In einer Anmerkung zum letztgenannten Zitat findet sich gewissermaßen eine Zusammenfassung aller von Marx und Engels geäußerten Hauptgedanken bezüglich des Opiums. Hier endlich findet sich auch eine Kritik am steigenden Opiumkonsum innerhalb der erwachsenen Arbeiter- und Bauernschaft:

Marx, Arbeiterlage, Großhandel und Chinas Rache:

„Wie in den englischen Fabrikdistrikten, so dehnt sich auch in den Agrikulturdistrikten der Opiumkonsum unter den erwachsenen Arbeitern und Arbeiterinnen täglich aus. »Den Verkauf von Opiaten voranzutreiben ist das große Ziel einiger unternehmender Großhändler. Von Drogisten werden sie als der gangbarste Artikel angesehen.« Säuglinge, die Opiate empfangen, »verrumpelten in kleine alte Männchen oder verschrumpfen zu kleinen Affen«. Man sieht, wie Indien und China sich an England rächen.“²⁰⁸

Marx' Gedanke an Indiens und Chinas Rache ergibt sich, das ist klar, mit Blick auf die englische Handelspolitik, den Merkantilismus. Marx lebte zur Zeit des ersten Opiumkrieges noch nicht in England, aber er konnte die historische Entwicklung rückschauend betrachten und zur Kapitalismuskritik nutzen. Die zwei Abschnitte aus ‚Das Kapital‘ geben einen ersten Überblick über die Bedeutung für die englische Volkswirtschaft.

²⁰⁵ Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, S. 223. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 10484 (vgl. MEW Bd. 2, S. 330).

²⁰⁶ Marx: Das Kapital, S. 587f. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 3901f (vgl. MEW Bd. 23, S. 419f).

²⁰⁷ Marx: Das Kapital, S. 589. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 3903 (vgl. MEW Bd. 23, S. 421).

²⁰⁸ Marx: Das Kapital, S. 1383. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 4697 (vgl. MEW Bd. 23, S. 0).

Marx, englisches Handelsmonopol in Indien:

„Die Englisch-Ostindische Kompanie erhielt bekanntlich, außer der politischen Herrschaft in Ostindien, das ausschließliche Monopol des Teehandels wie des chinesischen Handels überhaupt und des Gütertransports von und nach Europa. Aber die Küstenschiffahrt von Indien und zwischen den Inseln wie der Handel im Innern Indiens wurden Monopol der höhern Beamten der Kompanie. Die Monopole von Salz, Opium, Betel und andren Waren waren unerschöpfliche Minen des Reichtums. Die Beamten selbst setzten die Preise fest und schanden nach Belieben den unglücklichen Hindu. Der Generalgouverneur nahm teil an diesem Privathandel. Seine Günstlinge erhielten Kontrakte unter Bedingungen, wodurch sie, klüger als die Alchimisten, aus nichts Gold machten. Große Vermögen sprangen wie die Pilze an einem Tage auf, die ursprüngliche Akkumulation ging vonstatten ohne Vorschuß eines Schillings. Die gerichtliche Verfolgung des Warren Hastings wimmelt von solchen Beispielen. Hier ein Fall. Ein Opiumkontrakt wird einem gewissen Sullivan zugeteilt, im Augenblick seiner Abreise - in öffentlichem Auftrage - nach einem von den Opiumdistrikten ganz entlegnen Teil Indiens. Sullivan verkauft seinen Kontrakt für 40000 Pfd. St. an einen gewissen Binn, Binn verkauft ihn denselben Tag für 60000 Pfd. St., und der schließliche Käufer und Ausführer des Kontrakts erklärt, daß er hinterher noch einen ungeheuren Gewinn herauschlug. Nach einer dem Parlament vorgelegten Liste ließen sich die Kompanie und ihre Beamten von 1757 bis 1766 von den Indiern 6 Millionen Pfd. St. schenken! Zwischen 1769 und 1770 fabrizierten die Engländer eine Hungersnot durch den Aufkauf von allem Reis und durch Weigerung des Wiederverkaufs außer zu fabelhaften Preisen.“²⁰⁹

Marx, Silber und Außenhandelsdefizit:

„Im (...) Bericht spricht sich N. Alexander, Chef eines großen Hauses im indischen Geschäft, folgendermaßen aus über den starken Abfluß von Silber nach Indien und China um die Mitte der 50er Jahre, infolge teils des chinesischen Bürgerkriegs, der dem Absatz englischer Gewebe in China Einhalt tat, teils der Seidenwürmerkrankheit in Europa, die die italienische und französische Seidenzucht stark einschränkte:

»Ist der Abfluß nach China oder nach Indien? - Sie schicken das Silber nach Indien, und mit einem guten Teil davon kaufen Sie Opium, das alles nach China geht, um Fonds zu bilden zum Einkauf für Seide; und der Stand der Märkte in Indien« (trotz der Akkumulation von Silber dort) »macht es profitlicher für den Kaufmann, Silber hinzuschicken, als Gewebe oder andre britische Fabrikate.« - 4338. »Fand nicht ein großer Abfluß aus Frankreich statt, wodurch wir das Silber bekamen? - Jawohl, ein sehr großer.« - 4344. »Statt Seide von Frankreich und Italien einzuführen, schicken wir sie in großen Quantitäten hin, sowohl bengalische wie chinesische.«

Also wurden nach Asien Silber - das Geldmetall dieses Weltteils - geschickt statt Ware, nicht weil die Preise dieser Waren gestiegen waren in dem Land, das sie produziert (England), sondern gefallen - gefallen durch Überimport -

²⁰⁹Marx: Das Kapital, S. 1119f. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 4434 (vgl. MEW Bd. 23, S. 780-781).

in dem Land, wohin es sie importiert; obgleich dies Silber von England aus Frankreich bezogen und teilweise mit Gold bezahlt werden mußte.²¹⁰

Die beiden Zitate geben eine lebhaftere Vorstellung vom ökonomischen Potenzial des geschickt geführten englischen Außenhandels des 18. und 19. Jahrhunderts. Individuelle Chancen zur Einkommenssteigerung bei den Händlern, die so immens sind, dass man nicht einmal wirklich Händler sein muss, sondern lediglich eine gewisse Summe Startgeld für einen guten Kontrakt braucht. Wie kam es zu dieser Situation und wie wurde der Opiumhandel organisiert?

3.5. Das Opium-Monopoly

Grundlagen der europäischen Handelspolitik in Asien. Nach der Phase der Kolonialisierung der amerikanischen Kontinente, welche hauptsächlich dazu diente, Land und Edelmetalle zu akquirieren, gingen die europäischen Nationen dazu über, Handelsmonopole aufzubauen. Die protestantischen Königreiche Englands und der Niederlande taten sich besonders hervor, so war auch die Konkurrenz in Indien und Asien zwischen diesen beiden Ländern besonders groß. Doch auch die katholischen Portugiesen errichteten solche Monopole, genau genommen waren sie die ersten in Indien und auf den asiatischen Inseln. Nicht selten, eigentlich sogar fast ausschließlich, waren die gehandelten Güter Rausch- und Genussmittel.

Jahrhunderte lang war das Geld (die Edelmetalle) aus Europa in den Orient, nach Indien und nach China transferiert worden, um den stetig steigenden Bedarf an Gewürzen, hauptsächlich Pfeffer, zu decken²¹¹. Columbus war schließlich nicht aufgebrochen, Amerika zu entdecken, er wollte nach Indien, um die orientalischen Zwischenhändler auszuschalten. Die Entdeckung und Kolonisierung Amerikas brachte dennoch die ersten Lösungsmöglichkeiten für das teure Importproblem: zuerst Land, Bodenschätze, Sklavenhandel, dann Zucker, Baumwolle und die Genussmittel, also Tabak und später Coca. Vor allem aber auf Gold und Silber hatten es die Conquistadores abgesehen, der Traum vom El Dorado war

²¹⁰Marx: Das Kapital, S. 3597f. Digitale Bibliothek Band 11: Marx/Engels, S. 6912 (vgl. MEW Bd. 25, S. 567-568).

²¹¹ Vgl. Schivelbusch (2002, 13ff.).

handlungsleitend. Doch die anderen europäischen Nationen waren mehr am Handel beteiligt als die Spanier. Der Fernhandel war enorm wichtig für die europäischen Nationen, welche sich in Indien und anderen Teilen Asiens engagierten. Die Portugiesen verbreiteten den Tabak um die Welt und konkurrierten später mit den Holländern um das Monopol auf den Handel mit dieser Droge. Die Engländer profitierten protestantisch-kapitalistisch versiert vom Baumwollhandel, Marx schrieb auch davon. Zusammen mit den ersten großen Webereien bildete die Baumwolle das Rückgrat der beginnenden Industrialisierung, zu welcher dann schließlich die gesteigerte Nachfrage nach Zucker, Tee, Kaffee, Tabak und anderen luxuriösen Kolonialwaren im eigenen Land hinzukam.

Nur einige Jahre nach der Entdeckung Amerikas folgte die Umschiffung Afrikas durch Vasco da Gama und damit die Entdeckung des Seeweges nach Indien (1497/98). Dies bot dann endlich die Möglichkeit, die orientalischen Zwischenhändler zu übergehen. Damit war das Problem des Bezahlers der teuren Importware noch nicht ganz gelöst. Der Export in diese Länder musste gesteigert werden, um die Außenhandelsdefizite auszugleichen. Besonders die stolzen Chinesen machten sich nichts aus europäischen Produkten, hatten aber selbst viel anzubieten: Seide, Tee und Porzellan. Dafür wollten sie Silber, nichts anderes. Der spanische Silberdollar wurde zur Weltwährung, da gerade dieses Edelmetall auch in Asien, besonders in China, als Zahlungsmittel verwendet wurde²¹².

Die Grundlage der Nachfrage: das Opiumrauchen. Erst spät wurde das Opiumrauchen, welches eigentlich ein Verdampfen ist, erfunden. Wahrscheinlich waren zunächst Opium-Tabak-Mischungen in Gebrauch, es kann also erst gewesen sein, nachdem der Tabak seinen Weg nach Asien gefunden hatte. Engelbert Kämpfer liefert einen der ersten Berichte über diese Konsumform und weist sie den ‚nigratas‘ zu, das sind wahrscheinlich die Bewohner der Insel Java:

„(...) strange use of opium among the nigratas for they mix with it, tobacco diluted with water so that when kindled the head spins more violently.“²¹³

²¹² Vgl. Trocki (1999, 32 & 42ff.).

²¹³ Kämpfer (1712) zitiert nach Trocki (1999, 182).

Die Mischung mit feuchtem Tabak macht Sinn, denn dann wird das Gemisch beim Gebrauch in einer Pfeife, welche mit glühender Kohle angefeuert wird, verdampft und nicht verbrannt. Diese Kultur war es auch, welche sich in Asien ausbreitete, über Formosa (Taiwan) bis auf das chinesische Festland. Erst dann entwickelte sich die Methode, Opium pur zu rauchen. Ferner muss jemand gemerkt haben, dass abgekochtes Opium besser zu verdampfen ist, bis durch beständige Rekreation der Rauchmethode und der Utensilien die heute bekannte Kultur des Opiumrauchens bzw. -dampfens entstand. Aus den Tabak-Opium-Mischungen entwickelte sich die Gewohnheit, Opium pur zu rauchen²¹⁴. Das Rohopium kann jedoch nicht direkt geraucht werden, es bedarf einiger weiterer Produktionsschritte, um das Rauchopium herzustellen. So entwickelte sich in Indien unter britischer Anleitung eine komplette Opiumindustrie.

„Raw opium, as it came from the ball, was dissolved in water, strained, and boiled in a copper vessel until it was thickened. The process was usually repeated and the final product, a syrupy, blackish substance resulted, which was called chandu.“²¹⁵

Die einzelnen Ballen wurden in flüssigem Opium geringerer Qualität und Konzentration eingelegt, um sie dann mit Blättern der Mohnpflanze voll zu kleben – *„Poppy to Poppy. There’s nothing better.“*²¹⁶ Es gab allerdings regionale Unterschiede bei der Art des Umwickelns, während in Ghazipur, der von Kipling besuchten Fabrik, nur der Rand mit Blättern beklebt wurde, wurde in Patna der ganze Ballen damit eingepackt:

*„That is the difference between a Ghazipur and a Patna cake. Our cakes have always an unpowdered head. The Patna ones are rolled in trash all over.“*²¹⁷

Noch eine andere Präparation hieß ‚madak‘. Aus einem Dokument der UN:

„In India, two preparations of opium have generally been used for smoking, madak and chandu. The use of madak in India has been considered to be much more extensive than that of chandu, and in most parts of the country this preparation was smoked. The following is, briefly, the method

²¹⁴ Vgl. Selling (1989, 278) und Trocki (1999, 36).

²¹⁵ Trocki (1999, 36)

²¹⁶ Rudyard Kipling (1899).

²¹⁷ Rudyard Kipling (1899) Vgl. Trocki (1999, 38) zur geographischen Lage von Ghazipur und Patna in Bengalen.

employed for its preparation: Raw opium is mixed with water, which is then heated to boiling point. The boiling is continued, and the impurities which form as a scum on the surface of the boiling fluid are gradually removed. The heating is continued till a thick suspension is formed. This is then strained through a piece of cloth and charred leaves of *Acacia arabica* (babul) are gradually mixed with it till it assumes the consistency of a thick, stiff paste. This mass is then rolled into small balls called madak golis, which are available for smoking purposes. As a rule, two and a half ounces of madak are prepared from one ounce of opium. (...) In former days, burnt gold or silver threads (kalabattoo) were sometimes added to the mass, as it was supposed that these imparted to the mixture aphrodisiac and tonic properties.

Chandu, chandul, or clarified opium is a stronger preparation, and was only used in India by persons who were heavy smokers. Chandu is prepared by boiling a strained solution of opium in water until it becomes thick in consistency. As the concentration proceeds, crusts form on the surface of the simmering mass. These are removed as they form, until finally a thick mass of the consistency and appearance of coal tar is obtained. This is the „smokable extract“, and is the chandu or chandul of opium smokers. The chandu commonly smoked is often adulterated by addition of dross scraped from chandu pipes, which has a high morphine content.

A third preparation - rarely used - was opium dross, which is the residue left in the pipe when either chandu or madak is smoked.”²¹⁸

Das Rauchen wurde (und häufig: wird) als eigenständige kulturelle Prägung des Opiumkonsums, hauptsächlich des orientalischen und chinesischen, angesehen. Die neue Kultur war die ideale Möglichkeit, das Produkt Opium groß zu vermarkten. Die Gegend um Patna war für ihre Opiumproduktion bekannt und die Niederländer, Portugiesen und Briten kauften dort ein, um die Ware anschließend zu verschiffen. Die Engländer waren mit der Zeit am erfolgreichsten, da sie die Mogulherrscher besiegten, die zuvor das Recht besaßen, das gehandelte Opium zu besteuern. Dennoch standen die Engländer stets unter hohem Konkurrenzdruck, und auch die Annahme, dass alles Opium nach China geschickt wurde, trifft nicht zu²¹⁹.

Die Schlacht von Plassey im Jahre 1757 brachte die Engländer in eine exponierte Lage in Indien, sie wurden die neuen Herrscher des Landes. Zwar wurde nicht sofort der gesamte indische Subkontinent erobert, die East-India-Company hatte aber ab spätestens 1767 die volle Kontrolle über den Nordwesten Indiens, also die

²¹⁸ UN Office on Drugs and Crime (1957, Internetquelle). Zum ‚dross‘ in den Pfeifen vergleiche auch Booth (1996, 13), auch die Asche kann wieder verwertet werden und heißt dann Yen-Shee.

²¹⁹ Vgl. Trocki (2000).

Gegenden mit Opiumproduktion²²⁰. Die Engländer nutzten mittels der auch militärisch gewappneten East-India-Company den Gewürz- und Opiumhandel in Asien, um das aus der hohen Nachfrage nach Tee im Heimatland entstandene, in Silber berechnete Handelsdefizit auszugleichen. Weitere Handelsposten waren z.B. Singapur und Nord-Borneo (mit eigener Handelskompanie). Trocki argumentiert, dass das Britische Empire ohne den Opiumhandel niemals so bedeutsam geworden wäre, also dass „without the drug, there probably would have been no British Empire“²²¹. Auf der Gegenseite, bei den asiatischen Staaten wurden durch den Opiumhandel die alten Herrschafts- und Gesellschaftsstrukturen zerstört und die neuen Strukturen auf den Handel mit Genussmitteln zentriert. Für die asiatischen Länder bedeutete der Opiumhandel was der Tabakhandel für die Europäer bedeutet hatte, allerdings waren die Veränderungen erzwungen und nicht selbst in Gang gebracht²²². Dabei waren sich die Engländer durchaus bewusst, dass das Opiumrauchen als ein gesundheitlich bedenkliches Laster angesehen wurde, abgesehen von den Händlern. Für den Heimatmarkt war es nicht gedacht, hier sollte Opium nur in medizinischen Produkten bleiben.

Die Wichtigkeit der Einnahmen aus dem Opiumhandel für die Briten zeigt sich in der straffen Organisation der Herstellung und der Opiumauktionen in Kalkutta. Die Konkurrenten aus Europa wurden vom Markt verdrängt. Die Engländer übernahmen das Monopol von den indischen Anbietern, welche zuvor lediglich Abgaben an die Mogule zu entrichten hatten, und begannen, die negative Handelsbilanz durch Opiumexporte zu verbessern, bis sie sich schließlich ins Positive umwandelte. In der Anfangszeit, ab 1773, gehörten zu der Handelspraxis auch die von Marx beschriebenen Kontrakte²²³. Das Monopol war bei englischen Händlern, die gern auf eigene Rechnung tätig geworden wären, nicht unbedingt beliebt. Ungeachtet dieses Widerstandes wurde das Monopol ab 1797 von staatlichen Agenturen aufrechterhalten²²⁴, die Kontrakte bei Auktionen öffentlich versteigert. Durch diese Praxis stieg der Preis pro Kiste Rauchopium von 466

²²⁰ Trocki (1999, 44).

²²¹ Trocki (1999, XIII).

²²² Vgl. Trocki (1999, XIII).

²²³ Vgl. Trocki (1999, 46f. & 62).

²²⁴ Vgl. Trocki (1999, 62).

Rupien in 1788 auf 3089 Rupien in 1822²²⁵. Eine solche Kiste enthielt 60-72 Kilogramm Rauchopium, mit Bällen a 1,6-1,8 Kilogramm und war in China und Asien wesentlich mehr wert²²⁶.

Die Kultivierung der Pflanzen und die Ernte des Opiums in Indien wurden einheimischen Subunternehmern überlassen, welche das Rohopium in die Fabriken brachten. Die Rauchopiumproduktion in den am Ganges gelegenen Produktionsstätten wurde strengstens überwacht. Nichts durfte verloren gehen und die Qualität musste bekannt und nach Möglichkeit konstant sein. Zwei Agenturen überwachten die Produktion, eine für die Region Benares, mit Sitz in Ghazipur, und eine größere für Patna, mit Sitz in Bihar.

1833 wurde das Monopol der East India Company gebrochen, verblieb aber unter britischer Kontrolle. Nicht mehr die Company, sondern der Staat und private Firmen verdienten dann am Opiumhandel. Die größte Firma war Jardine & Matheson. Das Opium wurde dann auf den immer noch sogenannten ‚calcutta sales‘, den Opiumauktionen, verkauft. Offizieller Anbieter war die indische Regierung, eine Marionettenregierung, wie man heute sagen würde. Damit wurden nicht nur die Profite durch immer weitere Zwischenhändler gesteigert, sondern auch die genaue Identität der Nutznießer verschleiert. Das Opium wurde also nicht von der East-India-Company oder dem englischen oder indischen Staat selbst nach China gebracht, sondern von Händlern bzw. den von ihnen beauftragten Schmugglern. In China wurde das Opium nicht von den Schmugglern direkt gelöscht, sondern von den chinesischen Partnern übernommen und an Land gebracht.

Dieses komplizierte Vorgehen von Auktionen, verdeckten Exporten und illegaler Einfuhr hatte den einfachen Grund, dass die chinesische Regierung gar kein Rauchopium im Land haben wollte. Schon 1796 wurde das Opiumrauchen das erste Mal verboten, 1799/1800 wurde das Verbot neu bekräftigt und mit Strafen belegt, nicht nur für Händler, sondern auch für Raucher.

„Das als spezifisch chinesisch geltende Rauschmittel aber: das Opium, wurde erst in moderner Zeit importiert und seine Zulassung ist dem Lande

²²⁵ Vgl. Trocki (1999, 65).

²²⁶ Vgl. Trocki (1999, Gewichtstabelle ohne Seitenzahl).

bekanntlich gegen den schärfsten Widerstand der herrschenden Schichten von außen her durch Krieg aufgezwungen worden.“²²⁷

Opiumkriege: Der erste Opiumkrieg bestätigt ganz die Clausewitz'sche Formel vom Krieg als Mittel der Politik. Nur sieben Jahre vor dem Opiumkrieg, 1832, erschien ‚Vom Kriege‘, darin enthalten ist der Abschnitt, dessen Inhalt zum geflügelten Wort wurde. Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln:

„So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigentümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigentümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden, denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.“²²⁸

Worin bestand also der Zweck des ersten Opiumkrieges aus Sicht der Engländer? Es ging nicht darum, die Chinesen mit Opium zu demoralisieren oder zu vergiften und es ging nicht allein um imperialistische Gründe. Der Zweck bestand in der Erhaltung und Festigung des gesamten asiatischen Handels. Die gesellschaftliche und politische Struktur eigentlich aller asiatischen Staaten wurde durch den Welthandel der europäischen Nationen, besonders der Engländer und besonders mit Opium, grundlegend geändert. Der Handel mit China versprach das beste Geschäft, doch China war verschlossen. Der Zweck der Kriege bestand also darin, China den Warenhandel allgemein aufzuzwingen, aus Sicht der kapitalistischen Engländer eine Selbstverständlichkeit. Das Opium war das Hauptprodukt dieses Handels, das einzige, welches genug Profit abwarf, um die chinesischen Produkte zu bezahlen. Kein Opium mehr handeln zu können, wäre einem Ende des Chinahandels gleichgekommen und mit diesem wären vielleicht die gesamten Umwälzungen in Asien zum Erliegen gekommen.

²²⁷ Weber (1920, RI 519).

²²⁸ Clausewitz (1834, Internetquelle).

China hatte nur in Kanton Handelsniederlassungen zugelassen, nicht einmal die Familien der Händler durften diese ‚factories‘ (es waren keine Fabriken im eigentlichen Sinn, eher Waren- und Lagerhäuser) besuchen, sie mussten vor der Stadt auf einer unwirtlichen Insel wohnen. Die einzige Ausnahme wurde für die Portugiesen gemacht, schon früh durften sich diese in Macao niederlassen. Jeglicher Handel lief über die Hong-Kaufleute, eine kleine Gruppe exponierter Händler aus Kanton²²⁹.

Der Konflikt entzündete sich, als der hohe Kommissar Lin Tse-Hsu nach Kanton kam. Er war beauftragt, das Opiumverbot durchzusetzen. Er setzte die europäischen Händler in ihren Handelshäusern fest und erzwang die Herausgabe des vor Ort eingelagerten Opiums, um es zu vernichten. Er schrieb einen berühmt gewordenen Brief²³⁰, der jedoch seine Adressantin, die Königin von England, niemals erreichte. Insgesamt war das Verständnis der jeweils anderen Seite gering. Die Briten konnten nicht verstehen, dass China sich abschottete. Aus ihrer Sicht war der freie Welthandel eine Selbstverständlichkeit, der sich kein Land entziehen durfte. Am chinesischen Kaiserhof hingegen betrachtete man alle Fremden als Barbaren, sich selbst jedoch als himmlisch. Entsprechend schlecht funktionierte die Kommunikation zwischen beiden Seiten. Der Hauptgesandte der Engländer, Elliot, setzte zunächst auf Entgegenkommen. Er gab das Opium heraus und es wurde vernichtet²³¹.

Auch während der Kriegshandlungen setzte er immer wieder auf Verhandlungen. Absprachen wurden jedoch nie mit dem Kaiser getroffen. Sie erwiesen sich als wertlos und jedes Entgegenkommen der Engländer, selbst jeder taktische Rückzug, wurde dem chinesischen Kaiser von seinen Leuten als Sieg berichtet. Elliot erreichte zwar, dass das konfiszierte Opium bezahlt wurde, aber insgesamt sah man in der Heimat seine Politik mit Zweifel. Er wurde ausgewechselt und die Kriegsführung verstärkt, der verlorene Krieg in Afghanistan war daheim jedoch ein größeres Thema²³².

²²⁹ Vgl. Gelber (2004, 1ff.).

²³⁰ Lin Tse-Hu (Internetquelle).

²³¹ Vgl. Gelber (2004, 40ff.).

²³² Vgl. Gelber (2004, 102ff.).

Der neue Gesandte in China, Pottinger, ließ sich nicht mehr auf aussichtslose Verhandlungen ein und forderte direkte Gespräche mit der Führung in Peking. Im August 1842 wurden dann die Verträge von Nanjing besiegelt, die ersten Verträge, welche China seit 1689 abgeschlossen hatte. Diese sicherten den europäischen Nationen die Handelsmöglichkeiten, auch wenn die Opiumfrage darin nicht direkt angesprochen wurde. Gespräche über Opium wurden nur inoffiziell geführt, beide Seiten behielten ihren Standpunkt bei. Die Chinesen betrachteten Opium weiterhin als Gefahrgut, hielten das Verbot aufrecht und forderten weiter von den Engländern, den Opiumhandel und sogar den Mohnanbau in Indien zu unterbinden. Das war aus englischer Sicht inakzeptabel, da der Opiumhandel nach China das Rückgrat der Vorherrschaft in Indien und des Asienhandels insgesamt war. So blieb man den Chinesen gegenüber bei diplomatischen Lippenbekenntnissen, während die eigene Haltung gespalten war²³³. Der Handel sollte weitergehen, am besten legal, doch die Legalisierung sollte der chinesischen Regierung nicht aufgezwungen werden. Mit diesen zwiespältigen Anweisungen des Außenministers Palmerston reiste Pottinger nach China:

„It is of great importance, with a view to the maintenance of a permanent good understanding between the two countries, that the Chinese government should place the opium trade upon some regular and legalised footing. Experience has shown that it is entirely beyond the power of the Chinese Government to prevent the introduction of opium into China; and many reasons render it impossible that the British Government can give the Chinese Government any effectual aid towards the accomplishment of that purpose. But while the opium trade is forbidden by law it must inevitably be carried on by fraud and violence; and hence must arise frequent conflicts and collisions between the Chinese preventive service and the parties who are engaged in carrying on the opium trade. These parties are generally British subjects; and it is impossible to suppose that this private war can be carried on between British opium smugglers and the Chinese authorities, without events happening which must tend to put in jeopardy the good understanding between the Chinese and British Governments.

H.M. Government makes no demand in this matter; for they have no right to do so. The Chinese Government is fully entitled to prohibit the importation of opium, if it pleases; and British subjects who engage in a contraband trade must take the consequences of doing so. But it is desirable that you should avail yourself of every favourable opportunity to strongly impress upon the Chinese Plenipotentiary, and through him the Chinese Government, how much it would be for the interest of the Chinese

²³³ Vgl. Gelber (2004, 147ff.).

Government itself to alter the law of China on this matter, and to legalise, by a regular duty, a trade which they cannot prevent.“²³⁴

Besonders interessant ist jene Passage über die Einsicht, der Handel sei nicht zu stoppen, und dass in der Folge ‚fraud and violence‘ des Schwarzmarktes vorherrschen, so dass eine legale Handelssituation am besten sei. Eine solche Meinung wird heute von keiner westlichen Regierung mehr vertreten, obwohl die Exportmöglichkeiten der heutigen Hersteller auch nicht einzudämmen sind.

Das Hauptziel des Krieges, die Handelsmöglichkeiten ganz allgemein zu erweitern, war insofern erreicht, als dass neben Kanton vier weitere Häfen geöffnet wurden: Amoy, Ningbo, Fouzhou und Shanghai. Zusätzlich war Hongkong fest in britischer Hand. Außerdem wurden vor Ort britische Gesandte zugelassen, und diese sollten „in future be treated as equals“²³⁵, was Änderungen im Umgang miteinander ganz allgemein hervorrief. Insgesamt waren die Verträge, gemessen an der Deutlichkeit der militärischen Unterlegenheit Chinas, inhaltlich moderat gehalten. Doch der Frieden war nur kurz. Direkt nach Abschluss der Verträge wurden noch britische (indische) Gefangene exekutiert, ein Umstand, über den in England noch hinweggesehen wurde.

Der Arrow War. Der zweite Opiumkrieg²³⁶ entzündete sich dann an der Affäre um das Handelsschiff ‚Arrow‘, einem Schiff in chinesischem Besitz, aber unter britischer Flagge fahrend. Das war eine übliche Methode chinesischer Kaufleute, den eigenen Fiskus zu betrügen. Aufgrund der bereits bestehenden Verträge hatten chinesische Beamte kein Recht britische Schiffe zu kontrollieren. Ein Schiff, in China gebaut, von einem Chinesen besessen, bemannt ausschließlich mit chinesischen Matrosen, aber befehligt von einem britischen ‚Marionettenkapitän‘, so konnten die Kontrollen umgangen werden. Die Fragen, um die sich alles drehte, lautete: War die Arrow berechtigt, die Flagge zu führen? Und: War die britische Flagge gehisst oder nicht?

²³⁴ Anweisung von Palmerston an Pottinger aus dem Jahr 1841 (Internetquelle).

²³⁵ Gelber (2004, 147).

²³⁶ Der Abschnitt zum zweiten Opiumkrieg nach Wong (1998). Der Autor vermeidet das Wort ‚zweiter Opiumkrieg‘, sondern nennt die Kämpfe ‚Arrow War‘, weil die Briten die Ereignisse um die Arrow als Anlass nahmen, den Krieg zu beginnen, dabei aber nicht konkret auf den Opiumhandel Bezug nahmen.

Britische Schiffe, die vor Anker gingen, zogen ihre Flagge ein, um dann die Ladung zu löschen. Das Schiff wurde kontrolliert, weil ein anderer Schiffseigner, dessen Schiff nur wenige Wochen zuvor von Piraten überfallen worden war, zwei dieser Piraten an Bord der Arrow wiederentdeckte und die Behörden informierte. Der britische Kapitän des Schiffs war zum Zeitpunkt der Kontrolle auf dem Schiff eines befreundeten Kapitäns und frühstückte. Es waren also nur Chinesen an Bord der Arrow und da sie ankerte, sollte eigentlich auch die Fahne unten gewesen sein, sie war für die Kontrolleure nicht als britisches Schiff zu erkennen. Die chinesischen Kontrolleure gingen an Bord und ließen zwölf von vierzehn Matrosen verhaften. Der aufgebrachte Kapitän informierte den britischen Statthalter vor Ort, Parkes, und dieser protestierte bei Comissioner Yeh, nachdem er weitere Zeugen gehört hatte. Unabhängig davon steht fest, dass die Arrow kein Recht mehr hatte, den Union Jack zu hissen, da die Registrierung bei den Briten in Hongkong bereits abgelaufen war und der Eigner versäumt hatte, diese zu erneuern. Ein Umstand, den Parkes gegenüber den chinesischen Behörden verheimlichte.

In England wurde kontrovers diskutiert, ob die Flagge oben war oder nicht und auch, ob die Arrow überhaupt ein britisches Schiff war, also ob sie das Recht hatte, die Flagge zu führen. Die Debatten wurden einerseits öffentlich, andererseits parlamentarisch geführt.

Die öffentliche Debatte fand in der Tagespresse statt. Karl Marx war daran beteiligt, die Benennung des Krieges als zweitem Opiumkrieg geht auf seine Beiträge zurück, ebenso wie die Vorstellung, es sei ein Krieg zur Unterdrückung der Chinesen gewesen. Für ihn war eindeutig, dass die Arrow rechtmäßig kontrolliert wurde. Allerdings wurden seine Beiträge nur in New York in der Tagespresse gedruckt²³⁷.

Die parlamentarischen Debatten wurden im Ober- und im Unterhaus unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Im Oberhaus kam die Frage nach dem Chinahandel zur Sprache. Es ging immer noch um den Ausgleich des Handelsdefizits. Gerechnet wurde in der Oberhausdebatte in Geldsummen, die dazugehörige Handelssituation bereinigt das Defizit gewissermaßen im Dreieck:

²³⁷ Vgl. Wong (1998, 151 & 165ff.).

„The chain worked like this. The United Kingdom paid the United States for Cotton (...) by bills upon England. The Americans took some of those bills to Canton and swapped them for tea. The Chinese exchanged the bills for Indian opium. Some of the bills were remitted to England as profit; others were taken to India to buy additional commodities and to furnish the money remittance of private fortunes in India and the funds for carrying on the Indian government.“²³⁸

Wong fasst zusammen:

„(...) our study of the House of Lords debate has been rewarded by at least three clues: the importance of tea to the British revenue, of opium to the Indian revenue, and of the China trade to Britain's global trade.“²³⁹

In den Debatten des Unterhauses wurden der Chinahandel im Allgemeinen und der Opiumhandel im Besonderen jedoch kaum erwähnt. Es ging um die Ehre des Union Jack und ob man die Chinesen bestrafen sollte. Dass es hintergründig dennoch wieder um den Welthandel und den Zwang auf China, sich diesem zu öffnen, ganz allgemein ging, sieht man daran, dass diesmal auch andere Nationen, hauptsächlich die Franzosen, mit in den Krieg zogen – „the true nature of what was virtual world war“²⁴⁰. Obwohl in den Parlamenten keine Mehrheit für einen Krieg gefunden wurde, entschied die Regierung, die Kampfhandlungen aufzunehmen, eben ohne diese Krieg zu nennen. Die Gründe dafür waren dieselben wie beim ersten Opiumkrieg, die Ausweitung des Welthandels allgemein und der Erhalt des Opiummonopols im Besonderen.

„Thus, the war was not only about free trade in general but, more important, about the opium monopoly in particular.“²⁴¹

Dabei ist zu beachten, dass die Anweisung, auf eine Legalisierung des Opiums in China hinzuwirken, schon erging, bevor die Arrow überhaupt angemeldet wurde. Diese Forderung wurde dann auch nach Kriegsende vertreten und durchgesetzt. Der Krieg endete also wie der erste mit der Niederlage Chinas. Doch sie war ungleich schmerzhafter. Die verbotene Stadt fiel, zum ersten Mal betraten Ausländer Peking und den Palast des Kaisers. Dieser war geflohen, eine Interimsregierung war Ansprechpartner für die Gewinner des Krieges. Die

²³⁸ Wong (1998, 190).

²³⁹ Wong (1998, 1991f.).

²⁴⁰ Wong (1998, 1)

²⁴¹ Wong (1998, 35).

Verhandlungen führten zur zeitweiligen Aufhebung des Opiumverbots in China, erst nach der Jahrhundertwende wurde der Gebrauch wieder verboten.

Auflösungstendenzen des Monopols? Das britische Opiummonopol bestand noch weit länger als man annehmen könnte. Es bestand sogar noch nach den ersten internationalen Opiumverträgen. 1920 beschrieb die amerikanische Orientreisende Ellen N. La Motte das Monopol. In der Beschreibung schwingt eine anklagende Konnotation mit. Sie hält den Opiumhandel der Engländer für verwerflich. Das kleine Büchlein, hier nach der frei zugänglichen Version aus dem Internet²⁴², ist eine überaus interessante Vermischung von Reiseliteratur, Moralvorstellungen und wissenschaftlicher Recherche. Es bietet daher nicht nur Einblicke in die Schlussphase des Monopols, sondern auch in die damaligen moralischen Bewertungen des Opiums, des Handelsmonopols und der asiatischen Welt aus Sicht einer reisenden US-Amerikanerin.

In kurzen Zügen beschreibt sie, wie ihr Interesse am Opiumhandel der Briten in Asien zustande kam. 1916 bereiste sie Asien und fand die Droge dort in jeder Stadt, noch immer mit den Stempeln des Monopols versehen.

*„It seemed incredible that in this age, with the consensus of public opinion sternly opposed to the sale and distribution of habit-forming drugs, and with legislation to curb and restrict such practices incorporated in the laws of all ethical and civilized governments, that here, on the other side of the world, we should come upon opium traffic conducted as a government monopoly. Not only that, but conducted by one of the greatest and most highly civilized nations of the world, a nation which we have always looked up to as being in the very forefront of advanced, progressive and humane ideals.“*²⁴³

So begann sie mit der Recherche in Bibliotheken, offensichtlich überrascht, dass die Briten den moralisch verwerflichen Handel genauestens dokumentierten. Sie kommt zu der Schlussfolgerung, dass die Abschaffung des Monopols konkret vorangetrieben werden muss, nicht zuletzt um die Heimat vor weiteren Bedrohungen durch das Opium und seiner Derivate zu schützen.

Sie schreibt einerseits sachlich, andererseits sind ihre Berichte voller Anspielungen und Ironie. Sie beschreibt, wieder nur in kurzen Zügen, den englischen und den indischen Part des Monopols und den zu ihrer Zeit aktuellen

²⁴² La Motte (1920, Internetquelle).

²⁴³ La Motte (1920)

japanischen Zwischenhandel. Dann folgen Zahlen und Kommentare zu den Städten, welche sie bereiste. In Singapur besuchte sie nicht nur Opiumhöhlen, es ergab sich auch, dass sie in einer britischen Zeitung die Meldung las, eine illegale Opiumhöhle sei in Liverpool geschlossen worden.

„That evening after dinner, I sat on the wide verandah of the hotel, looking over a copy of the "Straits Times." One paragraph, a dispatch from London, caught my eye. 'Chinese in Liverpool. Reuter's Telegram. London, January 17, 1917 Thirty-one Chinese were arrested during police raids last night on opium dens in Liverpool. Much opium was seized. The police in one place were attacked by a big retriever and by a number of Chinese, who threw boots and other articles from the house-top'. (...) Pondering over these things as I sat on the hotel verandah, I finally reached the conclusion that to print such a dispatch as that in the 'Straits Times' was, to say the least, most tactless.“²⁴⁴

Sie beschreibt auch jene Länder, die sie nicht besucht (zumindest berichtet sie von keiner Reise an diese Orte), aber dazu recherchiert hat. Insgesamt kommt so eine umfangreiche Liste zusammen: Singapur, Siam, Hongkong, Sarawak, Schanghai, Indien, Türkei und Persien, Mauritius, Borneo, British Guiana und schließlich China. Überall findet sich Opium aus britischer (indischer) Produktion, überall dient es dazu, die britische Außenhandelsbilanz zu verbessern.

Nur bei den Exporten nach China zeigt sich ein deutlicher Einbruch nach 1914, schon 1906/07 waren neue Anti-Opium-Kampagnen durchgeführt und neue Verbotsgesetze erlassen worden. Bis 1917 wurden der Import und der heimische Anbau soweit gedrosselt, dass das Problem als gelöst galt, abgesehen von den Gebieten unter europäischer Kontrolle. Ansonsten hatte jedes der genannten Länder trotz internationaler Opiumverträge einen konstanten Verbrauch von britisch-indischem Rauchopium.

Fazit. Die genaue Betrachtung des Opiums als Gegenstand des Welthandels und der sogenannten Opiumkriege zeigt ein von gängigen Annahmen über die Vergiftung und Demoralisierung Chinas abweichendes Bild. Trotz ständig steigender Exporte und ebenso steigenden Krankheitsprävalenzen bis in die 1880er liegt die Annahme nahe, dass auch das chinesische Opiumproblem größtenteils ein durch Problemwahrnehmung bei Nicht-Konumenten

²⁴⁴ La Motte (1920).

konstituiertes soziales Problem war. Dafür sprechen eine ganze Reihe Gründe: Die Durchsetzung des Opiumverbots hatte den gleichen Effekt wie alle Verbote – eine Verschärfung des Problems, ohne die weitere Verbreitung verhindern zu können. Die Verschärfung des Problems bestand hier sogar in der Provozierung des Opiumkrieges. Zwischen 1836 und 1839 „the court trashed out an activist policy embodied in a set of thirty-nine regulations and in the person of Commissioner Lin Zexu.“²⁴⁵

Die Problemkonstitution aufgrund unliebsamer Wahrnehmung kristallisiert sich in der Person von Lin Tse-Hsu. Der Kommissar forderte die Herausgabe des europäischen Opiums, obwohl er wusste, dass die anderen Importkanäle und der Opiumanbau in China einen respektablen Teil des Marktes bedienten. Zum Beispiel wurde von Xinjiang aus importiertes und domestisches Opium ins Innere Chinas geschickt²⁴⁶.

Ferner sind ganz allgemeine Gründe für die Anwendung des Konstitutionsgedankens feststellbar, der wichtigste ist zugleich der chronologisch erste: schon im 13. Jahrhundert gab es erste, übertriebene Berichte von ausuferndem Opiumkonsum – und die Götter haben das Land gerettet:

„Im 13. Jahrhundert hatte der Opiumgenuß in China bereits einen solchen Umfang angenommen, daß das Übel nach einem Bericht Liu Powans nur durch einen Eingriff der Gottheit beseitigt werden konnte. Diese Mitteilung ist entweder stark übertrieben oder bezieht sich nur auf einen bestimmten Teil des Reiches, denn sonst hätte uns Marco Polo (...) Nachricht gegeben.“²⁴⁷

So kurze Zeilen, und doch so reichhaltig: ein Übel, von dem mit Übertreibungen berichtet wird und welches von einem Gott beseitigt wurde – dieses Beispiel enthält alle Komponenten der Problemkonstitution samt außerweltlicher Begründung der Problemlösung. Es ist anzunehmen, dass kein Gott vom Himmel stieg, allenfalls ein Herrscher, der sich für einen solchen hielt; und weiter anzunehmen, dass außerweltlicher Begründungen stets auf ihren innerweltlichen Ausgangspunkt zu beziehen sind. So steht hier zu vermuten, dass die Opiumkonsumenten und besonders die Bauern mit dem Tode bestraft wurden und

²⁴⁵ Bello (2000, 127).

²⁴⁶ Vgl. Bello (2000).

²⁴⁷ Hartmann (1915/16); hier aus dem Glossar zu Boissière (2005, o.S.).

das Problem auf diese Weise geregelt wurde – so wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Insgesamt ist aus dieser kleinen Anekdote zu schließen, dass der britische Opiumhandel auf eine 400 Jahre alte, latente und gesamtgesellschaftliche Nachfrage nach dem Konsumgut Opium traf, die es zu bedienen galt.

Die weiteren allgemeinen Gründe sind: Moralisierung und Anti-Opium-Kampagnen in Wort, Schrift und Bild, wie man sie aus den USA kennt, gab es auch in China reichlich. Diese wurden hauptsächlich von der Regierung und später von den Nationalisten (Boxern) vorangetrieben. Die Hauptinhalte solcher Kampagnen gleichen jenen der USA: das Fremde bedroht das Einheimische, das Opium führt unweigerlich ins Verderben, die Konsumenten müssen bestraft oder behandelt werden. Dazu kommen außer-chinesische Gründe, etwa (1) die marxistische Verfälschung (mit dem Zweck der Kapitalismuskritik) bei der Betrachtung der Opiumkriege, welche später in China als marxistisch-maoistisch weitergeführt wurde und (2) die diplomatische Schützenhilfe der USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Letztlich gibt es substantielle Gründe, die gegen eine Vergiftung der gesamten chinesischen Gesellschaft sprechen: Rauchopium ist, abgesehen von wässrigen Lösungen, die schwächste und kulturell entwickeltste aller Opium-Konsumformen. Nicht jeder Konsument wird abhängig, ein Großteil des Opiums wurde sicher von Gelegenheitsrauchern – etwa an Feiertagen oder bei wichtigen Geschäftsabschlüssen – oder zur Selbstmedikation konsumiert.

Auch an den Importzahlen lässt sich ablesen, dass Opiumrauchen kein soziales Problem per se gewesen sein kann. Der Import stieg von 4570 Kisten in der Saison 1800/01 auf 40200 Kisten in der Saison vor dem ersten Opiumkrieg, das war 1838/39²⁴⁸. Bis 1879 steigt die Kistenzahl weiter auf ca. 82.000 Kisten²⁴⁹. Dabei muss allerdings auch berücksichtigt werden, dass die Bevölkerung Chinas von 1750 bis 1850 von ca. 180 auf ca. 400 Millionen wuchs und dieses Niveau etwa 50 Jahre lang hielt²⁵⁰. Die Steigerung der Kistenzahl erscheint dann in einem anderen Licht. Grob überschlagen und einen Teil der Importzuwächse der Anfangszeit als Bedarf betrachtet, der nötig ist um ein neues Produkt am Markt zu etablieren, lässt sich festhalten: die stetige Steigerung der importierten Kistenzahl

²⁴⁸ Nach Trocki (1999, 95), die gleiche Zahlenangabe bei Gelber (2004, 57). Die Kistenzahl beinhaltet allerdings auch jene Kisten, die nicht von den Monopolisten gehandelt wurden, sondern zusätzlich das von manchen Händlern neben dem Monopol geschmuggelte Opium aus Indien sowie das (hauptsächlich von den USA) aus der Türkei importierte Opium.

²⁴⁹ Vgl. Scheerer (1982, 32).

²⁵⁰ Nach International Institute for Applied Systems Analysis (Hg.) (Internetquelle).

vollzieht sich nur leicht schneller als die Steigerung der Bevölkerungszahl Chinas. Erst in der kritischen Phase von 1840-1880 steigt die Kistenzahl signifikant schneller als die Bevölkerungszahl; aber immer noch wesentlich langsamer als die isolierte Betrachtung der steigenden Kistenzahl vermuten lässt. 80.000 Kisten Opium sind für 400.000.000 Menschen nicht wirklich viel, zumindest nicht so, dass man sagen könnte, ein ganzes Volk sei vergiftet und demoralisiert worden. Das chinesische Opiumproblem des 19. Jahrhunderts ist ein konstituiertes und konstruiertes Problem, weil die chinesische Regierung ein außen- und innenpolitisches Interesse an der Problematisierung hatte. Und damit ist der Punkt erreicht, an dem die theoretische Kultur- und Kriminalsoziologie und die Geschichte des internationalen Drogenverbots ins Blickfeld rücken.

4. Kultur als Kriminalität

4.1. Funktionen des Drogengebrauchs und Schutzmechanismen

In diesem Kapitel werden die Zusammenhänge von gelebter, aber dekulturnierter Kultur und Kriminalisierung erläutert. Um diese fassen zu können, muss jedoch zuerst nach den Zusammenhängen von Kultur und Drogen ganz allgemein gefragt werden. Diese Überlegung führt tief in die Kultursoziologie des Drogengebrauchs; nach den Motiven zum und den Funktionen desselben muss zunächst gefragt werden, um dann die Unterscheidung von ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ und dazugehörig den Begriff der ‚gemeinen Drogenkultur‘ zu thematisieren. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich die rationalistischen Entwicklungen der Moderne samt Kriminalisierung erklären. Hier liegt das Hauptaugenmerk zunächst auf der historischen Genese des modernen Konsumismus, um von da aus zur situativen Analyse des Dekulturationsbegriffes zu gelangen.

Um die Frage nach der Brauchbarkeit und dem Nutzen von Drogen und Rausch beantworten zu können, sollte man zunächst (im soziologischen, nicht juristischen Sinne) nach dem Handlungsmotiv des Konsumenten schauen. Die Wörter ‚Drogengebrauch‘ und ‚Drogennutzer‘, werden viel zu selten in den Zusammenhang mit der Wortbegründung aus ‚Gebrauch‘ bzw. ‚Nutzen‘ gestellt²⁵¹. Damit wird die kausale Richtigkeit der Handlungsmotivation unterschlagen. Wer die Begründung der Handlungsmotivation aus dem Nutzen des Drogengebrauchs generell verschweigen will, der spricht konsequent von Drogenmissbrauch, um jeden Gedanken an positive Funktionen semantisch auszuschließen. Das war lange Zeit der Fall:

„Bis vor kurzem tendierte die amerikanische Öffentlichkeit dazu, jede Art von Drogengenuß als Mißbrauch einzustufen.“²⁵²

²⁵¹ Dabei könnte eine genau begriffliche Trennung zwischen ‚use‘ und ‚misuse‘ gerade dazu beitragen, die Ursachen und Formen des ‚misuse‘ besser identifizieren zu können; vgl. Gantz & Colliver (2002, Internetquelle).

²⁵² Harding (1982, 1219).

Doch aus den wertfrei festgestellten Nutzen und Gebräuchen, den ‚uses of drugs‘, kann die sinnliche und situativ-kausale Motivation des Handelnden abgeleitet werden. Aus den ‚uses of drugs‘ wird ein ‚why people use drugs‘. Weil und Rosen zählen folgende Punkte auf²⁵³:

- to explore the self
- to alter moods
- to treat disease
- to escape boredom and despair
- to promote and enhance social interaction
- to enhance sensory experience and pleasure
- to stimulate artistic creativity and performance
- to improve physical performance
- to rebel
- to go along with peer pressure
- to establish an identity

Deutlich wird aus den genannten Kategorien hauptsächlich, dass die Handlungen für die betreffende Person einen Zweck erfüllen und/oder einen Wert haben. Drogengebrauch erfüllt also Funktionen, zunächst ganz individuell. Doch auch übergeordnete, soziale Funktionen sind feststellbar. Die hauptsächliche Funktion des Drogengebrauchs besteht in der Bildung von Vergemeinschaftung selbst. Drogengebrauch ruft beim Einzelnen veränderte Wachbewusstseinszustände hervor, welche alle ein Kriterium gemein haben, „nämlich nicht primär Icherfahrung zu sein (...).“²⁵⁴ Das erleichtert den Zugang zum Du, oder besser: den Zugang zum Ich des anderen, während sich das eigene Ich dem Gegenüber öffnet. Auch der Kontakt zum Außerweltlichen wird von dieser veränderten Positionalisierung des Ich beeinflusst. Ja selbst die medizinische Verwendung der Drogen steht ursprünglich untrennbar mit der Vergemeinschaftung durch Drogengebrauch in Zusammenhang, da Krankheiten ebenso außerweltlich begründet waren wie die heilende Wirkung der Drogen. Die Drogen waren Gaben der Götter gegen die unheiligen Dämonen, welche die Krankheiten brachten (dies wird weiter unten noch genauer aus der Etymologie des Sucht-Wortes abgeleitet). Schon früh wurde die Kontrolle des auch Gefahren bergenden Potenzials der Drogenverwendung in ‚fachkundige‘ Hände gelegt, namentlich die der Zauberer,

²⁵³ Weil & Rosen (1998, 14-21).

²⁵⁴ Legnaro (1982, 94); vgl. auch Dittrich (1982) zum veränderten Wachbewusstsein.

Medizinmänner, Schamanen und Priester. Der Zugang zu den Drogen, zu Rausch und Ekstase und der anderen, der heiligen und heilenden Welt, war also durch soziale Rollenverteilung beschränkt. Das Moment der Orgie bildet das Kernstück der Vergemeinschaftung, jedoch rational angeleitet durch den Zauberer. Dieser ist also interessanterweise mit der Gemeinschaft an sich vergesellschaftet – die Gegenüberstellung ist nur im idealtypischen Sinn definitiv – und damit ist der Begriff der Orgie nicht im alltäglichen Sinn, als Exzess, zu verstehen, sondern eher spirituell und gemeinschaftsbildend.

„Es erscheint nicht nachweisbar, daß allgemeine ökonomische Bedingungen für die Entwicklung zum Geisterglauben Vorbedingung sind. Gefördert wird sie, wie alle Abstraktion auf diesem Gebiet, am stärksten dadurch, daß die von Menschen besessenen »magischen« Charismata nur besonders Qualifizierten anhaften und daß sie dadurch die Unterlage des ältesten aller »Berufe« wird, des berufsmäßigen Zauberers. Der Zauberer ist der dauernd charismatisch qualifizierte Mensch im Gegensatz zum Alltagsmenschen, dem »Laien« im magischen Sinn des Begriffs. Er hat insbesondere die spezifisch das Charisma repräsentierende oder vermittelnde Zuständlichkeit: die Ekstase, als Objekt eines »Betriebs« in Pacht genommen. Dem Laien ist die Ekstase nur als Gelegenheitserscheinung zugänglich. Die soziale Form, in der dies geschieht, die Orgie, als die urwüchsige Form religiöser Vergemeinschaftung, im Gegensatz zum rationalen Zaubern, ist ein Gelegenheitshandeln gegenüber dem kontinuierlichen »Betrieb« des Zauberers, der für ihre Leitung unentbehrlich ist. Der Laie kennt die Ekstase nur als einen, gegenüber den Bedürfnissen des Alltagslebens notwendig nur gelegentlichen Rausch, zu dessen Erzeugung alle alkoholischen Getränke, ebenso der Tabak und ähnliche Narkotika, die alle ursprünglich Orgienzwecken dienten, daneben vor allem die Musik, verwendet werden. Wie man sie verwendet, bildet neben der rationalen Beeinflussung der Geister im Interesse der Wirtschaft, den zweiten, wichtigen, aber entwicklungsgeschichtlich sekundären Gegenstand der naturgemäß fast überall zu einer Geheimlehre werdenden Kunst des Zauberers.“²⁵⁵

Auch eine Vermischung oder gar Verwechslung von Rausch und Heilung vor oder nach Drogengebrauch kann damit einhergehen, Burroughs hat das auf seiner Reise durch den südamerikanischen Dschungel leicht ironisch festgestellt:

„(...) um seine Zauberkraft auf Touren zu bringen und Leute heilen zu können, erzählte mir der Brujo [Medizinmann], müsse er immer ordentlich einen in der Krone haben.“²⁵⁶

²⁵⁵ Weber (1922a, 228).

²⁵⁶ Burroughs (1978, 226). In diesem Zitat wird die Verbindung von Religion, Rausch und Heilung besonders deutlich: Der Medizinmann muss berauscht sein, damit ihm die Götter helfen, den

Heutzutage werden solche tief liegenden, kultursoziologischen Relevanzen des Drogenrausches kaum noch wahrgenommen. Wenn doch, dann werden sie selten auf die heutige Situation bezogen bzw. einseitig gedeutet oder, wie gerade gesehen, ironisiert²⁵⁷. Heutzutage ist der Umgang mit Drogen entweder verboten, oder in die Verantwortung der Ärzteschaft und der Apotheker gelegt. Die medizinische Brauchbarkeit der Drogen, besonders des Opiums, ist zu nützlich, um sie mit der Vergemeinschaftung und den Schutzmechanismen vergehen zu lassen. Die Intersubjektivität des Heilens ist kontrollierbarer und kontrollierter geworden und im Sinne der modernen Vergesellschaftung als Arzt-Patienten-Beziehung verwertbar gemacht. Es handelt sich um einen zweckrational motivierten Interessenausgleich, der die Funktion der Risikominderung simuliert, ohne Vergemeinschaftung zu sein. So gibt es auch keine Zauberer mehr, die sakrale Drogenorgien anleiten können. Oder wenn, dann wird dies gesellschaftlich als ‚illegal‘ und ‚krank‘ definiert oder findet weit entfernt, nämlich in der ‚unzivilisierten‘ Welt, statt. Die modernen Kontrollinstanzen der Intersubjektivität der Heilungsprozesse kennen nur noch die medizinisch-biologische Heilung. Erwartungen an andere Heilsformen, gar außerweltlicher Art, sind nicht mehr relevant für erfolgreiche Heilung. Im Gegenteil, sie bedürfen aus der Sicht der Kontrollierenden selbst jener Form der modernen Heilung, wie sie durch die Psychiatrie angeboten wird²⁵⁸.

Eine Übertragung der Feststellung, dass es früher Drogenkultur zur Gewährleistung und Steigerung der Vergemeinschaftung gab, auf die heutige Situation mit ihrer Dominanz der modernen Vergesellschaftung ist schwer möglich. Für drogenpolitische Fragestellungen bedeutet dies zunächst die Umkehrung einer allgemeinen These der kritischen Drogenpolitikanalyse, welche besagt, dass die Ausbildung von Regeln und Ritualen die individuelle Kontrollierbarkeit des Drogenkonsums bestimmt und damit die Gefährlichkeit desselben reduziert. Die Umkehrung erfolgt gemessen an der beobachteten

Patienten zu heilen. Es ist anzunehmen, dass diese Heilung dann auch auf Seiten des Behandelten mit Religion und Rausch unterstrichen wird.

²⁵⁷ Im Witz selbst kann die Dekulturation auch liegen. Vgl. Thurn (1986, 383).

²⁵⁸ Man bedenke die ursprüngliche Konzeption der Katharsis als heilenden Dialog; vgl. Szasz (1998).

Funktion des Phänomens: Drogenkonsum unter Verbotsbedingungen und bei biochemisch verstärkter Wirksamkeit der verwendeten Mittel bedarf der geplanten Risikominimierung, ja mehr noch: sie muss eigens eingefordert werden, weil das Verbot und die Moralisierung die Risiken potenzieren. Die Begriffe ‚kontrollierter Konsum‘ und ‚Harm-Reduction‘ aus der Sicht des Drogenbenutzers meinen dann nicht nur die Kontrolle und Reduzierung der Gefahren des Drogengebrauches, sondern auch die der durch das Verbot verursachten Gefahren.

Bei gemeinem Drogenkonsum, welcher seine urwüchsige Funktion als Quelle der Vergemeinschaftung erfüllt, ist die Risikominderung eine positive Rückwirkung – man muss sie nicht erst einfordern oder argumentieren, dass es so etwas überhaupt geben könne. Gemeinschaftsbildung um und aus Drogengebrauch und Risikominimierung ergänzen sich wechselseitig, wenn erstere nicht durch moderne Vergesellschaftung unterdrückt wird. Doch genau das geschieht heutzutage. Zwischen das ‚Ich‘ und den Zugang zur anderen Welt rückt die Produkt- und Geldwirtschaft, ein deutliches Zeichen dafür ist die Erfindung der Theke, die zwischen dem Wirt und dem Gast wächst²⁵⁹. Ein grundlegender, individueller Nutzen von Drogen ist damit angesprochen, der einzige, für den man die Drogen nicht konsumieren muss, um ihn zu erreichen:

„If you want to make money, pick out some good vice. In hard times, they will give up a lot of necessities, but the last thing they will give up is their vices.“²⁶⁰

Dieser Nutzen entsteht nach demselben Prinzip wie der des rational anleitenden Zauberers. Doch der Wert dieses Nutzens ist viel leichter zu berechnen, nämlich in Geld. Damit rückt die massenhafte Distribution von Drogen als Produkten für individualisierte Käufer in den Mittelpunkt der Handlungsschemata der potentiellen Nutznießer, also Geldverdienern im Sinne des berufsmäßig betriebenen Kapitalismus. Stellt man dies Prinzip den vergemeinschaftenden Aspekten gegenüber, wird klar, dass Drogengebrauch in rationalen Gesellschaften die Schutzmechanismen der alten Konsumformen nicht kennt²⁶¹.

²⁵⁹ Vgl. Schivelbusch (2002, 205ff.).

²⁶⁰ C.W. Barron, zitiert nach Courtwright (2002, 98).

²⁶¹ Vgl. Marzahn (1994, 9ff.), vgl. Schmidt-Semisch (1990, 137ff.).

Das ist Grund genug, sich die Gegenüberstellung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung – unter Berücksichtigung des Lebensführungsbegriffes für die heutige Dekulturation – genauer anzusehen, um die wirklichen Eigenarten der historischen Konsumformen zu erfassen und mit den modernen zu vergleichen; und um anschließend die Subkulturtheorien durch eine alternative, sinnbezogene Konzeption zu ersetzen, welche auch eine genaue Definition von ‚Dekulturation‘ enthält.

4.2. Dekulturation der Funktionen des Opiumgebrauchs in der Moderne

Warum eignet sich Max Webers Kultursoziologie besonders zur Analyse der Opiumkultur und der Dekulturation? Max Webers Interesse an der okzidentalen Kulturwerdung beruht, gemäß der Aussage, dass Werturteile im vorwissenschaftlichen Raum nicht vermeidbar sind, auf einer kritischen Haltung gegenüber dem zerstörerischen Potenzial dieser Entwicklung²⁶². Sein anschließender wertfreier Blick auf die spezifische Kulturwerdung offenbart daher auch die Bedeutung des Kulturverlustes. Webers Kultursoziologie, so wird im Folgenden argumentiert, enthält eine implizite Dekulturationskritik, gerade weil sie die Kulturentwicklung zum modernen Menschen erklärt. Die implizite Kritik findet sich besonders in der Gegenüberstellung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung sowie in der ‚Protestantischen Ethik‘. Passenderweise sind beide Grundlagen der impliziten Kritik auch auf die kulturelle Bedeutung des Drogenrausches zu beziehen.

Protestantische Ethik und Dekulturation: Der Fachmensch ohne Geist, der Genussmensch ohne Herz. Die Dekulturationskritik in der ‚Protestantischen Ethik‘ ist zunächst nur implizit, sie versteckt sich in der Fragestellung und schwingt dann im Text mit. Die Kritik wird an einer Stelle durchaus explizit, wohl aber, wie Weber selbst bemerkt, an der Grenze der Wertfreiheit:

„Dann allerdings könnte für die »letzten Menschen« dieser Kulturentwicklung das Wort zur Wahrheit werden: »Fachmenschen ohne

²⁶² Vgl. Eisenstadt (2003, 347ff.).

Geist, Genußmenschen ohne Herz: dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.«²⁶³

Der Kulturmensch der Moderne wird zu diesem Fach- und Genussmenschen, bei dem das Fachliche und das Genießerische von ihrem Ursprung, dem Geist und dem Herz, abgetrennt werden. In den politischen Debattereden wird diese Aussage mit Blick auf die Wirkung der bürokratischen Satzung von Ordnungen gedoppelt, der Fachmensch ohne Geist und der Genussmensch ohne Herz sind gleichzeitig Ordnungsmenschen. Es ist

„(...) als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden sollten, die »Ordnung« brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilflos, wenn sie aus ihrer ausschließlichen Angepaßtheit an diese Ordnung herausgerissen werden. Daß die Welt nichts weiter als solche Ordnungsmenschen kennt — in dieser Entwicklung sind wir ohnedies begriffen, und die zentrale Frage ist also nicht, wie wir das noch weiter fördern und beschleunigen, sondern was wir dieser Maschinerie entgegenzusetzen haben, um einen Rest des Menschentums freizuhalten von dieser Parzellierung der Seele, von dieser Alleinherrschaft bürokratischer Lebensideale.«²⁶⁴

Weber lag viel daran, das zerstörerische Potenzial dieser Entwicklungen aufzuzeigen. Dabei ist ‚Zerstörung‘ als ‚Zerstörung von Sinn‘ zu deuten, dem Sinn der Kulturhandlungen von Kulturmenschen, die diese Handlungen nicht mehr ausführen können, dürfen oder wollen und damit eben keine Kulturmenschen mehr sein können.

„(...) durch die stets zunehmende Bedeutung des Fachwissens bedingte, in alle intimsten Kulturfragen eingehende Kampf des »Fachmenschen«-Typus gegen das alte »Kulturmenschentum«.«²⁶⁵

Damit rückt die Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft, oder, da Weber in prozessualen Kategorien denkt, die von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung ins Blickfeld.

²⁶³ Weber (1920, RI 204).

²⁶⁴ Weber (1924b, 414).

²⁶⁵ Weber (1922a, 677).

*Die Gegenüberstellung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung*²⁶⁶. Ausgehend von der Unterscheidung ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ nach Tönnies ist die Unterscheidung von ‚Vergemeinschaftung‘ und ‚Vergesellschaftung‘ zu einem zentralen Baustein der Soziologie Webers geworden. So zentral, dass zwei verschiedene Fassungen vorliegen. Die erste entstammt dem Aufsatz ‚Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie‘. Hier erscheint noch nicht die direkte Gegenüberstellung von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, sondern Weber beschreibt zunächst das ‚Gemeinschaftshandeln‘:

„Von »Gemeinschaftshandeln« wollen wir da sprechen, wo menschliches Handeln subjektiv sinnhaft auf das Verhalten anderer Menschen bezogen wird. (...) Nicht etwa nur Gemeinschaftshandeln ist für die soziologische Kausalzurechnung wichtig. Aber es ist das primäre Objekt einer »verstehenden« Soziologie. (...) Stets aber ist uns »Gemeinschaftshandeln« ein entweder 1. historisch beobachtetes oder 2. ein theoretisch, als objektiv »möglich« oder »wahrscheinlich« konstruiertes Sichverhalten von Einzelnen zum aktuellen oder zum vorgestellten potentiellen Sichverhalten anderer Einzelner.“²⁶⁷

Aus dieser Konzeption von ‚Gemeinschaftshandeln‘ leitet Weber die Begriffe ‚Vergesellschaftung‘ und ‚Gesellschaftshandeln‘ ab.

„Vergesellschaftetes Handeln (»Gesellschaftshandeln«) wollen wir ein Gemeinschaftshandeln dann und soweit nennen, als es 1. sinnhaft orientiert ist an Erwartungen, die gehegt werden auf Grund von Ordnungen, wenn 2. deren »Satzung« rein zweckrational erfolgte im Hinblick auf das als Folge erwartete Handeln der Vergesellschafteten, und 3. die sinnhafte Orientierung subjektiv zweckrational geschieht.“²⁶⁸

Man sieht deutlich, dass die Begriffe im Kategoriensatz noch nicht gegenübergestellt sind, das ‚Gesellschaftshandeln‘ ist eine spezifisch rationale Form des ‚Gemeinschaftshandelns‘. Zusätzlich fließen andere Grundbegriffe der verstehenden Soziologie mit ein, die später in ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘ klarer gefasst und aufeinander bezogen präsentiert werden (z.B. die Grundgedanken zum Begriff des ‚sozialen Handelns‘ und der ‚sozialen Beziehung‘).

²⁶⁶ Lichtblau (2000) hat die Entstehungszusammenhänge des Sprachgebrauchs zu diesem Begriffspaar rekonstruiert. Vgl. den gesamten Artikel.

²⁶⁷ Weber (1922b, 417f.).

²⁶⁸ Weber (1922b, 418).

Die zweite Fassung ist deshalb wohl jene, von der man annehmen muss, dass Weber ihr mehr Gültigkeit zugesprochen hat. Diese Version steht in den Grundbegriffen von ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘ als §9. Die Konzeptionen des Gemeinschaftshandelns und von Vergesellschaftung plus Gesellschaftshandeln werden aufgegeben. Stattdessen greift Weber für die Gegenüberstellung der Definitionen von ‚Vergemeinschaftung‘ und ‚Vergesellschaftung‘ je zwei der vier am Anfang des Werkes vorgestellten Handlungstypen auf. Das affektuelle und das traditionale Handeln sind dem Begriff der ‚Vergemeinschaftung‘ zugeordnet, das zweck- und das wertrationale Handeln hingegen dem Begriff der ‚Vergesellschaftung‘.

„»Vergemeinschaftung« soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns — im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus — auf subjektiv gefühlter (affektuellem oder traditionaler) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht.“²⁶⁹

„»Vergesellschaftung« soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder auf ebenso motivierter Interessenverbindung beruht. Vergesellschaftung kann typisch insbesondere (aber nicht: nur) auf rationaler Vereinbarung durch gegenseitige Zusage beruhen. Dann wird das vergesellschaftete Handeln im Rationalitätsfall orientiert a) wertrational an dem Glauben an die eigene Verbindlichkeit, — b) zweckrational an der Erwartung der Loyalität des Partners.“²⁷⁰

Die gemeinschaftsbildende Wirkung des Rausches wurde bereits als eine der sozialen Funktionen des Drogengebrauchs benannt. Genau diese beschreibt Weber konkret auf das Opium bezogen. Eine kurze Passage der Einleitung zur ‚Wirtschaftsethik der Weltreligionen‘ befasst sich direkt mit der kulturellen Bedeutung des magischen Rausches, dazu gehört eine Bemerkung über den „alten religiös geweihten Haschisch-, Opium- und Nikotingebrauch“²⁷¹:

„Um der psychischen Außeralltäglichkeit und des dadurch bedingten Eigenwertes der betreffenden Zuständigkeit halber galten sie als spezifisch geweiht und göttlich.“²⁷²

²⁶⁹ Weber (1922a, 21).

²⁷⁰ Weber (1922a, 21).

²⁷¹ Weber (1920, RI 250).

²⁷² Weber (1920, RI 250).

Die Orgie ist die ‚urwüchsige‘ unter den Formen der Vergemeinschaftung. Der Eigenwert des magischen Rausches als Teil der Orgie und des Drogengebrauches erzeugt das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Ganz nüchtern und wertfrei betrachtet ist der Rausch also eine ‚psychische Außeralltäglichkeit‘, diese hat einen ‚Eigenwert‘, und der wiederum ist ‚göttlich‘ begründet. Damit offenbart sich, dass der Kontakt zum – wie auch immer gearteten – Außerweltlichen eine grundlegende, wenn auch ungleich schwerer zu thematisierende, Qualität der Vergemeinschaftungsprozesse bei gemeinem Drogengebrauch hat.

Das Außerweltliche und die Vergemeinschaftung. Auch der Kontakt zum ‚Außerweltlichen‘ wird in der Moderne schwerer verstehbar und von der Allgemeinheit nicht mehr, zumindest nicht mehr nach Drogengebrauch, als legitimer psychischer Zustand akzeptiert. Die Werke fast aller Schriftsteller, welche als Drogenschriftsteller bekannt sind, zeugen von einem Wechselspiel zwischen der Art, wie das Außerweltliche wahrgenommen wird, und der Einsamkeit des ‚secret addict‘. Einer gründet eine Kirche, deren erstes und einziges Mitglied er ist (De Quincey), ein anderer trifft Pythagoras in einer Art Zwischenwelt, in welcher weder Zeit noch Raum konsistent sind (Ludlow), der nächste entwirft ein Weltraumszenario mit grünen Drogen, die ihre Konsumenten zu grünen Junkies machen (Burroughs) und wieder ein anderer, diesmal ein Musiker, fliegt in einer Raumkapsel um die Welt (Bowie; siehe unten). All dies sind deutliche Hinweise, dass das Außerweltliche unter Bedingungen der Vergesellschaftung mit ihren einzelnen, rational handelnden Individuen eine ganz andere Ausprägung annimmt als bei der Gruppenkohäsion der Vergemeinschaftung. In dieser liegt der gemeinsame Ursprung der gegensätzlichen Kategorien des Erlaubten und des Verbotenen.

Der Gegensatz von ‚Gut‘ und ‚Böse‘ als Grund für die Untrennbarkeit von Verboten und Geboten. Dem im Ursprung verbundenen Gegensatz ‚sakral vs. dämonisch‘ entspricht auch die Gegensätzlichkeit von ‚Gesetz vs. Tabu‘, von ‚Ja vs. Nein‘ und ‚Gut vs. Böse‘, letztlich des Erlaubten gegenüber dem Verbotenen. Die gleiche Begründung, die Weber oben zur Erklärung der sakralen Seite (der magischen Orgie) gibt, findet sich bei Weil und Rosen für die Seite der dämonischen. Ausgangspunkt ist besagter Gegensatz von ‚Gut‘ und ‚Böse‘:

„Students of behavior tell us that dividing the world into good and bad is a fundamental human need. The existence of evil provokes fear and demands explanation. Why is there sickness? Why is there death? Why do crops fail? Why is there war? And, most important how should we act, to contain evil and avoid disaster? One attempt at a solution is to attribute evil to external things, then prohibit, avoid, or try to destroy them. This is how taboos arise.“²⁷³

Dieselben Fragen lassen sich auch umkehren bzw. von der gegensätzlichen Seite her beantworten. Das Sakral-Erlaubte entsteht auf die gleiche Weise wie das Dämonisch-Verbotene. Besonders bei der ersten Frage wird weiter unten noch ganz deutlich, dass beides nur im Wechsel, in seiner Bedeutung für das jeweils Gegensätzliche, verstehbar ist. Bei der Betrachtung der Etymologie des Sucht-Wortes zeigt sich, dass die Frage ‚Why is there sickness?‘ nicht nur zur Dämonisierung des Bösen verleitet, sondern dass auch immer nach der möglichen medizinischen und außerweltlichen *Heilung* gefragt wird. Die Krankheiten sind das Böse, sie werden dämonisch begründet, gar personifiziert. Die Drogen dienen der Heilung, sie sind sakral mystifiziert, gegebenenfalls ebenso personifiziert. Das Wort Sucht bezeichnete früher die Seite der Krankheiten, die Umkehrung des Wortsinns, dass nämlich die Drogen krank machen und dann Sucht sind, ist vergleichsweise jung.

Die Betrachtung von zwei Seiten her ist auf den ersten Blick verwirrend, aber dennoch vorteilhaft. Sie zeigt, dass sowohl die totale Erlaubnis, als auch das totale Verbot keine gelungene kulturelle Integration des Genusskonsums gewährleisten können, sondern dass dies nur eine austarierte Kombination von Geboten und Verboten leisten kann²⁷⁴.

Dem Schluss zufolge, dass ein Verbot die gleiche Bedeutung für die Enkulturation hat wie ein Gebot, gilt diese Annahme auch in der Umkehrung, nämlich dass ein Gebot auch die gleiche Bedeutung für die Dekulturation hat wie ein Verbot. Dennoch dominiert die Kombination von Gebot und Enkulturation bzw. von Verbot und Dekulturation: Das Gute wird an Menschen oder Dingen festgemacht, und dann versucht man Entsprechendes zu fördern. Das Böse wird ebenfalls an Menschen oder Dingen festgemacht, doch dann versucht man Entsprechendes

²⁷³ Vgl. Weil und Rosen (1998, 12).

²⁷⁴ Vgl. für eine weniger abstrakte Argumentation Degkwitz (2002, 22f.).

‚aus der Welt zu schaffen‘, indem man es verbietet. Die Untrennbarkeit der Kategorien ‚Gebot‘ und ‚Verbot‘ wiederum wird darin deutlich, dass auch die gegenteilige Handlung befohlen sein könnte. Vereinfacht gesagt: das Verbot ist das Gebot zur Handlungsunterlassung und beides kann En- wie Dekulturation sein. Auf den Rausch bezogen bilden sich nicht nur einzelne Verhaltensweisen innerhalb der drogen-konsumierenden Gemeinschaft aus, sondern eine Droge erhält einen gesamtgesellschaftlichen Status, der sich aus dem Schema von Akzeptanz und Nicht-Akzeptanz ergibt, wobei die Totalität einer Seite einem kulturell integrierten Konsum nie gerecht werden kann. Regeln und Tabus sind beide Grundlagen der Kulturwerdung. Wie im Beispiel zur Kunst des Opiumrauchens gesehen, schützt ein ausgeklügeltes Geflecht von Erlaubtem, Gesolltem und Verbotenem vor unerwünschten Drogenwirkungen und unerwünschten Abweichungen aus der Gemeinschaft.

Sphären des Heiligen und Dämonischen. Das Konzept des Außerweltlichen ist weiter aufteilbar in zwei Sphären, nämlich das ‚Heilige‘ und das ‚Dämonische‘, beides steht dann dem profanen ‚Innerweltlichen‘ entgegen. Es wurde gerade argumentiert, dass diese zwei außerweltlichen Sphären auch die Grundlage der Entstehung von untrennbar miteinander verbundenen, innerweltlichen Regeln bzw. Tabus sind.

Die weitere innerweltliche Bedeutung des Außerweltlichen beschreibt Weber beispielhaft am Typus des orientalischen Derwisch, aber gleichzeitig auch am Typus des Asketen. Betrachtet man die Seite des Derwisches, ist impliziert, dass der Kontakt zur äußeren Welt durch Drogenkonsum vermittelt wird.

„Nur der religiöse Virtuose: Asket, Mönch, Sufi, Derwisch erstrebte ein, an jenen massivsten Diesseitsgütern gemessen, »außerweltliches« Heilsgut. Auch dieses außerweltliche Heilsgut war nun aber keineswegs ein nur jenseitiges. Auch da nicht, wo es sich selbst als solches verstand. Vielmehr war, psychologisch betrachtet, gerade der gegenwärtige, diesseitige, Habitus dasjenige, worum es den Heilsuchenden primär zu tun war.“²⁷⁵

Der gegenwärtige und diesseitige Habitus eines Heilsuchenden wird als primärer Grund des Drogengebrauches oder der gegensätzlichen Askese angeführt. Damit

²⁷⁵ Weber (1920, RI 249).

wird der individuelle Habitus zum Abbild von außerweltlich begründeten Regeln und Tabus. Deutlicher kann man die existentielle Bedeutung des Kontaktes zur Außenwelt nicht fassen.

Das Opium fällt in die Kategorie jener Mittel, neben dem Haschisch war es wohl die Droge der Wahl bei den Derwischen. Nun ist das Idealbild des Menschentypus eines Derwisches regional und temporär fixiert. Dennoch lässt sich auch bei den modernen Heroinnutzern eine starke Betonung des Außerweltlichen finden. Es kann wie von alters her als Heiligtum oder Dämon auftauchen oder auch ganz neue Formen annehmen.

Ein modernes Beispiel: Vielleicht hat er nur ein in den 1960ern aktuelles Thema aufgegriffen, aber durch den Bezug zu seinem eigenen Drogenkonsum zeigt sich deutlich eine neue Art der sinnlichen Verarbeitung des Kontaktes zur Außenwelt. Die Rede ist von David Bowie und dem fiktiven Charakter ‚Major Tom‘:

*Ground Control to Major Tom
Ground Control to Major Tom
Take your protein pills and put your helmet on*

*Ground Control to Major Tom
Commencing countdown, engines on
Check ignition and may God's love be with you*

Ten, Nine, Eight, Seven, Six, Five, Four, Three, Two, One, Liftoff

*This is Ground Control to Major Tom
You've really made the grade
And the papers want to know whose shirts you wear
Now it's time to leave the capsule if you dare*

*"This is Major Tom to Ground Control
I'm stepping through the door
And I'm floating in a most peculiar way
And the stars look very different today*

*For here
Am I sitting in a tin can
Far above the world
Planet Earth is blue
And there's nothing I can do*

*Though I'm past one hundred thousand miles
I'm feeling very still
And I think my spaceship knows which way to go
Tell my wife I love her very much she knows"*

*Ground Control to Major Tom
Your circuit's dead, there's something wrong
Can you hear me, Major Tom?
(...)*

*"Here am I floating round my tin can
Far above the Moon
Planet Earth is blue
And there's nothing I can do."*

Space Oddity
David Bowie

Die Lyrik kann wie folgt interpretiert werden: das Außerweltliche erscheint in dem modernen Sinnbild der beginnenden Raumfahrt, dieses eignet sich besonders, um die ‚apathische Ekstase‘, also die vom Rausch erzeugte psychische Absonderung von der Welt und den Menschen, bei gleichzeitiger Verzückung über diese Entrückung, zu beschreiben. Major Tom sitzt in einer kleinen Raumkapsel, lässt sich von ihr leiten und ist, im echten Sinn des Sprichwortes, hilflos gegenüber Gott und der Welt. Damit wird einmal mehr besonders deutlich, dass bei fehlender Gemeinschaftlichkeit des Rausches das Außerweltliche schwer zu verarbeiten ist, mehr noch: dass es die Gesellschaftsstrukturen der Moderne sind, welche die Grundlage zur Ausbildung der Lebensführung der Junkies bildet, schon lange bevor das Verbot als verstärkende Komponente hinzukommt. Der Text ist wie eine Neufassung von Coleridge's *Ancient mariner*.

Einige Jahre später singt David Bowie:

*Do you remember a guy that's been
In such an early song
I've heard a rumour from Ground Control
Oh no, don't say it's true
(...)*

*Ashes to ashes, funk to funky
We know Major Tom's a junkie
Strung out in heaven's high
Hitting an all-time low
(...)*

Ashes to Ashes
David Bowie

Wie Coleridge ist auch Bowie zeitweise an der Einsamkeit zerbrochen. Der nächste Absatz gibt einen ersten Einblick in die weiteren gesellschaftlichen Mechanismen, die eine solche Situation bedingen.

Aber wie passt das allgemeine Argument der Gemeinschaftsbildung zum Opium im Besonderen? Diese Frage kann nur schwer eindeutig beantwortet werden und sollte zunächst zweifach anders gestellt werden: (1) Von welcher Art ist der Rausch? (2) Was ist eine „gemeine Drogenkultur“²⁷⁶?

Zu (1). Zur Beschreibung des Opiatrausches werden Wörter wie Genuss, Stimulierung oder Euphorie benutzt. Manchmal ist von einem ‚rush‘ die Rede. Dieser tritt jedoch nur nach intravenöser Injektion auf und ist daher nicht zwingend mit dem Opiatkonsum, sondern auch mit der Art der Anwendung oder eventuell mit den Streckmitteln verbunden²⁷⁷. Der Euphorie entgegengesetzt ist bekanntlich die Apathie. Auch diesen Gefühlszustand auslösen zu können, sagt man dem Opium nach. Max Weber hat die Art des Zusammenwirkens von Apathie und Euphorie beim Opiumrausch klar als ‚apathische Ekstase‘ gefasst und zur weiteren Eingrenzung der ‚aktiven Leidenschaft‘ entgegengestellt:

„Es [das Opium] liegt in seinen Wirkungen überdies in der Richtung der apathischen Ekstase (...) nicht aber in der Linie des Heldenrausches oder der Entfesselung aktiver Leidenschaften.“²⁷⁸

Dem Opiumrausch hängen damit zwei gegensätzliche Charakteristika an, welche der Vergemeinschaftungsbildung durchaus zuwiderlaufen. Es handelt sich um Ekstase und Apathie. Besonders letztere, als das Driften in einen ruhigen Bewusstseinszustand, der fast eine andere, eigene Welt sein könnte, ist nur schwerlich vergemeinschaftend.

Gleiches gilt für den Entzug, dieser wird individuell erlebt und dieses unangenehme Erlebnis unterbindet jegliche Gemeinschaftlichkeit:

„Suddenly it's cauld; very fuckin cauld. (...) It's freezing, but movement only makes ye caulder. (...) The trick is tae be as still as possible. (...) Somebody else is in the room wi us [us means me]. It's Spud, ah think. It's hard tae tell in the dark.

²⁷⁶ Marzahn (1994).

²⁷⁷ Vgl. Brecher (1972, 12).

²⁷⁸ Weber (1920, RI 519).

— *Spud ... Spud ...*
He sais nothing.
— *It's really fuckin cauld, man.*
*Spud, if indeed he is the cunt, still says nothing. He could be deid, but probably no, because ah think his eyes are open. But that means fuck all.*²⁷⁹

Zu (2). Marzahn hat sich mit dem Begriff der ‚gemeinen Drogenkultur‘ auseinandergesetzt. Diese ist gekennzeichnet durch die drei Kategorien „gemein“, „autonom“ und „kundig“. Drogenkonsum ist dann „in eine vertraute und verlässliche Gemeinschaft“²⁸⁰ eingebunden, nicht fremdbestimmt und wissend.

„Der gemeinsame Drogengebrauch hat ein Anfang und ein Ende. Und er läuft selbst nach einer inneren Ordnung ab, die aus Erfahrungen hervorgegangen und deshalb nicht beliebig ist.“²⁸¹

In diesem Sinne lassen sich zwei eindeutige Beispiele für den Opiumrausch inklusive Gemeinschaftsbildung und ohne individuelle bzw. soziale Probleme benennen. Hier finden sich die klassischen Schutzmechanismen, die zwar stark genug sind, die Apathie und die Ekstase zu zügeln, nicht jedoch die negativen Einwirkungen moderner Rationalisierungsprozesse. Die kulturellen Grenzen der Vergemeinschaftung machen die Übertragung auf heutige Konsummuster schwierig. Das zeigt sich besonders im heutigen Indien, wo die traditionellen Konsummuster gerade in der Auflösung begriffen sind (im nächsten Teilabschnitt beschrieben).

Das erste Beispiel ist leicht wiederzugeben, nur leider ohne genaue Quellenangabe. Doch die soziologische Evidenz ist zu erdrückend, um dieses Beispiel übergehen zu können. Vor etwa zwei Jahren sah ich im deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehen einen historischen Bericht über den indischen Mogul Jehan, bekannt als der Auftraggeber für den Bau des Taj Mahal. Gegen Ende der Sendung wurde Jehans und die allgemeine soziale Neigung für das Opium beschrieben.

Es wurden zwei Versionen des üblichen Rituals gezeigt, eine, in welcher in einer Kleingruppe konsumiert wurde und eine weitere, in welcher ein größeres Fest gezeigt wurde. Die Schauspieler trugen die damals übliche Kleidung und

²⁷⁹ Welsh (2001, 95).

²⁸⁰ Marzahn (1994, 44).

²⁸¹ Marzahn (1994, 45).

verwendeten die üblichen Gerätschaften, sicher ohne wirklich Opium zu konsumieren. Die Szenen waren überaus aufschlussreich. Die Kleingruppe saß um einen niedrigen Tisch, auf welchem in der Mitte eine Apparatur zur Bereitung einer wässrigen Opiumlösung stand. An einem kleinen Gerüst hing ein Stoffbeutel, der die Funktion eines Teebeutels erfüllte. Das eingefüllte Opium wurde mit lauwarmem Wasser übergossen, das Extrakt lief in eine Tasse unter dem Beutel. Und dann wurde das soziologisch bedeutsamste Moment gezeigt: Es wurden nur einzelne Schlucke aus der Hand des Sitznachbarn getrunken. Man nimmt einen Schluck in die hohle rechte Hand und reicht diese dem Nachbarn, der sie dann leer schlürft.

Ganz deutlich sind die Variablen zu erkennen, mit denen das Gefahrenpotenzial der Droge kontrolliert wird: geringe Wirkungskonzentration, geringe Konsummenge und kein individualisierter Konsum. Das ist die wohl sicherste Art, auf die Opium konsumiert werden kann. Die Anwendung setzt aber nahezu unbeschränkten Zugang zum Opium voraus. Damit sind ziemlich exakt jene Punkte bestätigt, die Scheerer als Gründe für fehlende Berichte über Abhängigkeit in früheren Zeiten vermutet²⁸²:

- geringe Wirkstoffkonzentration,
- sanfter Konsum,
- konviviale Berausung,
- geringe Abweichungschancen,
- kontinuierliche Verfügbarkeit

Dasselbe Ritual in größerer Gruppe läuft etwas anders. Hier wird aus einer großen Kanne ausgeschenkt. Die Opiumlösung wird wieder in die Hand geschüttet, doch diesmal trinkt man es selbst. Dennoch beinhaltet die Vorgehensweise wieder dieselben Merkmale. Das Merkmal der geringen Abweichungschancen ist zwar schwächer ausgeprägt (jemand kann viele Schlucke trinken, ohne dass die anderen mitzählen können). Dafür aber ist jenes der konvivialen, gemeinschaftlichen Berausung besonders ausgeprägt, ebenso wie das der Verfügbarkeit, denn für große Gruppen braucht man noch mehr Opium als ohnehin bei dieser Konsumform. Das Beispiel provoziert ferner den Gedanken, dass jenes, was bisher als Orgie bezeichnet wurde, gar nicht so orgiastisch gewesen ist, dass es im

²⁸² Scheerer (1995, 16-17).

Falle des Opiums gar nicht orgiastisch – im Sinne eines Exzesses – gewesen sein kann. Es gibt keine Berichte über Entzugserscheinungen, d.h. die Konsumenten hatten kein oder kaum ein Toleranzsyndrom ausgebildet. Dies wiederum bedeutet, dass sie exzessiven Konsum gar nicht überleben würden. Dazu passt, dass in noch früheren Zeiten die Orgien durch Zauberer rational angeleitet wurden. Dieses Merkmal erscheint im Fernsehbeispiel in der durchaus zweckrationalen Ritualisierung des Ausschanks nur einzelner Schlucke.

Das zweite Beispiel der gelungenen Gemeinschaftsbildung ist kein indisches, sondern ein orientalisches Ritual. Der weitere Unterschied besteht darin, dass Rauchopium konsumiert wird, gemeinsam mit der Tabakswasserpfeife und Tee. Ein ausführliches Zitat aus Gelpkes ‚Vom Rausch im Orient und Okzident‘ beschreibt dieses Ritual.

„Opiumrauchen als Kunst

Der persische Verfasser unseres Opium-Traktates, Abu'l-Quasem Yazdi, zeigt uns auch, daß richtiges Opiumrauchen eine Kunst ist, vergleichbar etwa der Kunst des Teetrinkens in China und Japan. So gibt er minutiöse Anweisungen über alle notwendigen Vorbereitungen, einzuhaltenden Regeln und unerlässlichen Utensilien. Einige davon seien hier aufgeführt:

Mindestens eine Stunde, ehe man zu rauchen anfängt, sollen die Vorbereitungen getroffen werden; dazu gehören: der Raum soll sauber und aufgeräumt sein; Kohlenbecken, Samowar, Wasser- und Opiumpfeife, Feuerzange, Teetassen, Tabak und Zucker müssen in reinlichem Zustand und möglichst guter Qualität (es werden verschiedene Sorten diskutiert), jedes an seinem vorbestimmten Platz, griffbereit sein; ebenso natürlich das zu „Pillen“(habb) zerkleinerte Opium selbst: 24 „Erbsen“ (nâchod) ergeben ein mesqâl (= ca. 5 g). Hinsichtlich der Frage, wieviele „Erbsen“ eine „Pille“ umfassen solle, sind sich die „Theologen der Opiumpfeife uneins“: die Angaben variieren von mindestens 2 bis höchstens 8 nâchod.

Es gilt als verpönt, allein zu rauchen; denn „ist der Raucher allein, steht zu befürchten, daß ihm die Dämonen Gesellschaft leisten“. Ebenso soll man nicht unter Fremden und Nichtrauchern rauchen. In gemischter Gemeinschaft müssen die Nichtraucher symbolisch „wenigstens eine Pille“ mitrauchen. Als ideal gilt aber ein kleiner, in sich geschlossener Freundeskreis.

Verboten sind ferner: Rauchen an windigem, schmutzigem oder dunklem Ort; in Gesellschaft eines Tadlers; Sprechen während des Rauchens – und insbesondere, wenn das Opium am Pfeifenkopf zischt; Trinken von abgestandenem, zu schwachem, lauwarm oder kalt gewordenem Tee.

Gebote: Raucher soll bei Besuchen in fremden Häusern sein eigenes Opium mitführen und rauchen – es sei denn, er werde vom Hausherrn ausdrücklich

eingeladen; bedürftige oder in Not geratene Raucher, die weder Opium noch Geld mehr besitzen, müssen von anderen Rauchern unterstützt werden.
Regeln: Anwärmen des Pfeifenkopfes (aus Porzellan) vor Gebrauch; Abbruch des Gesprächs, wenn Opium zu brutzeln beginnt; Gefäß mit unter den Pfeifenkopf stellen, damit fallende Funken Raucher nicht beunruhigen oder ablenken; der Rauch soll möglichst tief eingeatmet und möglichst lange behalten, der Rest stoßweise durch die Nase entlassen werden; Raucher soll 3 „Pillen“ hintereinander rauchen, anschließend heißen Tee trinken, Wasserpfeife rauchen, die Augen halb schließen, sich zurücklehnen und „wach-träumen“ – auch dann soll er sich möglichst schweigend verhalten und „höchstens auf zehn Worte ein einziges langsames antworten“ ... So weit Yazdi.²⁸³

Es werden wieder die genannten Punkte der Schadensverhinderung deutlich. Dazu kommt ein genauere Blick auf Regeln und Tabus. Zwei Dinge vermitteln das Erlaubte, Gesollte und Verbotene: Objekte und Konversation.

Das Merkmal der Reglementierung der Objektbenutzung ist ein weiterer Hinweis auf die Bedeutung des rein funktionalen Nutzens einer Sache für die spezifische Kulturwertung. In Verbindung mit den Regeln entstehen die Gemeinschaft und die Sicherheit beim Drogengebrauch. Ein besonders deutliches Beispiel dafür findet sich auch im arabischen „Idârat el-ke’s“. Es ist als Imperativ oder als Selbstverständlichkeit zu übersetzen; deutsch: ‚nach rechts weitergeben‘; englisch: ‚passing it to the right‘²⁸⁴. Es bezieht sich ursprünglich auf Kaffeetassen, gilt aber generell für die Benutzung von Drogenparaphernalia:

„(...) de partager l’absorption d’une drogue, dure ou douce, en faisant circuler l’instrument qui en permet l’ingestion: à l’origine la coupe (pour l’alcool), la tasse (pour le café), et plus près de nous, média obligeant, la cigarette (pour le haschich) ou la seringue (pour l’héroïne).”²⁸⁵

Das Merkmal der Konversationsregeln ist aus soziologischer Sicht ganz besonders beachtlich. Die Bedeutung der Konversation innerhalb des Prozesses der Vergemeinschaftung ist ohnehin immens und im Beispiel nach Gelpke ist die Semantik des Sprechens um die Benutzung der Dinge, der Genussmittel und der Paraphernalia, strukturiert²⁸⁶. Gemeinschaftsbildung und Drogenenuss schützen

²⁸³ Gelpke (1995, 55f.). Vgl auch Marzahn (1994, 33ff.).

²⁸⁴ Vgl. Chaouachi (1997, 102ff.). Schon das Symposion der Griechen kannte das *ἐπί δεξιά* als ‚rechtsherum (zutrinken)‘; vgl. Marzahn (1994, 26).

²⁸⁵ Chaouachi (1997, 121.).

²⁸⁶ Vgl. Chaouachi (1997, 117-120).

sich gegenseitig, als Medien dienen Sprache und Dinge, also „Objektivationen“²⁸⁷ und Objekte.

Die Ausgangsfrage nach dem Potential zur Vergemeinschaftsbildung durch Opiumkonsum ist also optimistisch zu bewerten. Positiv funktionale Gemeinschaftlichkeit bei Opium- oder Heroingenuss muss keine Utopie sein, selbst wenn der eigentliche Charakter des Rausches dem widerspricht.

Die Gründe für die fehlende Gemeinschaftlichkeit beim heutigen Opiatgebrauch sind durch Eigenschaften der Moderne bedingt, Imperative welche den Umgang des modernen Menschen mit Drogen bestimmen: „Diese Imperative sind der Markt und die Prohibition.“²⁸⁸

In der Moderne erschweren vergesellschaftende, auf Interessen beruhende Beziehungen jedes Gemeinschaftshandeln, das Geld – das „Konsumgebot“²⁸⁹ – und die Bürokratie – das „Konsumverbot“²⁹⁰ – stehen dann zwischen den einzelnen Menschen und zwischen den Menschen und Drogen.

Kommen die negativen Aspekte der Vergesellschaftung, früher als massenhafte Produktdistribution und heutzutage in der Form von Schwarzmarkt und Drogenverbot, mit einer Überbetonung des Rauschcharakters zusammen, ist die Vergemeinschaftung beim Opiumgebrauch nahezu ausgeschlossen, eine gemeine Drogenkultur mit Schutzfunktionen bleibt eine Utopie, stattdessen gibt es die dekulturnierte Variante mit Affinität zum Tod. Vergemeinschaftung wird durch rationale, vergesellschaftete Konsummuster – nämlich entweder die Forderung zum zügellosen Konsumismus oder die diametral entgegengesetzte Forderung der Abstinenz – unterbunden.

Gerade die Aussage im folgenden Zitat über die Beschränkung der Gemeinschaftsbildung durch das rationale ‚commercium‘ ist ein Hinweis, dass die heutigen Drogenkonsumenten kaum richtige Gemeinschaftlichkeit kennen. Denn hier dominierte ab der Entstehung des berufsmäßigen Kapitalismus der legale Opiatvertrieb für Einzelkunden und bei den heutigen ‚Szenen‘ der Schwarzmarkt. Dazu kommt, dass Gemeinsamkeit der sozialen Lage oder sonstige

²⁸⁷ Berger und Luckmann (2003, 22). Den Autoren geht es generell darum, die soziologische Bedeutung von „Objektivationen subjektiv sinnvoller Vorgänge, aus denen die *intersubjektive* Welt entsteht“ (2003, 22) zu beschreiben, etwa die Ehe.

²⁸⁸ Marzahn (1994, 14).

²⁸⁹ Marzahn (1994, 15).

²⁹⁰ Marzahn (1994, 18).

Übereinstimmungen zwischen vereinzelt Individuen nicht automatisch Gemeinschaft sind:

„Keineswegs jede Gemeinsamkeit der Qualitäten, der Situation oder des Verhaltens ist eine Vergemeinschaftung. Z.B. bedeutet die Gemeinsamkeit von solchem biologischen Erbgut, welches als »Rassen«-Merkmal angesehen wird, an sich natürlich noch keinerlei Vergemeinschaftung der dadurch Ausgezeichneten. Durch Beschränkung des commercium und connubium seitens der Umwelt können sie in eine gleichartige — dieser Umwelt gegenüber isolierte — Situation geraten. Aber auch wenn sie auf diese Situation gleichartig reagieren, so ist dies noch keine Vergemeinschaftung, und auch das bloße »Gefühl« für die gemeinsame Lage und deren Folgen erzeugt sie noch nicht. Erst wenn sie auf Grund dieses Gefühls ihr Verhalten irgendwie aneinander orientieren, entsteht eine soziale Beziehung zwischen ihnen — nicht nur: jedes von ihnen zur Umwelt — und erst soweit diese eine gefühlte Zusammengehörigkeit dokumentiert, »Gemeinschaft«.“²⁹¹

Für die heutigen Junkies trifft es sicher zu, dass gemeinsame Merkmale nicht automatisch Vergemeinschaftung schaffen – „*Nae friends in this game. Jist associates*“²⁹². Das liegt daran, dass das gemeinsame Merkmal der Dauerkonsum ist und nicht der Bedarf an einem sozialen Anlaufpunkt, einem Lokal, wie bei den Opiumrauchern. Das wird ganz deutlich, als Hans Fallada seinem Kumpel Wolf einen Schuss abschwatzt und sich zum Spritzen auf die Toilette zurückzieht. Dort wirft er nach dem Fix aus Versehen das Fläschchen mit der Morphinlösung um. Er sieht sich also gezwungen, es heimlich mit Wasser aufzufüllen. Er ist sich der Schwere dieser Gemeinheit bewusst, was ihn nicht daran hindert, vor dem Nachfüllen noch den letzten in der Flasche verbliebenen Tropfen zu konsumieren.

„*Wer ist Wolf? Gefährte vieler Orgien, Helfer, Geholfener und doch gleichgültig am Ende, wie alles gleichgültig ist.*“²⁹³

Als Wolf selbst konsumieren will, macht Hans sich lieber aus dem Staub. Es ist also zu sehen: Nur weil viele Merkmale, zumeist negative, überstimmen, liegt noch keine Gemeinschaftlichkeit vor, oder besser: sie wird nichtig, wenn die äußeren Umstände (hier die plötzliche Abschneidung von der Versorgung) es

²⁹¹ Weber (1922a, 22).

²⁹² Welsh (2001, 6).

²⁹³ Fallada (1997, 21).

bedingen. Auffällig ist auch, dass Hans Fallada sich ins Bad zurückzieht, obwohl der einzige andere Anwesende selbst ein Fixer ist.

Dekulturation von gemeinem Opiumgebrauch im modernen Indien. Eine Studie aus Indien hat sich mit der zerstörerischen Wirkung moderner Drogenpolitik auf die traditionellen Opiumkonsummuster befasst und kommt zu eindeutigen Ergebnissen. Die Implementierung westlicher Drogenpolitik führt zu einem Verlust der traditionellen Regeln beim Konsum und erzeugt neue Konsummuster, wie man sie aus dem Westen kennt. Gleichzeitig wird die traditionelle medizinische Verwendung des Opiums erschwert.

Die kompakte Studie ist ein gutes Beispiel für die Vorgänge im Westen, die vor gut 100 Jahren zur Kriminalisierung des Genusskonsums führten und in der direkten Folge den Junkie und seine Lebensführung schufen. Daher lohnt es, sich die Situation in Indien genauer anzuschauen, bevor im nächsten Abschnitt die historische Entwicklung in Europa analysiert wird.

Die Studie ist Teil einer Forschungsreihe mit dem Titel ‚Economic and Social Transformations connected with the international Drug Problem‘.²⁹⁴

Die Autoren der Studie zu den sozioökonomischen Transformationen in Indien, welche durch neue Formen des Drogengebrauchs und der Drogenpolitik entstehen, kommen gleich zum Punkt:

„Concerning the demand for drugs, we argue that the imposition of international norms has affected an important aspect of the subjective reality informing drug use in India facilitating the development of “secular” drug use; that is, drug use cut off from traditional cultural moorings. Traditional use mostly occurred in relaxed group settings; secular users today generally are not relaxed and without the benefit of the group settings. In our view, culture and tradition were and are effective forms of drug control, providing boundaries, offering a range of acceptable motivations for some drug use, and establishing fairly precise rules and norms on how drugs should be used.“²⁹⁵

²⁹⁴ Der entsprechende Band 3 trägt den Titel ‚Globalisation, Drugs and Criminalisation – Final Research on Brazil, China, India and Mexico‘. Der Band enthält Teil 3 und 4, die hier behandelte Studie ist Teil 3, als solcher überschrieben mit ‚Social and Cultural Dimensions of Drug Trafficking‘. Die Forschungsreihe ist Teil des UNESCO Forschungsprogramms .

²⁹⁵ Charles and Britto (2002, 6).

Die Durchsetzung der Verbotspolitik ist nicht nur ineffektiv, sondern auf kultureller Ebene zerstörerisch. Sie bewirkt, dass

- der individuelle Konsum die traditionellen, kulturell überlieferten Gebräuche verdrängt,
- Alkohol, Heroin und andere (halb-)synthetische Opiate die traditionell benutzten Drogen Cannabis und Opium verdrängen,
- die früher üblichen Versorgungswege abgeschnitten werden und der Schwarzmarkt wächst und schließlich
- der Gebrauch von Spritzen und den damit verbundenen Infektionsrisiken steigt²⁹⁶.

Bevor die Autoren diese Punkte genauer analysieren, widmen sie sich der Beschreibung der traditionellen Gebräuche von Opiumpräparaten und einer Befragung von traditionell praktizierenden Ärzten. Während der rituelle Gebrauch von Cannabisprodukten zumeist religiös begründet war, erfüllte der Opiumgebrauch einen individuellen oder sozialen Nutzen. Dazu gehört die oben bereits beschriebene Opiumverwendung der Mogule, die offensichtlich auch noch weitere Tränke zubereiten ließen:

„Opium use was more functional than that of cannabis. During the Mughal period, it was stated that the Emperor occasionally indulged recreationally in opium and kuknar, a beverage prepared from poppy capsules. Most nobles of Akbar and Jahangir’s courts drank charburgha, a mixture of hemp, opium, wine and kuknar.

The Rajputs (a warrior caste in Rajasthan) used opium in important social functions such as marriage, when sealing important business deals, for longevity and to enhance sexual pleasure. Also, camels and horses were given opium before long journeys to cope with the desert sun.”²⁹⁷

Zusammen mit den Funktionen des Opiumgebrauchs geht die kulturelle Kontrolle des Konsums einher. Dazu gehört:

- Alterskontrolle (Erstkonsum von Opium nach dem 20. Lebensjahr),
- Geschlechterkontrolle (extrem niedrige Drogenprävalenz bei Frauen),
- Mengenkontrolle (kaum Vollrausch, keine Überdosierungen),
- der Bezug zum Außerweltlichen.²⁹⁸

²⁹⁶ Vgl. Charles and Britto (2002, 7).

²⁹⁷ Charles and Britto (2002, 11f.).

²⁹⁸ Vgl. Charles and Britto (2002, 12f.).

Ein weiterer Abschnitt der Studie befasst sich mit den Auswirkungen auf die traditionelle indische Medizin. Auch hier finden die Autoren das zerstörerische Potenzial der Verbotsbürokratie bestätigt, sie sehen „damage to human heritage“²⁹⁹.

Die traditionell praktizierenden Ärzte leben innerhalb der Dorfgemeinschaft und rekrutieren ihre Patienten aus dem jeweiligen Dorf und, je nach Bekanntheits- und Beliebtheitsgrad, aus den umliegenden Dörfern. Die Gesamtzahl dieser Ärzte kann nur geschätzt werden, die Autoren gehen davon aus, dass es in ganz Indien durchaus eine Million traditionelle Heilpraktiker gibt. Das wird so bleiben, denn der Zugang zu Schulmedizinern ist besonders der ländlichen Bevölkerung nur stark eingeschränkt möglich.

Befragt wurden 53 Heilpraktiker aus zwei Provinzen in Gujarat, die letztliche Samplegröße erfasst 17 Frauen und 36 Männer, vierzehn der Probanden haben keine formelle Schulbildung, die anderen waren fünf bis acht Jahre auf einer Schule. Die Ausbildung zum Heiler dauert ca. 6 Jahre, bei den meisten Probanden kommt eine über zehnjährige Berufspraxis hinzu. Da die Ausübung traditioneller Medizin auch die Behandlung von Tieren mit abdeckt, werden die Heiler gelegentlich auch in Zoos gerufen: „*We do the work, they collect the fat government salary.*“³⁰⁰

Opium und Cannabis werden viel verwendet, etwa 81 Prozent der Patienten des Vormonats erhielten eines von beiden Heilmitteln. Alle Probanden beziehen ihr Opium vom Schwarzmarkt, obwohl die indische Regierung legales Opium produzieren lässt und eingeschriebene Ärzte dieses zur Weitergabe erhalten können. Die zugrunde liegenden Regelungen waren jedoch keinem der Heilpraktiker bekannt³⁰¹. Auf Sri Lanka funktioniert das Verteilungssystem besser. In fünf Jahren (1994 bis 1998) wurden über die lokalen Krankenhäuser mehr als 480.000 kg Opium aus legaler Produktion an traditionell praktizierende Heiler verteilt und von diesen zur Behandlung von Patienten benutzt³⁰².

²⁹⁹ Charles and Britto (2002, 14).

³⁰⁰ Proband, zitiert nach Charles and Britto (2002, 19).

³⁰¹ Vgl. Charles and Britto (2002, 21).

³⁰² Vgl. Charles and Britto (2002, 16).

Die Autoren fordern verschiedene Maßnahmen, mit welchen der Zugang für die traditionellen Heilpraktiker zu Opium vereinfacht wird. Außerdem erwarten sie, dass die Anwendung der traditionellen Methoden den bereits geförderten traditionellen Schulen gleichgestellt wird. Dies wird damit begründet, dass medizinischer Opiumgebrauch durch die Single Convention ausdrücklich erlaubt ist, der traditionelle Gebrauch dem Verständnis nach jedoch als nicht-medizinisch gewertet wird, da dieses nur auf die westliche Schulmedizin abzielt.

„We have powerfully demonstrated that the mal-interpretation of ‘medicinal use’ in the Single Convention – confining it to allopathic medicine – is pernicious, destroys human heritage, and is a crime because it erodes traditional medicines, undermines the credibility of traditional practitioners and deprives millions of their only accessible medicines.”³⁰³

Die Autoren kritisieren ferner, dass der Ansatz unbrauchbar, schädigend und inadäquat ist, die Situation jedoch noch geändert werden kann. Dazu muss die kulturelle Vielfalt Indiens beachtet werden, um zu den traditionellen Gebräuchen zurück zu finden und die Heilpraktiker ausreichend mit Opium zu versorgen. Für Opiatranke müsste die Verfügbarkeit von Opium und Cannabis zu Substitutionszwecken geschaffen werden. Bisher wird hauptsächlich mit Buprenorphin substituiert, was pro Tag mehr kostet als die Versorgung mit Opium für eine Woche kosten würde (dieses liegt ohnehin bereit, da Indien zu den größten legalen Opiumproduzenten gehört)³⁰⁴.

Die Beweislast ist erdrückend: moderne Vergesellschaftung und klassische Funktionen des Drogengebrauchs sind nicht miteinander in Einklang zu bringen. Die aktuelle indische Situation bietet eine gute Grundlage, auf die historische Dekulturation in Europa einzugehen. Mit einem gewaltigen Unterschied: während man in Indien zu traditionellen Konsummustern zurückkehren kann (könnte), ist das in Europa gar nicht möglich: „(...) traditional norms do not exist for derivative and synthetic drugs“.³⁰⁵

³⁰³ Charles and Britto (2002, 30). Bei den internationalen Verhandlungen der 1920er Jahre hatte Indien sich noch derart einbringen können, dass die Versammlung der League of Nations die traditionelle Selbstmedikation als ‚legitim‘ bezeichnete; vgl. Terry & Pellens (1970, 665).

³⁰⁴ Vgl. Charles and Britto (2002, 33).

³⁰⁵ Charles and Britto (2002, 26).

Die traditionelle Funktion ist in Europa noch viel mehr als in Indien eine medizinische: die Selbstmedikation des Volkes. Diese ist im Westen nicht mehr nötig, da, anders als in Indien, das Angebot an schulmedizinischen Behandlungsmöglichkeiten (fast) flächendeckend ist. Andere gemeinschaftliche Rituale oder Gebräuche, zu denen man zurückkehren könnte, gibt es nicht. Der individuelle Konsum von kapitalistisch vertriebenen Patentmitteln oder reinen Alkaloiden gehört jedenfalls nicht dazu, sondern birgt ähnliche Gefahren wie der Schwarzmarkt. Lediglich eine kleine Gruppe von Genussskonsumenten gebrauchte Opium (Morphin, Heroin) gemeinschaftlich, und genau bei diesen setzt fast unmittelbar die Dekulturation an. Alle Rituale und Gebräuche der folgenden Konsumentengruppen sind von der Verbotssituation geprägt. Es kann in Europa also nur darum gehen, kulturell stabile und damit individuell harmlose Konsummuster *neu* zu erschaffen, nicht zu alten zurück zu kehren.

Im folgenden Abschnitt wird die gesellschaftliche Entwicklung in Europa nachgezeichnet, die dazu führte, dass die erste Generation amerikanischer Genussskonsumenten zu der ersten Generation Junkies wurde.

4.3. Romantische Lebensführung und Kriminalisierung von Kultur

Fest steht, „wo und bevor, von wem auch immer, nichts aufgebaut wurde, kann nichts abgebaut werden“³⁰⁶. Es muss also eine Opiumkultur gegeben haben, die kriminalisiert und dekulturiert wurde, bevor der Junkie und seine ‚demon drug‘ geboren werden konnten. Die einfachste Annahme ist, dass diese Opiumkultur, wie immer sie ausgesehen haben mag, durch negative Verbotswirkung und verfehlte medizinische Deutung und Betreuung zerstört wurde. So wird zum Beispiel aus der Kultur des Opiumrauchens die dekulturierte Variante des Heroin-Blechrauchens. Unter der zusätzlichen Annahme, dass die Knappheit des gefragten Gutes noch härtere Konsumformen provoziert, rückt die Erklärung der Entstehung der Lebensführung eines Fixers in greifbare Nähe.

Doch es gibt fast keinen modernen Opiumgebrauch, der nicht von der medizinischen Kultur der beginnenden Neuzeit ausgeht. Von den Menschen mit

³⁰⁶ Thurn (1986, 382).

iatrogen erworbener Abhängigkeit kommen als Junkies der ersten Stunde nur jene in Frage, die durch das Verbot von ihrer Versorgung abgeschnitten wurden und dann die auf dem Schwarzmarkt verfügbaren Drogen erworben haben. Die Dekulturation ist jedoch hauptsächlich gegenüber dem nicht-medizinischen Wert und Nutzen des Opiatgebrauchs angesiedelt, also als Dekulturation des Genusskonsums zu sehen. Um dieses Phänomen analysieren zu können, muss man sich zunächst die Entstehung moderner Arten der Lebensführung ganz allgemein ansehen.

Die romantische Ethik und das Opium. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der unkontrollierte Opiumgebrauch in England kaum als Problem wahrgenommen. Das änderte sich ab ca. 1830. Zu dieser Zeit gab es die ersten öffentlichen Wahrnehmungen von spezifischen Problemen. Die Einstellung gegenüber dem massenhaften Gebrauch von Opium wandelte sich. Todesfälle, besonders von Kindern, und Streckmittel standen im Zentrum der Debatte. Auch die negativen Bewertungen des Opiumkonsums der Arbeiterschaft durch die oberen Schichten und etwas später durch Marx wurden verstärkt in der Öffentlichkeit vertreten. Teil dieser Debatte war die Problematisierung des Opiumkonsums zu Genusszwecken, damals als ‚stimulating‘ bezeichnet. Es gab also eine erste Gruppe von nicht-medizinischen Konsumenten im England des anfangenden 19. Jahrhunderts. Ein Beispiel für die Bedeutung dieser Debatte findet sich im Disput zwischen De Quincey und Coleridge. Ersterer wirft letzterem vor, er habe auch zur Stimulierung konsumiert, was Coleridge selbst immer verneint hatte.

Aber dennoch dachte niemand daran, das Opium zu verbieten. Es gab die geäußerten Ängste und die dazugehörigen Moralisierungen der oberen Schichten gegen den stimulierenden Konsum der Arbeiterschaft und der Orientalen bzw. Inder sowie die Benennung der realen Probleme der Streckmittel und Todesfälle. Dennoch wurden nur ‚Feinabstimmungen‘ an der medizinischen Professionalität und der Distribution von Medikamenten vorgenommen. In der Folge nahm der Konsum wieder ab und besonders die spezifischen Probleme der hohen Mortalitätsraten und Gefährdungen durch Streckmittel gingen ebenfalls wieder zurück.

Entstehung des modernen Genusskonsums. Weshalb aber tauchten die ersten Genießer auf, deren Handlungsmotiv nicht im medizinischen Konsum lag? In Erweiterung, oder besser, in Verlängerung der Thesen Webers über die Entstehung des Kapitalismus³⁰⁷ hat Colin Campbell die Entstehung der modernen Konsumentenlebensführung erklärt. Fest steht, die erste Konsumentengesellschaft bestand ab etwa 1800 in England, die gängigen historischen und theoretischen Erklärungsmodelle hält Campbell jedoch für nicht ausgereift³⁰⁸. Er wählt einen Erklärungsweg über den historischen Wandel des Hedonismus von einer traditionellen zu einer modernen Form³⁰⁹. Diese spezifiziert er über zwei Kriterien der Individualität: Autonomie und Imagination³¹⁰. Zu letzterer zählt er ganz besonders das Fantasieren und das Tagträumen, zwei Eigenschaften des Seelenhaushaltes, die der Opiumrausch ganz besonders stimuliert.

„Fantasy usually implies the exercise of imagination in ways unrestricted by reality, and may thus involve such impossibilities as being invisible (...); hence although the imagined scenario will unfold according to its own internal ‘logic’, it will not be constraint by those factors which limit the possibilities of ordinary life. In contrast to this, a day-dream can be defined as the imaginative elaboration, in a pleasurable direction, of a forthcoming or anticipated, real event, and, as consequence, requires that incidents should be kept within the bounds of the possible (even if highly improbable).“³¹¹

Opium (und Haschisch) stimulieren auf genau diese Weisen, die Fantasie wird von Gelpke mehrfach ganz klar benannt:

„Opium macht still und sanft. Es inspiriert und beflügelt die Phantasie (...).“³¹²

Zu jeder klar bestimmbareren Lebensführung gehört in aller Regel eine ihr zu Grunde liegende Ethik. Daher belässt Campbell es nicht bei der Erklärung des Konsumismus, sondern fügt in einem zweiten Teil eine Analyse der romantischen

³⁰⁷ Vgl. Campbell (1990, 9ff.); vgl. auch Slater (1997), der eine detaillierte Analyse der Bedeutung der Konsumentenkultur in der Moderne erarbeitet hat und darin auch kurz Bezug auf die romantische Lebensführung nimmt (1997, 95ff.).

³⁰⁸ Vgl. Campbell (1990, 35ff.)

³⁰⁹ Vgl. Campbell (1990, 58ff.)

³¹⁰ Vgl. Campbell (1990, 77ff.)

³¹¹ Campbell (1990, 83)

³¹² Gelpke (1995, 42); Sprache und Fantasie, wobei Haschisch und Opium als Medium dienen (1995, 86); Fantasie und „Wachtraum“ in Kombination (1995, 90); Wachtraum für Haschisch und Opium ähnlich wie bei Campbell definiert (1995, 95f.); Hanf und erotische Fantasie (1995, 96). Vgl. auch Selling (1989, 279)

Ethik hinzu. Die Grundlage für den Prozess der Herausbildung einer Konsumentenlebensführung ist demnach die Ethik der Romantik.

Der Rausch selbst bietet die Möglichkeit des Erlebens der Ethik (des Erschaffens durch Erleben). Gleichzeitig ist das Opium eines der Handelsgüter für den modernen Markt und bietet damit die Möglichkeit des Erwerbens der Ethik (des Erschaffens durch Erwerben). Vereinfacht gesagt und an den historischen Begebenheiten festgemacht: Hier verbinden sich die kapitalistischen Handelspraktiken mit Opiumprodukten (Patentmedizinen und Fernhandel) mit den gelebten Inhalten der Opiumliteratur; Coleridge und De Quincey haben die romantische Ethik als Konsumentenlebensführung erlebt und erworben, bevor sie sie in ihren Schriften verewigt haben (auch Campbell verweist auf die Bedeutung der Novelle³¹³). Das Opium ist demnach ein integraler Bestandteil dieses Prozesses. Campbell hebt das nicht direkt hervor, doch man sieht es auch an seiner Beschreibung der Philosophie des Genusses des Romantikers.

„Disillusion, melancholy, and an intense longing for the perfect pleasure that will not die, thus becoming characteristic attitudes of the dedicated romantic pleasure-seeker. (...) The tendency for the Romantic to dabble in ‘vice’, for example, worked to stimulate society’s condemnation, thereby helping to confirm the poet’s conviction of his genius; whilst recognition that pleasure was essentially fleeting acted to increase his sense of frustration with a boring, ugly and fundamentally ‘unpleasant’ world.”³¹⁴

Das Opium entspricht diesem Szenario von individueller Genusssuche und sozialer Provokation. Es scheint fast, als werde die Erklärung Campbells noch gehaltvoller, wenn man die Rolle des Opiums gesondert betrachtet. Unter diesem Blickwinkel mutet es sogar schon fast verwunderlich an, dass Campbell nicht selbst stärker auf diese Erklärungsmöglichkeit zurückgreift.

Der gesellschaftliche Wandel von der protestantischen zur romantischen Ethik lässt sich als Denkfigur fassen. Ausgangspunkt ist ein abgewandeltes Schaubild von Hartmut Esser, dieses wird um einige Thesen zur konsumorientierten Lebensführung erweitert, so dass es als ‚doppeltes Badewannenmodell‘, also als Prozessmodell, erscheint³¹⁵. Dabei liegt eine Grundannahme vor: statt zur

³¹³ Vgl. Campbell (1990, 84f.)

³¹⁴ Campbell (1990, 192).

³¹⁵ Esser (1999, 107).

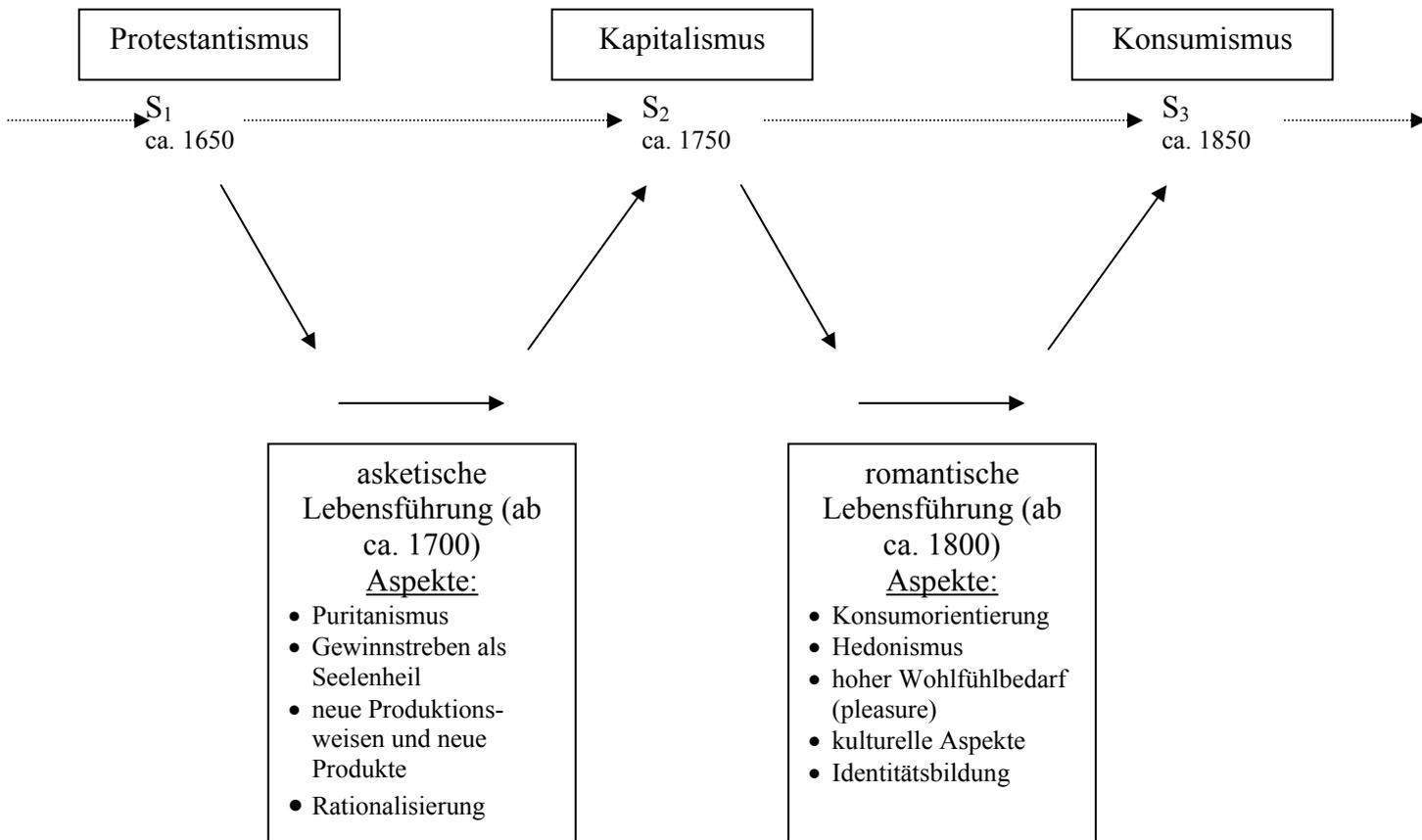
Erklärung der Mikroebene einzelne Akteure und einzelne Handlungen zu modellieren, wird hier ausgehend von der Annahme, dass stets mehrere Akteure mehrere Handlungen vollziehen, der Begriff der Lebensführung als wert- und zweckbezogene Gesamtheit dieser Handlungen verwendet.

Dieses Modell beschreibt den Wandel vom Protestantismus über den Kapitalismus zum Konsumismus. Abgedeckt wird ein Zeitraum von circa 200 Jahren, d.h. der Protestantismus wird idealisiert und auf ca. 1650, der Kapitalismus als Mittelpunkt auf ca. 1750 und die voll ausgeprägte Konsumentenlebensführung auf ca. 1850³¹⁶ datiert. Die ersten Ansätze zum Umschwung zur jeweils nächsten Makrosituation setzen allerdings eher ein und reichen auch über den typisierten Punkt der vollen Ausprägung hinaus, daher sind im Schaubild die Lebensführungen auf der Mikroebene in den Zwischenzeiten angegeben: die asketische hat ihre Hauptphase dann um 1700, die Konsumentenlebensführung um 1800, so wie Campbell vorgibt³¹⁷. Legt man die Situation in den USA zugrunde, dann verschiebt sich die Entwicklung grob geschätzt um einige Jahrzehnte. Unterschiedlich schnelle Entwicklungen sind für städtisches und ländliches Gebiet zu erwarten.

³¹⁶ Vgl. Campbell (1990, 5).

³¹⁷ Vgl. Campbell (1990, 6).

Denkfigur: Historischer Wandel von Lebensführung



Vicious milk. Doch der Opiumkonsum ist anrühlich. Er rückt den Konsumenten aus einer gehobenen Schicht in die Nähe der Laster der Arbeiterschaft und der als unzivilisiert wahrgenommenen Lebensweise der Inder (Orientalen, Chinesen). Angehörige dieser Gruppen wurden generell als Bedrohung für die eigene Lebensweise gesehen, zumeist mit dem Tenor, es könne passieren, man werde wie sie. So gab es z.B. in England eine Debatte, ob die Muttermilch von Hebammen aus armen Verhältnissen oder aus Indien die von ihnen gestillten Kinder über die Milchvergabe gewissermaßen ‚vergiften‘, so dass die Kinder die Laster der Armen aufsaugen:

„The practice [of breastfeeding by poor women] gave rise to nervous anticipation that, as one writer put it, the nurses would ‘with their milk ...

transfuse their Vices, and form in the child such evil habits as will not easily be eradicated.”³¹⁸

Dieselbe Besorgnis gab es in Indien, wo englische Mütter ihre Kinder von indischen Hebammen stillen ließen:

„The anxiety took on a national as well as a class bias in the Indian colonies, where many English mothers resorted to native wet nurses or *ammahs*, but not without a nagging fear that, as one guidebook for colonial wives put it later in the century, ‘milk of ‘native women’ might contaminate an English child’s character.”³¹⁹

Die Angst, über den Kontakt mit Fremden und Armen (das Fremdsein der Armen ist die Distanz, wie Simmel lehrt) selbst so wie diese zu werden, ist groß, fast schon lächerlich groß. Der Opiumgebrauch zur ‚Stimulierung‘, wie man damals sagte, ist einer der deutlich sichtbaren Unterschiede, bei Armen und bei Orientalen. Unter Berücksichtigung der Klassenunterschiede zeigt sich also die Tendenz, dass die Reichen ihre eigenen Genüsse auch durch Konsum anstreben, und sei es auch asketisch und gezügelt. Dafür können sie die entsprechenden Produkte und Dienstleistungen erwerben. Die definitionsmächtige Mittel- und Oberklasse bestimmt in der Folge, was Pleasure und was Vice ist, so dass heute vor dem Hintergrund der kapitalistischen Marktwirtschaft die Formel gilt: No ads, no pleasure. Keine Werbung, kein Genuss³²⁰.

Gleichzeitig werden die Genüsse und dafür notwendigen Produkte (z.B. Opium) und Dienstleistungen (z.B. Prostitution) der Armen in irgendeiner Form als abweichend definiert. Dabei gilt:

„Alle Abwertungen des Genußes beziehen sich nicht auf den Rausch selbst, sondern allenfalls auf den sozialen Status der Konsumenten.“³²¹

Das wird besonders deutlich im Umgang mit Opiatkranken, die gleichzeitig Angehörige der eigentlich definitionsmächtigen Gesellschaftsgruppen sind. Diese

³¹⁸ Milligan (2003, 33f.).

³¹⁹ Milligan (2003, 34).

³²⁰ Man sieht das daran, wie die amerikanischen Schnapshersteller zum Beginn des 20. Jahrhunderts ihre Produkte durch Werbung als pleasurable undefiniert haben, damit sie weiter (bzw. wieder) verkaufen konnten (O’Malley & Valverde 2004). Man sieht dies heute daran, wie sehr die Zigarettenindustrie um ihre Werbemöglichkeiten kämpft und uns über diese Werbung die Zigarette als Genuss-, Action- oder Spaßprodukt anpreist.

³²¹ Legnaro (1991, 23).

haben bessere Möglichkeiten, ihren Konsum zu verstecken, ein geringes Verhaftungsrisiko, bessere Kontakte zu Ärzten und werden von Gesetzesvertretern und Therapeuten anders behandelt³²². So wurden z.B. Namen anonymisiert und nicht nach sexuellen Präferenzen und Ähnlichem gefragt. Für das Verständnis der Dekulturation ist demnach ungemein wichtig, dass die oberen Schichten die Kultur der unteren ganz generell für verwerflich halten. Das gilt auch für die USA.

USA. Die von Campbell diagnostizierte konsumorientierte Lebensführung wird in den USA eher mehr als weniger relevant. Unter Berücksichtigung des historischen Ablaufs zeigt sich auch hier ein Wandel weg von der protestantischen Ethik und hin zu einer eigenen Form der romantischen Ethik. Dies scheint noch stärker durch das Angebot an Gütern bedingt:

„Auf dem Gebiet seiner höchsten Entfesselung, in den Vereinigten Staaten, neigt das seines religiös-ethischen Sinnes entkleidete Erwerbsstreben heute dazu, sich mit rein agonalen Leidenschaften zu assoziieren, die ihm nicht selten geradezu den Charakter des Sports aufprägen.“³²³

Der Sieger des sportlichen Wettkampfes hat am meisten Produkte bzw. Dienstleistungen verkauft. Damit wird die Erwartung an asketische Lebensführung nicht gerade unterstützt. Im Gegenteil, eine Entwicklung zeichnet sich ab, welche die Art der Lebensführung ändert. Wer den Kapitalismus als Sport betreibt, der braucht die genussbezogene, hedonistische Lebensführung des modernen Konsumenten, sonst findet er keine Abnehmer für seine Ware oder Dienstleistung.

Spätestens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts herrscht in den Großstädten jener Konsumismus, mit welchem die romantische Lebensführung einhergeht. Man sieht es z.B. an der unverzüglichen und tief greifenden Rezeption von De Quincey's Confessions. Damit beginnt dann auch die Debatte um den gesellschaftlichen Stand des Opiatkonsums.

Eine ganz ähnliche Gruppe Opiumkonsumenten wie die englischen Arbeiter findet sich in den USA des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

³²² Acker (2006, 113ff.); Courtwright (1982, 3).

³²³ Weber (1920, RI 204).

Doch zunächst versteckt sich diese Gruppe in der größeren Gruppe der durch ärztliche Verschreibung abhängig gewordenen Personen. Courtwright meint nachweisen zu können, dass die Verschiebung vom ‚Christabel-Typ‘ zum ‚Underground-Typ‘, also von der Lady mit iatrogen erworbener Abhängigkeit zum männlichen Genusskonsumenten, schon vor der Einführung des Harrison Acts 1914 und dem 1919 folgenden, aus dem Act abgeleiteten, Maintenance-Verbot auftrat. Damit nimmt er Bezug auf die Aussagen mancher Forscher, welche die deutlich wahrnehmbare Verschlechterung der Lebenssituation von Opiatkonsumenten, besonders den Umstieg auf intravenös injiziertes Heroin und seine Folgen, den neuen Gesetzen anlassten.

„I nevertheless remain unconvinced that the antimaintenance interpretation of the Harrison Act was primarily responsible for the transformation of the American addict. The key events occurred not from 1914 to 1924, but from 1895 to 1914.“³²⁴

Beide Seiten liegen richtig. Courtwright liegt richtig, denn die demographischen Verschiebung ist eine Folge des Kulturwandels und der Ökonomisierung in modernen Gesellschaften: Heroin ist fortschrittlicher und rationaler in der Produktion, Handel und Anwendung und passt daher besser zur Konsumentenlebensführung. Genau daran knüpft ja auch die in der Einleitung genannte Annahme, dass Kultur erst kriminalisiert werden kann, wenn sie entstanden ist.

Die prominenten und versierten Kritiker des Verbots liegen dennoch richtig. Besonders die Aussage, dass das Verbot einen gefährlichen Schwarzmarkt erzeugt³²⁵ und zu härteren Konsumformen mit Drogen von schlechterer Qualität³²⁶ ist ohne Abstriche zu bejahen. Der Fehler liegt eher darin, dass sie die demographische Veränderung nicht gesehen oder falsch gedeutet haben. Dieses Nichterkennen ergibt sich aus dem Schnittfeld medizinischer und politischer Umstände, oder anders gesagt: aus dem Übersehen der kulturellen Entstehungszusammenhänge des analysierten Phänomens und der eigenen Arbeit zu diesem. Das erkennt man besonders daran, dass die Autoren selbst einen strikt medizinischen Standpunkt vertreten, welcher zugleich politische Implikation

³²⁴ Courtwright (1982, 2).

³²⁵ Terry und Pellens (1970, 86ff.)

³²⁶ Brecher (1972, 47).

beinhaltet und von welchem kultur- und kriminalsoziologische Sichtweisen obsolet bleiben. Das gilt z.B. für die Beschreibung der heute noch gängige Fehlvorstellungen des böswilligen ‚Anfixens‘³²⁷.

Die Entstehung des mehr als umfangreichen Standardwerkes von Terry und Pellens geht zurück auf die Untersuchungen des US-amerikanischen Bureau of Social Hygiene. Eigentlich eher an der gesellschaftlichen Implementierung der kriminalisierenden Sichtweise beteiligt³²⁸, engagierte das Bureau Charles Terry, der die medizinische Seite vertrat.

„To oversee its work, the bureau hired Dr. Charles E. Terry, who had come to regard drug addiction as a public health problem in Jacksonville, Florida, where as city health officer he had opened the first clinic to register addicts and to provide them with maintenance doses of morphine. As executive officer of the Committee on Drug Addictions, Terry conducted surveys of medicinal opiate use in U.S. cities and compiled information on all aspects of drug addiction. His findings were published in 1928 in a volume entitled *The Opium Problem*.“³²⁹

Terry und Pellens eigene Position innerhalb der Gesamtdebatte ist klar bestimmbar:

„This work [*The Opium Problem*] clearly framed addiction as a disease and argued forcefully that implementation of the Harrison Act, and especially the ban on maintenance and the closing of the municipal clinics, had worsened the plight of addicts.“³³⁰

Terry und Pellens haben die Bedeutung des ‚Underground‘ und die Besonderheiten von Heroin mit einbezogen. Zunächst beschreiben sie die Entwicklung, Vermarktung und medizinische Verwendung des Heroins. Der Abschnitt endet mit einer Beschreibung, wie innerhalb der Ärzteschaft die negativen Aspekte der Heroinverwendung bekannt wurden. Dann heißt es:

„At the same time, however, common knowledge of the properties of heroin, as well as its significance as a health and social menace, had spread so rapidly through non-medical channels that the opinion of the medical

³²⁷ Terry und Pellens (1970, 87f.).

³²⁸ Acker (2006, 44).

³²⁹ Acker (2006, 45).

³³⁰ Acker (2006, 51).

profession as to its safety or danger as a therapeutic became a matter of little or no interest.”³³¹

Der Irrtum bezüglich des demographischen Wandels liegt darin, dass die Autoren die Bedeutung iatrogener Abhängigkeit überschätzen und kulturelle Ursachenzusammenhänge bei der Entstehung des neuen Konsumenten-Typus übersehen, nicht aber die negativen Wirkungen des Verbots falsch deuten. Das liegt auch daran, dass die Argumentation aufgrund medizinischer Ansichten über die Möglichkeiten der Dauervergabe an Opiatranke politisch ausgerichtet ist.

„Its importance to the reader depends on the conception held as the actual nature of chronic opium intoxication and the degree to which the field of medicine is involved in the solution of the problem.“³³²

Es wird im weiteren Verlauf des Standardwerkes insgesamt klar, dass Terry und Pellens das Verbot attackieren, weil sie für die Dauervergabe von Opiaten sind. Dieselbe Argumentationslogik folgt viele Jahre später bei Brecher bezüglich der Dauervergabe von Methadon³³³. Solche Argumentationen ergeben sich aus dem Schnittpunkt von Medizin und Politik³³⁴. Dabei haben beide Seiten, die Vertreter des Verbots und die Mediziner, welche gegen das Verbot argumentiert haben, die kulturellen Ursachen des demographischen Wandels konkret abgelehnt (daher ja das Verbot) bzw. nicht erkannt (wie die Fehldeutung bei Terry und Pellens zeigt). Daher bringt es auch nichts, die sozialen Fakten, welche diese kulturellen Zusammenhänge ausdrücken, auf die Debatte zwischen beiden Seiten zu beziehen. Courtwright hat genau diesen Fehler begangen, die von ihm festgestellten demographischen Tatsachen auf diese alte Konfrontation von Politik und Medizin zu beziehen, statt kulturelle Zusammenhänge bei der Entstehung des neuen Konsumententypus zu benennen.

Es folgt zunächst die allgemeine kultur- und kriminalsoziologische Einordnung des nicht-medizinischen Konsums, jener Konsumform, welche weder die Politiker

³³¹ Terry und Pellens (1970, 85).

³³² Terry und Pellens (1970, 88).

³³³ Vgl. Brecher (1972).

³³⁴ Der wissenschaftliche Drogendiskurs ist auch heute noch von Argumentation, die auf der Schnittstelle von Politik und Medizin stehen, geprägt. Dies sieht man nicht zuletzt daran, dass die heutige Politikwissenschaft innerhalb des Drogendiskurses zumeist die Brauchbarkeit von Substitutionsmitteln gegenüber der Unbrauchbarkeit der Prohibition betont, also auf medizinischem Gebiet gegen das Drogenverbot politisiert.

noch die Kritiker erkannt haben. Die Gesetzte haben die demographische Verschiebung also nicht bedingt, sondern entstanden teilweise als Reaktion auf die neuen Konsumenten (nur teilweise, die Zusammenhänge der Verbotsentstehung sind überaus komplex und werden im Verbotskapitel genauer differenziert). Es handelt sich also um den Fall, dass Kultur kriminalisiert wird. Auch in den USA begannen Unterschichtangehörige mit dem Genusskonsum und wegen der sinkenden Häufigkeit iatrogen erworbener Abhängigkeit fällt diese Gruppe ab 1900 stärker auf.

„The net result was that opiate addiction, while declining relative to population, began to assume a new form: it ceased to be concentrated in upper-class and middle-class white females and began to appear more frequently in lower-class urban males, often neophyte members of the underworld. By 1914, the trend was unmistakable.“³³⁵

Von den Chinesen haben manche Amerikaner die Gewohnheit des Opiumrauchens übernommen. Die chinesischen Einwanderer in den USA waren vielen Ressentiments ausgesetzt. Dazu gehörte auch das Verbot von Rauchopium und von Opiumhöhlen, zunächst auf lokaler bzw. regionaler Ebene. Dennoch übernahmen manche der europäisch stämmigen Amerikaner die Sitte. Die Literatur gibt übereinstimmend als Jahr für den ersten belegbaren Rauchopiumkonsum eines nicht aus China eingewanderten Konsumenten das Jahr 1868³³⁶ an. Der Autor Kane schätzt 1881 die Zahl von amerikanischen Rauchern auf 4000, zusätzlich gibt er an, dass etwa zehn Prozent der erwachsenen chinesischen Einwanderer Opium geraucht haben. Die Angaben sind Schätzungen aufgrund der Importstatistiken und der Einwanderungsstatistiken (nur Chinesen)³³⁷.

Es waren also zunächst nur wenige, die das Opiumrauchen übernahmen. Man musste Kontakt zu jemandem haben, der einem zeigen konnte, wie man raucht. Der Vorgang ist überaus komplex.

„Having the necessary articles and opium brought to him by the keeper of the joint, the smoker settles himself comfortably upon his side, takes up a little of the treacle-like opium which is brought to him in a small clam shell, upon a long steel needle, or *yen hanck*, and holding it above the flame of the

³³⁵ Courtwright (1982, 3).

³³⁶ Vgl. Courtwright (1982, 73), vgl. Booth (1996, 195).

³³⁷ Kane (1881b).

lamp, watches it bubble and swell to eight or ten times its original size. In doing so it loses its inky hue, becomes of a bright golden brown color, and gives off a creamy odor, much admired by old smokers. Poor opium does not yield so pleasant an odor, is liable to drop from the needle into the lamp, and rarely gives so handsome a color, the golden brown being streaked here and there with black. This process is known as "cooking" the opium. Having brought it to a proper consistence, the operator, with a rapid, twirling motion of the fingers, rolls the mass, still upon the *yen hanck*, upon the broad surface of the bowl, submitting it occasionally to the flame, catching it now and then upon the edge of the bowl and pulling it out into strings, in order to cook it through more thoroughly. This is called *chying* the mass. Rolling it again upon the bowl until formed into a pea-shaped mass, with the needle as a centre, the needle is forced down into the small hole in the bowl, thus leveling off the bottom of the pea (*chandoo-tschandu*.) Then grasping the stem of the pipe near the bowl in the left hand, the bowl is held across the flame of the lamp to warm it, the bottom of the opium mass being at the same time heated, the needle is thrust into the aperture in the centre of the bowl, and withdrawn with a twisting motion, leaving the opium with a hole in its centre, upon the surface of the bowl. Inclining the body slightly forward, the smoker tips the pipe bowl across the lamp until the opium is just above the flame. Inhaling strongly and steadily, the smoke passes into the lungs of the operator, and is returned through the mouth and nose."³³⁸

Mit der Zeit entwickelten sich die Opiumhöhlen zu sozialen Drehpunkten. Entgegen den gängigen, alltagsweltlichen Vorstellungen waren Opiumhöhlen keine dunklen Löcher für kranke Raucher. Die bildlichen und sprachlichen Darstellungen betäubt Herumliegender sind falsch³³⁹.

„An opium den (or ‚jive‘ or ‚joint‘) was more than a school, however; it was also a meeting place, a sanctuary, and a vagabonds’ inn.“³⁴⁰

Opiumhöhlen waren auch ein Anlaufpunkt für Neuankömmlinge – *marginal men*, würde Park in Modifikation der Annahmen Simmels zum Fremdsein sagen – aus anderen Städten. Hier besteht ein grundlegender Unterschied zu heutigen Konsumenten. Wie weiter unten noch genau erläutert wird, sind diese aus verschiedenen Gründen lokal gebunden.

Ein Grund für die Kommunikativität liegt in der Komplexität des Rauchvorgangs, also der Benutzung der Pfeife. Ein anderer liegt darin, dass die US-

³³⁸ Kane (1881a, Internetquelle).

³³⁹ Vgl. Brook & Wakabayashi (2000, 8f.).

³⁴⁰ Courtwright (1982, 73).

amerikanischen Opiumhöhlen Anlauf- und Treffpunkt für eine bestimmte Gruppe von Menschen waren³⁴¹.

„Sleepers are rarely seen in a “joint”. Parties of two or three will be found grouped about each tray, either listlessly thinking, cooking, and smoking, or chatting quietly and indolently with one another. In some places there is loud talking from group to group, singing, and occasional wine-drinking. This, however, is foreign to the practice, and will heartily disgust a true smoker.“³⁴²

Der Konsum von Rauchopium in einer Opiumhöhle hat also ein gewisses Potenzial, Gemeinschaftsbildung – oder zumindest Geselligkeit – zu unterstützen. Hier liegt einer jener Fälle vor, in welchen die Übereinstimmung bestimmter persönlicher oder sozialer Merkmale die Vergemeinschaftungsbildung unterstützen. Ja sogar Nicht-Übereinstimmungen können durch die Vergemeinschaftung überbrückt werden, etwa beim Kontakt zwischen chinesischen und amerikanischen Rauchern. Es sind wieder die dazu nötigen Grundlagen zu erkennen: Kulturobjekte (die Pfeifen und das Opium), ihre uneingeschränkte Verfügbarkeit und das gesprochene Wort. Die heutigen Fixerstuben simulieren diese Funktion, jedoch unter wesentlich härteren Bedingungen.

Nur selten finden sich Berichte über den Konsum von Rauchopium, die nicht in den sozialen Kontext des ‚Underground‘ und seiner ‚Vices‘ gehören. Santa Louise Anderson hat 1879 einen solchen Bericht literarisch verfasst. Zwei chinesische Köche waren ihr weggelaufen, der eine hatte einen Geist gesehen, der andere den Teufel selbst (dass dieser netterweise den Frühstückstisch gedeckt hatte, hinderte den Koch nicht daran, sich eine neue Bleibe zu suchen). Die Autorin ging also in das Quartier der Chinesen und fand dort eine Opiumpfeife inklusive Rauchware:

„Looking around, before extinguishing my light, I spied an opium pipe. The mystery was explained. No wonder the „debbla” [devil] had been a nocturnal visitor in the apartment.

Beside the lamp was a small thick bottle almost full of the divine papaver juice.

Here was a rare opportunity to try the dream-giving power of the wonderful drug, and no one would be the wiser. Having watched the modus

³⁴¹ Vgl. Courtwright (1982, 72f.).

³⁴² Kane (1881b, Internetquelle).

manipulandi during visits to San Francisco Chinatown, I was at no loss in the preparation.

I moved a little table close to the lounge, and lay down in my long white wrapper, preferring a pillow to the block of wood usually made to serve that purpose by connoisseurs in their symposia. I rolled up a little ball of the waxy narcotic, melting it in the lamp, and working it on the rim of the pipe until it was of the proper consistency. The odor emitted was not unlike that of fresh chocolate caramels. Then I held my pipe in the flame, puffed three or four whiffs of whitish smoke, and the bowl was empty.

Six or eight pipes are required to produce much effect on even a novice. After each one I stopped to take cognizance of my sensations. There was nothing peculiar until I had finished the seventh pipe, when a kind of languor began to creep over my limbs, the striking of the clock above stairs seemed far off, and the noises of the street came as from a partial vacuum.

Then followed a delicious sense of lightness. I seemed made of air, and though my eyes were shut I saw everything with remarkable clearness. Now for DeQuincean dreams of paradise, I thought, as I still rolled and smoked the rapture-giving pellets.

I do not know how long a time passed before the pipe fell from my grasp. I arose slowly from the lounge, up, up, up, with the light, easy motions of a swimmer. (...) It might be said that I had seen the „debbla“, also.”³⁴³

Dieser Bericht ist in zweifacher Hinsicht ungewöhnlich, zum Ersten ist er einer der ganz wenigen Bericht, die nicht mit Opiumhöhlen assoziiert sind, zum Zweiten ist es einer der frühesten schriftlichen Berichte einer Frau. Beide Punkte korrelieren negativ miteinander: in den Opiumhöhlen des ‚Underground‘ waren Frauen fast ausschließlich Prostituierte.

Das Argument der Gefährlichkeit ist auf das Rauchopium, gemessen an den anderen möglichen Arten der Einnahme, noch am wenigsten anwendbar. Das Potenzial, ein zelluläres Toleranzsyndrom auszubilden, ist geringer als bei gegessenem Opium, als bei zusätzlich alkoholhaltigem Laudanum und es ist wesentlich geringer als bei injiziertem Morphinum oder Heroin. Das liegt daran, dass indisches Rauchopium aus einer der schwächsten gezüchteten Schlafmohnsorten gemacht wurde. Während der Herstellung selbst wurde dieses ohnehin schwache Opium noch doppelt abgekocht und in Mohnstroh verpackt, was beides zu einer weiteren Reduzierung des Alkaloidanteils führte.

Zusätzlich ist das Rauchopium als Genussmittel stark kulturell geprägt, was sich in der Pfeife als Objekt, der Komplexität des Rauchvorgangs als Handlung und

³⁴³Santa Louise Anderson (1879, Internetquelle).

der Kommunikativität der Opiumhöhle als sozialem Treffpunkt ausdrückt³⁴⁴. Doch mit den Ressentiments gegen chinesische Einwanderer ab den 1880ern und später dem allgemeinen Einfuhrverbot für Rauchopium (1909) nahm die Zahl der Opiumraucher ab. Das heißt nicht, dass das Verbot wirklich effektiv war, im Gegenteil: Konsumenten stiegen um auf Morphin oder Heroin.

„Recreational use of opiates shifted from the smoking of opium centered in urban Chinatowns to nonmedical consumption of morphine, swallowed or injected subcutaneously (...). When heroin was marketed as a cough remedy, beginning in 1898, its euphoric effects attracted young working-class men from crowded urban neighborhoods seeking amusement. By 1910, heroin sniffing had become a well-established component of a repertoire of drug-use patterns attached to a shifting urban entertainment scene that included dance halls, poolrooms, and vaudeville theater. Sniffers often became injectors, and in the 1920's, intravenous, rather than subcutaneous, injection became increasingly common. As the older cohort of individuals addicted to opiates through medical use died off and fewer new ones replaced them, the most typical opiate addict became a working-class male in young adulthood living in a working-class neighborhood whose amusement venues included a variety of morally suspect choices by the standards of the Protestant middle class: pool halls, bars, brothels, restaurants, theaters, and perhaps a race track.”³⁴⁵

Daher dominierten Morphinkonsumenten und zuletzt besonders Heroinschnupfer und –spritzer. Wenn gespritzt wurde, dann subkutan, doch ein Vorteil des Heroins bestand in der damaligen Gesamtsituation ja gerade darin, dass man es schlucken oder schnupfen kann.

Das Heroin zeichnet sich demnach gegenüber dem Opium durch verschiedene Anwendungsmöglichkeiten aus. Es kann ebenso wie das Rauchopium verdampft werden, zusätzlich aber eignet es sich wesentlich besser zum Essen (Tabletten) oder Schupfen (Pulver, evtl. zerdrückte Tabletten). Außerdem kann es subkutan, intramuskulär und intravenös gespritzt werden. Mit diesen Eigenschaften ist es ein besserer Ersatz für Rauchopium oder Laudanum als Morphinum. Die Methode, Heroin auf einer erhitzten Alufolie zu verdampfen, ist noch recht jung. Sie kann ja nicht älter sein als die massenweise Verbreitung der Alufolie und kommt daher für die damalige Situation nicht in Betracht, obwohl diese Art der Anwendung der direkteste Ersatz für Rauchopium ist.

³⁴⁴ Vgl. Brecher (1972, 46).

³⁴⁵ Acker (2006, 2).

Ein weiterer Unterschied zwischen Morphinum und Heroin, welcher letzteres für die Konsumenten aus dem ‚Underground‘ interessanter machte, ist die Verwendung in der Medizin. Morphinum stammte noch aus der Zeit, als es kaum Medikamente (im heutigen Sinn) gab und daher sehr weit verwendet wurde. Deshalb war es als Auslöser der iatrogenen Abhängigkeit bekannt. Heroin galt zumindest in der ersten Zeit nach Veröffentlichung als sicher, wurde stark beworben und galt als Spezialität. Das machte es interessanter für den Genusskonsum. Zusammen mit dem Kokain wurde es zur Droge der Wahl im ‚Underground‘.

Burroughs äußert sich zu den Unterschieden von Opiumraucher und Heroinkonsument. Zwar hält er fest, dass der Dauerkonsum gleich welches der Opiate stets ein Toleranzsyndrom erzeugt. Dennoch sind die Unterschiede in der Wirkung auf die Lebensführung und das Soziale für Burroughs fassbar. Aus der Sicht eines Fixers ist es schon fast unverschämt, wie aktiv die Opiumraucher sind:

„Einen Heroinsüchtigen kann ich ja noch ertragen, denn der sagt kaum etwas. Der Opium-„Schnorchler“ dagegen ist aktiver; hat schließlich noch ein Zelt und eine Lampe ... und vielleicht sieben, neun oder zehn liegen da drin wie überwinterte Reptilien und halten die Temperatur auf einem Level, der Unterhaltungen gestattet.“³⁴⁶

Das allgemeine Einfuhrverbot für Rauchopium, welches zum Wechsel auf Heroin zwang, war der erste wirkliche Schritt in der Entwicklung zum Typus des Junkies. Interessanterweise ist dieses Verbot nicht aus einer Ablehnungshaltung gegenüber den chinesischen Einwanderern begründet, sondern als diplomatische Gefälligkeit gegenüber China und um die eigene Position bei den anstehenden internationalen Opium-Konferenzen zu stärken. Das Einfuhrverbot trifft zuerst die chinesischen Einwanderer und die einheimischen Opiumraucher.

Die Einführung des Verbots (Harrison Act, 1914) führt dazu, dass sich aus der Gruppe der Morphinisten und Heroinschnupfer die ersten ‚echten‘ Fixer rekrutieren, da wegen geringer Verfügbarkeit kleinere Mengen effektiver angewendet werden müssen. Dafür werden sie gespritzt, je stärker der Drang zur Effektivität, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass intravenös gespritzt wird.

³⁴⁶ Burroughs (1978, 550)

Ab 1919 dann entfällt auch noch die Möglichkeit, kleine Mengen von einem Arzt zu erhalten. Das Maintenance-Verbot wird aus einem Gerichtsurteil abgeleitet. Damit ist die letzte Chance, nicht am Schwarzmarkt teilnehmen zu müssen, verbaut. Stattdessen dominieren zwei Möglichkeiten für die Konsumenten. Sie landen in Gefängnissen oder in einer der zwei Kliniken, die noch Opiatranke betreuen dürfen. Aus den dort erhobenen Materialien leitet sich das erste Menschenbild des modernen Fixers ab. Es gibt demnach eine erste ‚Kohorte‘ von Junkies, zu genannter Zeit und besagtem Ort. Wichtig ist, dass dafür die Fremddefinition der Psychiater ausschlaggebend ist³⁴⁷.

Die Verfestigung dieser Fremddefinition als gängiges Menschenbild in der allgemeinen Bevölkerung hatte fatale Folgen. Dabei steht hinter der Lebensführung der Konsumenten die romantische Ethik inklusive der von Campbell kaum genannten Hauptkomponente Opium, hier im US-amerikanischen Unterlassenstil. Daher ist nur logisch, dass die von Courtwright beschriebene demographische Verschiebung vom ‚Christabel-Typ‘ zum ‚Underground-Typ‘ vor den Gesetzen auftrat. Die Gesetze haben die Verschiebung nicht bedingt, sie haben die bereits bestehende und sich entwickelnde Kultur zum Negativen verändert. Die beginnende Genussskultur wurde im Ansatz erstickt, die Vorkommnisse sind ein deutliches Beispiel für die einfürend genannte Tatsache, dass die Kulturinhalte zeitlich vor den Kriminalitätsdefinitionen entstehen. In solchen Fällen ist Kriminalisierung zuallererst Dekulturation. Aus dem ‚Underground-Typ‘ wurde der ‚Junkie-Typ‘.

Neben eine jahrtausende alte, auch heute noch fortgeführte, medizinische Enkulturation des Opiumgebrauchs tritt die Dekulturation des beginnenden Genusskonsums. Die Lebensführung der nicht-medizinischen Konsumenten der Arbeiterklasse entspricht zwar den neuen, vom Kapitalismus selbst provozierten Konsummustern, aber eben nicht aus Sicht der meinungsbildenden protestantischen Mittelschichten. Die Vergnügungen der Arbeiter wurden von den oberen Schichten als moralisch verwerfliche Laster angesehen. Das trifft besonders auf Prostitution und Opium- bzw. Heroingebrauch zu. Während heute in den USA die meisten dieser ‚Laster‘ gesellschaftlich akzeptiert sind – selbst das Glücksspiel ist an einigen Orten, die sich sogar zu echten Tourismusmetropolen

³⁴⁷ Man bedenke das Thomas-Theorem nach W. I. & D. S. Thomas (1928, 572) und als Anwendung davon das Konzept der Self-fulfilling-prophecy nach R. K. Merton (1975, 475ff.).

entwickelt haben, möglich – bleiben Prostitution und Drogengebrauch auch weiterhin verboten. Damit bleiben auch die Junkies und Straßenprostituierten als Menschentypen mit bestimmter Lebensführung und bestimmten sozialen Situationen und Lagen erhalten³⁴⁸. Dazu gehören bei den Heroinkonsumenten: Teilnahme am Schwarzmarkt, Beschaffungskriminalität, Verhaftung und Gefängnis, Armut und Obdachlosigkeit, gefährliche Streckmittel in den konsumierten Drogen und Infektionen mit HIV und Hepatitis und andere Krankheitsrisiken, oft bedingt durch schmutzige/stumpfe Spritzen.

*Under the bridge downtown
Is where I drew some blood
Under the bridge downtown
I could not get enough
Under the bridge downtown
Forgot about my love
Under the bridge downtown
I gave my life away*

Under the Bridge
The Red Hot Chilli Peppers

Bourgeois³⁴⁹ hat diese Welt unter den Brücken und in den Abrisshäusern Nordamerikas mit sozialanthropologischen Feldstudien erforscht. Für eine seiner Studien hat er eine ‚Shooting Galery‘³⁵⁰ besucht. Er hat eine ganze Nacht dort verbracht und die Konsumenten beim Konsum von Heroin-Kokain-Mischungen direkt im Feld beobachtet. Die Beschreibung gibt ein lebhaftes – eigentlich geht es eher um Sterben bzw. Überleben – Bild davon, wie sich die aufgezählten Aspekte zu einem Ganzen vereinen. Dieses wiederum führt Bourgeois auf die Machtverhältnisse der US-amerikanischen Gesellschaft zurück und wie diese die ‚culture of poverty‘³⁵¹, zu welcher auch die Crackhäuser und Shooting Galeries gehören, bedingen. Besonders hält er fest, dass die Marginalisierung Schwarzer nicht Gewalt gegen Weiße erzeugt, sondern innerhalb der verarmten dunkelhäutigen Großstadtbevölkerung.

³⁴⁸ Eine allgemeine Geschichte der verschiedenen Laster hat Burnham (1993) vorgelegt.

³⁴⁹ Vgl. Bourgeois (1998), vgl. auch Bourgeois, Lettiere & Quesada (1997).

³⁵⁰ Der Begriff geht auf Burroughs zurück, vgl. Booth (1996, 205). Die Galerie wurde auch ‚Bunker‘ genannt, da es sich um einen fast fensterlosen Raum – die Umkleide eines ehemaligen CVJM-Heims – handelte, vgl. Weissner (1994, 84ff.)

³⁵¹ Vgl. Bourgeois (1998, 62).

4.4. Intersubjektive Dekulturation: Wertideen und Opiumgebrauch

Die Sache mit dem Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Nach dem oben stehenden Blick auf die allgemeinen und historischen Grundlagen der Dekulturation des Opiumgebrauchs beschreibt dieser Abschnitt die besonderen Grundlagen der Dekulturation, wie sie sich äußert, wenn zwei Menschen mit verschiedenen Wertideen aufeinander treffen.

„Eine kognitiv isolierbare Idee muss aber auch spezifische Adressaten haben, an denen die Wirksamkeit des Geltungsanspruches der Idee gemessen werden kann. Der Zusammenhang zwischen einer Idee und einer Trägergruppe muss hinreichend stark sein. Im Falle des Beispiels von Weber ergibt sich dies einerseits aus der existentiellen Verankerung der Idee durch ihre Internalisierung und ihre Sanktionierung durch die Gläubigen selbst. Beides, Sozialisation und Sanktionierung der Idee, erfolgt in diesem Fall durch die gleiche Trägergruppe, die Gläubigen. Daraus ergibt sich die soziale Isolierung des Gültigkeitsanspruches der Idee.“³⁵²

Hier zählt, dass eine der zwei Wertideen genau genommen eine Unwertidee gegenüber der Wertidee des anderen ist. Die Sanktionierung reicht über die Teilnehmerschaft der Gruppe mit der Unwertidee hinaus und trifft die Mitglieder einer Gruppe, deren Wertidee unabhängig und zeitlich vorgelagert entstand, jedoch durch die Wirkung der Ablehnung ihre Ausprägung in der Kulturform geändert. Ganz klar lässt sich die Bedeutung des ‚Weichenstellens‘ von machtbeladenen Unwertideen aufzeigen, sind die Entstehungszusammenhänge der Unwertidee konkret gegeben, lassen sich die Wirkungszusammenhänge isolieren: der moderne Typus des kranken und kriminellen Junkies ist das Ergebnis der Drogenpolitik.

Das weitere Mittel zur Erklärung soll hier die autobiographische Erzählung sein, die gleichzeitig inhaltlich auf die Kulturdefinition von Weber abzielt. Abschließend wird eine Denkfigur zur intersubjektiven Dekulturation erstellt.

Manchmal erscheint Kultur gestochen scharf. Sie ist dann ein sinn- und bedeutungsvoller Ausschnitt aus der Wirklichkeit, einer Wirklichkeit, die sonst undefiniert bleiben würde. Auf diese Weise erhält das Wahrgenommene, also der

³⁵² Lepsius (1986, 23).

Ausschnitt, nicht nur eine Realität, sondern auch einen Wert. Dieser erscheint zunächst als Idee eines Wertes und diese Idee weist der Handlung den Weg, jener Handlung, aus welcher ein unaufmerksamer Beobachter die allgemeine Gültigkeit des Wertes schließen könnte.

Ein Beispiel, welches ich selbst erlebt habe. Ich wohnte gerade vier Tage in meiner neuen Ein-Zimmerwohnung in Hamburg Rotherbaum, Rappstraße und ich war dorthin gezogen, um Kriminologie im Aufbaustudium zu studieren. Es war der zweite Tag der ersten Studienwoche und ich verließ das Haus gegen zehn vor zwölf mittags. Der Weg führt nur einige Meter über den Bornplatz, einem kleinen Platz mit einem Springbrunnen in der Mitte, an welchem im Sommer die Spatzen baden und die Kinder toben. Von diesem Platz biegt man in die Bornstraße, von dort geht man kaum mehr als 500m geradeaus, bis man den Allende-Platz erreicht, den Beginn des Campus.

Überquert man den Bornplatz, liegt zur Linken ein Hauseingang mit zurückgesetzter Haustür und einigen Stufen, die zu dieser hinaufführen. Im Vorbeigehen ist dieser Hauseingang so unscheinbar wie schön, so wie jeder Hauseingang eines renovierten Altbaus in Hamburg Rotherbaum. Doch an diesem einen Morgen, dem zweiten Tag des Kriminologiestudiums, gab dieser Hauseingang den Blick frei auf einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit dieser Welt, die ich bis dato nicht gesehen hatte.

Ein Junkie saß dort, die Feuerzeugflamme unter dem Löffel, die Suppe bereits am Kochen, die Spritze zum Aufziehen auf dem Knie bereitliegend, den Arm vorsorglich abgebunden (bzw. den Gurt schon angelegt). Die Kleidung abgewetzt und schmutzig, die Haare fettig und struppig unter einer alten Mütze, so saß er dort. Er sah mich, aber er nahm mich nicht wahr. Das Erkennen, das jeden Menschen jeden anderen Menschen über den Blick in die Augen erkennen lässt (Simmel!), das fehlte. Vielleicht wusste er, dass dieses Erkennen keinen Sinn für ihn haben kann, außer ihn an die Kulturlosigkeit seines Handelns zu erinnern. Die Wertidee, die er in meinen Augen gesehen hätte, wäre sein Blick auf Erkennen eingestellt gewesen, ist jene Unwertidee, die er nicht teilen würde, selbst wenn er wollte, weil sie inkompatibel ist mit allem, das er in dieser Sekunde und diesem speziellen Ausschnitt des Hauseingangs *ist*.

Nur ein kurzer Blick auf diesen einen winzigen Ausschnitt der Welt, nur eine Sekunde im Vorbeigehen reicht, um das symbolische Alltagswissen über den Dämon ‚Heroin‘ und seine Benutzer auf einen Schlag präsent zu machen:

„(...) today, the junkie is a deeply familiar symbol of irredeemable deviance, of a life turned upside down as seeking and taking of drugs overwhelm love, family, and work.“³⁵³

Es ist leicht, eine stetige Schrittbewegung aufrecht zu erhalten, besonders wenn man ein klares Ziel und eine verabredete Ankunftszeit hat. Aber damals war es schwer, nicht stehen zu bleiben, um der Unwertidee einen Ausdruck zu verleihen: „Spinnst du, *das* muss doch hier nicht sein.“ Vielleicht ergänzt durch: „Direkt um die Ecke ist ein *Kindergarten*.“ Oder: „Sieh mal, direkt da drüben, gegenüber von dem Kindergarten, da ist `ne *Drogenberatung*.“ Oder die härtere Version: „Da hinten, direkt hinter Kreuzung, da ist *die Polizei*, die geh ich jetzt holen.“

Die meisten würden wohl aus Angst nicht stehen bleiben, sich gar nicht damit befassen wollen, und wenn doch, dann direkt zur Polizei gehen und dort die Unwertidee zum Ausdruck bringen, damit der, der den belästigenden Ausschnitt aus der Welt erzeugt hat, nicht ungestraft oder wahlweise: nicht unbehandelt, davon kommt und, ganz wichtig, die Kinder im Kindergarten geschützt sind.

Beinahe wäre ich stehen geblieben, um die Unwertidee als Handlung in die Welt zu bringen, weil doch der Unwert eine allgemeine Gültigkeit hat – „*in the name of the general good!*“³⁵⁴ Vielleicht war es der stetige Schritt, der mich einfach weitergehen ließ. Doch die Unwertidee pulsierte weiter, sie verursachte Stress. Jene Art von Stress, bei der man denkt, etwas falsch gemacht zu haben.

Vor der Erkenntnis, dass der Unwert keine allgemeine Gültigkeit besitzt, und dass ein Eingreifen, welcher Art auch immer, dem Junkie nicht geholfen, sondern seine Lage nur verschlimmert hätte – „*if you take away from them a means of madness, they will invent ten thousand more*“³⁵⁵ – und auch, dass es mir gar nicht zugestanden hätte, in seinen Handlungsablauf einzugreifen, steht erst die schwierige Verdrängung der Unwertidee. Sie gibt eine leise Ahnung davon, wie wichtig wenigstens der Versuch der Wertfreiheit für die Erkenntnis des Seins eines Anderen ist, sei es ein Junkie in einem Hauseingang neben einem

³⁵³ Acker (2006, 6).

³⁵⁴ Artaud (1991, 52).

³⁵⁵ Artaud (1991, 50).

Kindergarten, gegenüber einer Drogenberatung und nur zwei Minuten von einer Polizeiwache entfernt. Es war richtig, nicht stehen zu bleiben und vielleicht habe ich damals geahnt, was ich heute erarbeite.

Sein Ausschnitt aus dieser Welt, zu dieser bestimmten Sekunde in jenem bestimmten Hauseingang, das war nicht der Ausschnitt ‚Hauseingang mit Junkie‘, welcher meiner Wahrnehmung zugrunde lag. Schon gar nicht war es mein schemenhafter Auftritt, denn sein Blick *aus* dem Hauseingang beruht auf einer umgekehrten Symmetrie des Ausschnittes, die Welt zieht vorbei an diesem Hauseingang:

*I'm taking a ride with my best friend,
We're flying high, watching the world pass us by
I hope he never lets me down again
Never let me down again
Depeche Mode*

Sein Ausschnitt waren die Spritze, der Löffel, das Feuer, das Heroin im Päckchen, auf dem Löffel, kochend, in der Spritze, in der Ader, im Gehirn. Sein Ausschnitt verengt sich immer weiter, bis auf den Punkt des Umschwungs der körperlichen und psychischen Verfassung. Und dieser Ausschnitt war mit seiner eigenen, positiven Wertidee belegt, es war seine Kultur.

„Wenn irgend etwas, so wissen wir es heute wieder: daß etwas heilig sein kann nicht nur: obwohl es nicht schön ist, sondern: weil und insofern es nicht schön ist, (...) und daß etwas schön sein kann nicht nur: obwohl, sondern: in dem, worin es nicht gut ist, das wissen wir seit Nietzsche wieder, und vorher finden Sie es gestaltet in den »fleurs du mal«, wie Baudelaire seinen Gedichtband nannte, — und eine Alltagsweisheit ist es, daß etwas wahr sein kann, obwohl und indem es nicht schön und nicht heilig und nicht gut ist.“³⁵⁶

Der Hauseingang gibt lediglich die perfekte räumliche Ordnung, um den Rest der Welt wie vor einem Fenster vorbeiziehen lassen zu können. Dass einer durch dieses Fenster zu ihm hineinschauen kann, wird nicht einmal relevant, wenn es geschieht. Es spielt keine Rolle, ob jeder andere dies für kulturlos hält und auch, ob hier etwas ganz und gar nicht schönes betrieben wird.

³⁵⁶ Weber (1922b, 545f.).

Jeglicher Versuch, in dieser Konstellation von Werten die Seite der Unwertidee durchzusetzen, kann nur dazu führen, dass der Ausschnitt, der mein Ausschnitt ist, eben nicht zu seinem Ausschnitt wird, sondern beider Wahrnehmung nur noch schärfer auf den eigenen Wert ausgerichtet. Beim nächsten Aufeinandertreffen klaffen die Werte noch weiter auseinander. Statt in einen Hauseingang wird er an einen noch dunkleren Ort kriechen, statt einer Spritze wird er ein Augentropfenfläschchen nehmen und nur der Himmel ahnt, was er sich reindrückt. Heroin jedenfalls wird man es kaum nennen können³⁵⁷. Es ist „jene Abstiegsspirale, in der soziomorphe Defizite mit idiomorphen Deeskalationen beantwortet werden, die ihrerseits weitere soziale Degressionen nach sich ziehen kann“³⁵⁸. Aus der Sicht des Konsumenten handelt sich der Rückzug also um Deeskalation, er will keine Aufregung auslösen.

Das gesamte Beispiel in einem Satz, nämlich dass

„keine Erkenntnis von Kulturvorgängen anders denkbar ist, als auf der Grundlage der Bedeutung, welche die stets individuell geartete Wirklichkeit des Lebens in bestimmten einzelnen Beziehungen für uns hat. In welchem Sinn und in welchen Beziehungen dies der Fall ist (...) das entscheidet sich nach den Wertideen, unter denen wir die »Kultur« jeweils im einzelnen Falle betrachten. »Kultur« ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens. Sie ist es für den Menschen auch dann, wenn er einer konkreten Kultur als Todfeind sich entgegensetzt (...).“
(Weber 1922b, 180)

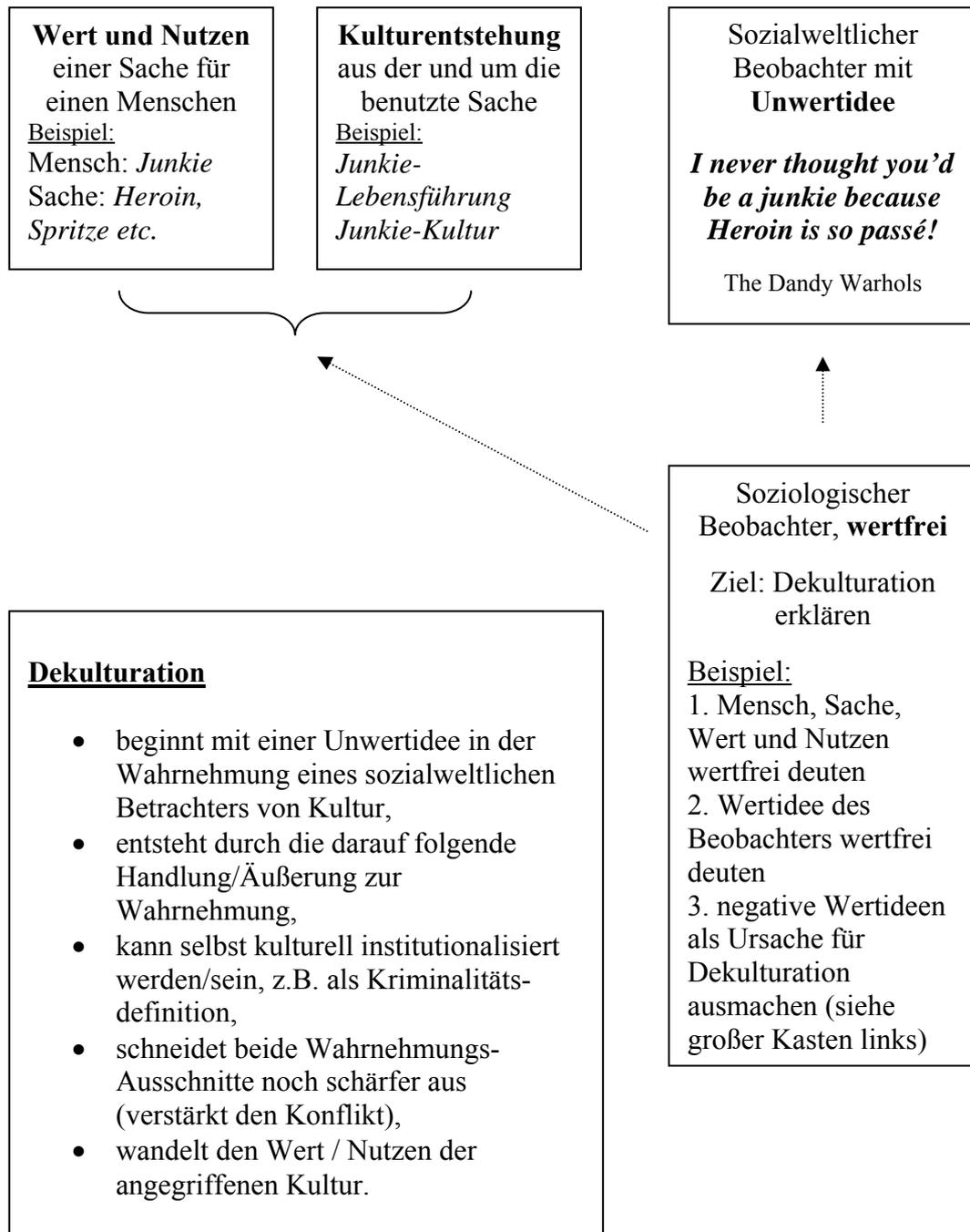
Auch dieses auf Webers Kulturdefinition abzielende, narrativ dargestellte Beispiel lässt sich als Denkfigur darstellen. Hinzu kommen dann wieder die Annahmen über Wert und Nutzen der gebrauchten Drogen und Paraphernalia. Der Gedanke, dass es sich auch bei der schmutzigen, stumpfen Spritze eines Junkies um einen Kulturgegenstand handelt, der aus soziologischer Sicht allein aus seiner Brauchbarkeit die Kulturwerdung in Gang setzt, mag aus alltagsweltlicher Sicht oder auch bei manchem nicht-soziologischen Wissenschaftler auf Unverständnis stoßen, gilt aber dennoch (am Beispiel der orientalischen Wasserpfeife ließe sich leichter argumentieren). Für das Erklären der Dekulturation, also dem sich als Todfeind entgegenstellen, zählt das Verstehen der negativen Wertideen eines

³⁵⁷ Es wird trotzdem diesen Namen behalten. Bei aller Diskrepanz der Werte, den Namen brauchen beide.

³⁵⁸ Thurn (1986, 385).

sozialweltlichen Beobachters. Im Schaubild bleibt die positive Wertidee unberücksichtigt, aus dieser heraus ließe sich die Enkulturation erklären, unter Verbotsbedingung die Subkulturwerdung; doch zugegeben, es war nicht möglich, ein Beispiel für eine positive Wertidee eines unbeteiligten Beobachters auszumachen. Diese sind wohl eher bei den Konsumenten selbst und in deren direktem Umfeld zu suchen. Die zitierte Ablehnung enthält jedenfalls alle zur Analyse nötigen Komponenten: Einen sozialweltlichen Beobachter (*I never thought*), eine wahrgenommene Person (*you'd be a junkie*), dessen Sache (*because heroin*) und eine Abwertung, noch dazu modisch orientiert, mit Blick auf den lifestyle (*is so passé*).

Denkfigur: Intersubjektive Dekulturation



Der funktionale Nutzen und der zugeschriebene Wert einer Sache, in diesem Fall die Kombination von Spritze und Droge, sind dann die Grundlagen, welche die besondere Kulturwerdung ausmachen. Für den einzelnen Teilhaber sind sie der Ausgangspunkt, den Ausschnitt aus der Wirklichkeit als Kultur zu definieren. Für

den Beobachter verhält es sich ebenfalls so. Doch hier kommt die verstärkte Möglichkeit hinzu, dass der Ausschnitt negativ bewertet wird. Eine Unwertidee (negative Wertidee) bezüglich der wahrgenommenen Kultur eines Fremden bildet dann die Grundlage der Handlung und/oder Äußerung, also der „Möglichkeit zu[r] kulturellen Minderungshandlung“³⁵⁹. So entsteht die Dekulturation zwischen zwei Menschen. Nach diesem Erklärungsschema der zwischenmenschlichen Entstehung der Dekulturation lässt sich eine klare Definition erstellen. Grundlage ist die Bezugnahme auf die Handlung eines anderen, also der Begriff der sozialen Beziehung, die entweder schon besteht oder durch die Bezug nehmende Dekulturationshandlung entsteht.

Dekulturation ist die innerhalb einer sozialen Beziehung zum Ausdruck gebrachte Unwertidee gegenüber der Kulturhandlung eines anderen, so dass deren Kulturwert gemindert wird, gleichviel worin der Ausdruck besteht.³⁶⁰

In diesem Sinne ist Dekulturation stark von der Wahrnehmung von Machtchancen geprägt. Die Definition ist eine Kombination der Machtdefinition mit der Kulturdefinition, mit Betonung auf der Möglichkeit des ‚Sich-als-Todfeind-Entgegenstellens‘. Es handelt es sich demnach um ein sinnbezogenes und handlungstheoretisch begründetes Kultur-Macht-Modell. Mit diesem Modell lassen sich die eingangs genannten Probleme bisheriger Kulturansätze in der Kriminologie überwinden.

Der soziologische Beobachter ist zunächst wie der sozialweltliche Beobachter. Er definiert den Ausschnitt über die Wahrnehmung der Kultur anderer Menschen. Aber er hat weder Wertidee noch Unwertidee zu teilen, geschweige denn zu verteidigen³⁶¹ – das ist Teil des Politischen, prägend zwar, aber als Inhalt einer wertfreien soziologischen Analyse ausgeschlossen.

Der soziologische Beobachter soll die Wertidee des Handelnden und ebenso die Unwertidee des alltagsweltlichen Beobachters verstehen. Aus dem Schnittpunkt der Wertidee des Handelnden und der Handlung zur Unwertidee des Beobachters

³⁵⁹ Thurn (1986, 390).

³⁶⁰ „(...) the best way to honour a great man is to imitate and not simply praise him“, sagt Campbell (1990, 11) über Weber, daher hier die enge sprachliche Anlehnung an dessen Wortwahl.

³⁶¹ Dieser Kern der Lehre von der Wertfreiheit ist hinlänglich bekannt, die weiteren Ausführungen finden sich hauptsächlich in ‚Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre‘; vgl. Weber (1922b).

lässt sich die wertfreie Position bestimmen. Aus dieser heraus können die Inhalte jeder gegebenen intersubjektiven Dekulturation als soziales Phänomen bestimmt werden.

Dies ist das Grundprinzip der Dekulturation und ihrer soziologischen Analyse. In der Einleitung wurde es bereits so benannt. Das Beispiel dort war die Haltung der Spanier gegenüber den koka-kauenden Indios. In einer solchen Situation sind mehr als zwei Personen beteiligt. Das Grundprinzip ist also erweiterbar auf Personengruppen. Dann werden Merkmale der Gruppenzugehörigkeit als weiteres Merkmal genutzt, um die eigene Seite der Kulturbewertung zu etablieren. Setzt sich eine Seite durch, mündet dies unweigerlich in eine Art der institutionalisierten Dekulturation. Die Kulturwerdung der unterlegenen Gruppe wird dann kollektiv und geplant den eigenen Wertmaßstäben angepasst und zum eigenen Nutzen modifiziert oder zerstört.

4.5. Institutionalisierte Dekulturation des Drogengebrauchs

„Die Dinge hier haben wie die Bewohner ihre traurige oder fröhliche, freundliche oder schreckliche Physiognomie; vor allem sind die Werke des Menschen nach seinem Ebenbild gemacht, ohne daß er diese Ähnlichkeit gewollt hätte.“
Jules Boissière³⁶²

Der Begriff der ‚Szene‘ impliziert, dass ein konkreter Ort (ein Gebiet) der Schauplatz von Handlungen spezifisch aufeinander abgestellter Akteure ist, die Drogenszene ist dann der „zentrale Treffpunkt von Gebrauchern illegaler Drogen“³⁶³. Im Folgenden wird ein simpler soziologischer Grund für die Entstehung der Drogenszene genannt, dann die soziologische Bedeutung der lokalen Fixierung der Akteure erklärt und letztlich die soziologischen Rollen, welche diese Akteure an jenem Ort spielen. Die theoretischen Grundlagen dieses Abschnittes ergeben sich demnach aus Simmels ‚Soziologie‘ und dem Begriff der sozialen Rolle.

Dabei bleibt von besonderem Interesse, dass nicht nur Junkies die Akteure der Szene sind, sondern auch Polizisten, Helfer, Richter und Ärzte sowie ein mehr

³⁶² Boissière (2005, 193).

³⁶³ Scheerer (1989, 285), vgl. den gesamten Artikel; vgl. auch Hess und Scheerer (1997, 124).

oder weniger unbeteiligtes Publikum, die Komparsen gewissermaßen. Die Einbeziehung dieser Akteure ist unerlässlich, um kriminologisch bedeutsame Aspekte individueller ‚Drogenkarrieren‘ innerhalb der Szene erfassen zu können. Der Karrierebegriff, wie ihn die kritische Kriminologie verwendet, setzt grundsätzlich die Beziehung zwischen Normsetzer und Normbrecher voraus. Mit dem Beziehungsgeflecht einer kriminellen Szene verhält es sich ebenso, neben individuelle Karrieren tritt die Gesamtentwicklung, die Karriere kann man sagen, der Szene. Nur das Gegenüber von Institutionen der Strafverfolgung (bzw. der daran Beteiligten) und denen, auf welche sich die Arbeit der Ersteren bezieht, ergibt das soziale Gebilde ‚Drogenszene‘.

Ferner gibt es, fast wie im echten Theater, eine Requisite: einen Pool an Sachen, aus dem sich neben den ortsgebundenen die objektgebundenen Aspekte der Handlungsschemata der Akteure requirieren. Die Verteilung des Zugriffs auf diese Objekte entspricht dann der Rollenverteilung, d.h. Dealer haben größere Mengen Drogen, eine Waage und Plastikfolie zum Verpacken, Kunden kaufen von diesen Einzelportionen, haben eine Spritze und das sonstige Equipment; Polizisten hingegen haben Funkgeräte, Handschellen, Waffen und streifen grundsätzlich Lederhandschuhe über, wenn sie einen der Vorgenannten verhaften.

Wie entstehen Heroinszenen? Der Grund, warum eine Vielzahl von Junkies die Akteure einer lokal fixierten Szene sind, ist einfach: Junkies wandern nicht. Und wenn doch, dann nur um vor der Polizei (oder einem Gerichtstermin oder einer erzwungenen Behandlung) zu fliehen. Oder vor den Drogen oder sich selbst (letztes kann auch in der Umkehrung erscheinen, dann ist es die Suche nach sich selbst).

Die Junkies der ersten Kohorte waren gleichzeitig die ersten, die räumlich gebunden waren, um an den etablierten Schwarzmarktverbindungen weiter teilhaben zu können:

„At times, James had turned down job opportunities that would have taken him away from his home in New York, where he had established his connections with drug sellers: „You could not go because you don’t have enough stuff to last you and you would be afraid you could not connect and you could not go.“ (...)“³⁶⁴

³⁶⁴ Acker (2006, 15).

Der Gedanke findet weitere empirische Bestätigung in den autobiographischen Texten von Burroughs. Erst ist er Teilnehmer der New Yorker Heroinszene, gewissermaßen als Junkie der zweiten oder vielleicht dritten Kohorte. Er und seine Kumpel bleiben an diesen Ort fixiert. Man bewegt sich nur in eingegrenztem Raum, die weitesten Wege werden beim Taschendiebstahl in der U-Bahn zurückgelegt. Eine Ausnahme bildet der Weg zur Kur nach Lexington.

„Bill Gains setzte sich nach Lexington ab, und ich machte mich mit meinem Wagen und zwei Gramm Junk auf den Weg nach Texas. (...) Vier Tage später, in Cincinnati war der Junk alle und ich konnte nicht mehr weiter. (...) Ich ließ den Wagen in einer Garage und fuhr mit dem Zug nach Lexington.“³⁶⁵

Ein Junkie verlässt den Ort, an den er gebunden ist erst, wenn er flieht. Burroughs floh von der New Yorker Szene aus Angst vor Verhaftung. Über den selbst gewählten, aber doch unfreiwilligen und vor allem erfolglosen Umweg des Krankenhausaufenthalts in Lexington und eine anschließende viermonatige Pause in Texas kam er nach New Orleans. Dort wurde er wieder Akteur der örtlichen Szene und wurde nach einiger Zeit verhaftet. Es gab einen Aufschub der Verhandlung und er entschloss sich, im Rio Grande Valley auf einer Farm abzuwarten. Von dort telefonierte er mit seinem Anwalt, dieser teilte ihm mit, dass der Richter Magenprobleme habe.

*„Ich fragte ihn, wie es mit den Aussichten für einen weiteren Aufschub stehe.
,Ehrlich gesagt, nicht gut. Mit diesem Richter läßt sich nicht reden. Seine Magengeschwüre setzen ihm zu.'
Ich beschloß auf der Stelle, daß Mexiko ein Land war, in dem man es länger aushalten konnte.“³⁶⁶*

Also floh Burroughs weiter, nach Mexiko City, wurde dort wieder Akteur der lokalen Szene und verließ diese schließlich auf der Suche nach Yage Richtung Südamerika. Diese Droge suchte er, um sich selbst zu finden. Doch sie wirkte nicht wie gewünscht, also landete er in Tanger, Marokko. Dort hatte er seine

³⁶⁵ Burroughs (1978, 94).

³⁶⁶ Burroughs (1978, 156).

Phase der schwersten Krankheit. Es ist ein ständiger Wechsel von Flucht und lokaler Gebundenheit, kein Leben auf Wanderschaft um des Wanderns Willen.

Der Begriff des Wanderns ist hier im klassischen soziologischen Sinne, also strikt nach Simmel, gemeint. Nämlich dass

„(...) das Wandern als die Gelöstheit von jedem gegebenen Raumpunkt der begriffliche Gegensatz zu der Fixiertheit an einem solchen ist.“³⁶⁷

Kommen Wandern und künftige Fixiertheit zusammen, entsteht eine weitere Kategorie. Diese fasst das Wandern, welches zur dauerhaften Niederlassung an einem fremden Ort führt: es geht um den Fremden, der heute kommt und morgen bleibt³⁶⁸. In dieser Konstellation liegen die hauptsächlich soziologischen Aspekte des Fremdseins, im Unterschied zur sozialen Distanz etwa.

Doch das ist der Exkurs, Simmels Augenmerk liegt hauptsächlich auf der räumlichen Ordnung ganz allgemein. Die Fixiertheit sozialen Geschehens an einem bestimmten räumlich gegebenen Ort ist einer der von Simmel genannten generellen soziologischen Aspekte, zunächst einmal, ohne dass man dafür die Besonderheiten des Fremden erfassen müsste.

„Ob eine Gruppe oder bestimmte einzelne Elemente ihrer oder wesentliche Gegenstände ihres Interesses völlig fixiert oder dem Raume nach unbestimmbar sind, das muss ersichtlich ihre Struktur beeinflussen, und wie sehr die Verfassungen nomadischer und fest angesiedelter Gruppen in ihren Unterschieden hierdurch bestimmt sind, ist hinreichend oft ausgeführt, um hier nur der Hinweisung darauf zu bedürfen.“³⁶⁹

Ob eine Gruppe sich selbst lokal fixiert, hängt auch von den Regeln ab, welche sie sich selbst gibt. Bei Simmel ist damit zunächst ein Kontinuum möglicher Ausprägungen der örtlichen Fixiertheit von Gruppen gemeint. Gebote oder Verbote regeln dann die Möglichkeiten zur Umsiedelung der Gruppe bzw. ihre Affinität zur Wanderschaft.

³⁶⁷ Simmel (1992, 764).

³⁶⁸ Loycke (Hg.) (1992).

³⁶⁹ Simmel (1992, 705).

„Ob und wie aber die Gruppe ihre einzelnen Mitglieder durch gesetzliche Bestimmung fixiert, das ergibt Erscheinungsreihen von vielen Gliedern, die von der völligen lokalen Bindung zu völliger Freiheit führen.“³⁷⁰

Bei der Drogenszene, zweifelsfrei eine Gruppe von lokal fixierten Akteuren, ergibt sich die Besonderheit, dass sie sich die Regelungen zur Möglichkeit der Aufhebung der örtlichen Fixiertheit nicht selbst gegeben hat. Es sind die Gesetze der ‚Anderen‘, welche die lokale Bindung bedingen. Daher müssen beide Gruppen, die Kontrollierenden und die Kontrollierten als Akteure der Szene angesehen werden, nur daraus speist sich ihre (fehlende) Vitalität, bei gleichzeitiger räumlicher Gebundenheit. Die Orte der Szene werden zum Drehpunkt für die sozialen Beziehungen aller beteiligten Akteure – *„This is the place where all the junkies go, where time gets fast but everything gets slow“*³⁷¹:

„Eine zweite soziologische Bedeutsamkeit der Fixierung im Raum kann man durch den symbolischen Ausdruck des »Drehpunktes« bezeichnen: die räumliche Festgelegtheit eines Interessengegenstandes bewirkt bestimmte Beziehungsformen, die sich um ihn gruppieren. (...) Ihre örtliche Fixierung war nicht wie die eines substanziellen Gegenstandes, den man immer an derselben Stelle wiederfände, sondern wie die eigentlich ideelle eines Drehpunktes, der ein System von Elementen in einer bestimmten Distanz, Wechselwirkung, gegenseitigen Abhängigkeit festhält.“³⁷²

Die Festlegung auf einen einzelnen Interessengegenstand, das Heroin bzw. die Drogen, bewirkt, dass sich die Szene als ein solches ‚System von Elementen‘ um einen räumlich bestimmbar Ort ausbildet. Dabei kommt es nach Simmel darauf an, dass die räumliche Fixierung sich nicht direkt aus der Sache ergibt, wie etwa bei der Gruppierung um einen fest verwurzelten Baum, sondern dass es eben jener Ort sein muss, weil kein anderer Ort die Ausbildung des Systems der Elemente zulässt.

„Die Bedeutung als Drehpunkt soziologischer Beziehung kommt der fixierten Örtlichkeit überall da zu, wo die Berührung oder Vereinigung sonst voneinander unabhängiger Elemente nur an einem bestimmten Platze geschehen kann.“³⁷³

³⁷⁰ Simmel (1992, 705).

³⁷¹ Red Hot Chili Peppers, ‚This is the place‘.

³⁷² Simmel (1992, 706).

³⁷³ Simmel (1992, 708).

Das trifft auch auf die Drogenszene zu. Zwar könnte sich das System theoretisch an einem anderen Ort gruppieren, es würde dort jedoch die gleiche gesellschaftliche Bedeutung erhalten. Anders gesagt: die Szene könnte sich auch auf der anderen Seite des Bahnhofes gruppieren, sie wäre dennoch die Drogenszene, für die diese Gesellschaft eigentlich *keinen* Ort bereithält, so findet die räumliche Fixierung an einem Ort (Gebiet) in der Öffentlichkeit statt. Unter diesem Gesichtspunkt bekommt die Definition von ‚public order crimes‘ eine zynische Konnotation. Eine Gruppe wird aufgrund nicht selbst gewählter Regeln lokal fixiert und gleichzeitig in die Öffentlichkeit gezwungen und dann wird gerade diese erzwungene Öffentlichkeit zur Basis der kriminologischen Begriffsbildung gemacht. Im Übrigen steht der Begriff, so er auf Drogenkonsum angewendet werden soll, vor dem Problem, den nicht-öffentlichen, privaten und zumeist auch kontrollierten Konsum semantisch auszugrenzen, so als ob jede Konsumhandlung die eines Straßenjunkies sei.

Das Bühnenbild bietet also einen eher traurigen Anblick, unabhängig von der Perspektive der Betrachtung. Nicht anders als jener der Protagonisten und Antagonisten dieses düsteren Stückes. Ihre Rollenschemata sind fast durchweg von Konflikten geprägt; von inneren und äußeren, spontanen und ewigen, selbst und fremd erzeugten, aber stets Konflikten, die Stress erzeugen; Inter- wie Intrarollenkonflikten gleichermaßen. Dabei haben die an der Szene teilnehmenden Konsumenten dauernd die Bürde zu tragen, dass die Inhalte ihrer Rollenschemata das gespiegelte, besser: spiegelverkehrte Abbild gängiger Rollenerwartungen zeigen. „The addict has been a potent negative symbol of inverted social roles (...)”³⁷⁴. Auch die Rollen der anderen Teilnehmer der Szene, der Polizisten und Helfer, sind nicht immer konfliktfrei. Nicht jeder Polizist sieht in jedem Drogenkonsumenten einen Kriminellen. Oft wissen sie, dass dem Elend mancher Konsumenten nicht mit Verboten beizukommen ist und ebenso, dass viele Drogen kontrolliert konsumiert werden. Dennoch müssen sie, zumindest wenn sie im Dienst sind, jeden Krümel beschlagnahmen und den Besitz (Anbau, Einfuhr etc.) zur Anzeige bringen. Die sozialarbeiterisch tätigen Helfer haben oft damit zu kämpfen, dass sie nur Ratschläge gemäß den Richtlinien der Träger der

³⁷⁴ Acker (2006, 7).

Hilfseinrichtung geben dürfen, was gerade bei abstinenzorientierter Drogenarbeit die mögliche Variabilität der Hilfe einschränkt.

Kurzes Fazit. Die Institutionalisierung der Dekulturation besteht also nicht einfach nur darin, dass die Zielrichtung der Unwertideen in Gesetze gegossen wird, sondern vielmehr in der Wirkung dieser Gesetze auf die sozialen und kulturellen Formen des Ziels. Das Ziel ‚Drogenkultur‘ wandelt sich nicht nur gegenständlich sondern auch sozialräumlich. Institutionalisierte Dekulturation des Opiumgebrauchs bewirkt die Entstehung ‚offener Drogenszenen‘ als sozialen Drehpunkten. An diesen sind die Konsumenten räumlich gebunden in einer Sozialwelt, welche ihnen weder den effektiven noch einen anderen Raum zugesteht. Die Rollenschemata aller Beteiligten, als Elemente des Drehpunktes gedacht, sind klar vorgegeben, wobei diese Vorgaben die verschiedensten Formen sozialer und kultureller Konflikte prädestinieren können.

Es besteht die dringende Notwendigkeit, den Konsumenten sozialräumlich in die Gesellschaftsstrukturen einzubinden. Die Eröffnung von ‚Fixerstuben‘ ist ein erster Versuch, dieser Notwendigkeit Rechnung zu tragen. In einer legalen oder teillegalen Situation könnte diese Notwendigkeit weiter minimiert werden, weil dann Orte denkbar sind, die nicht nur den Konsum sondern auch den Vertrieb sozialräumlich verifizierbar und damit kontrollierbarer machen.

Am Ende des übernächsten Kapitels (zum Drogenverbot) wird dieser Gedanke wieder relevant, wenn die Frage nach einer kulturell orientierten Fremddefinition des Opiatkonsums gestellt wird; zuvor wird im nächsten Kapitel die Suchthematik aus der Sichtweise des kulturellen Verstehens erläutert.

5. Kultur als Krankheit

5.1. Erster Zugang zum Suchtbegriff

„If heroin wasn't addictive, I'd never need to quit.“
Shelley (26.02.2007)³⁷⁵

Aber wie passt die Sucht – *a long farewell to happiness!*³⁷⁶ – in das Schema der Hauptfunktionen des Drogengebrauchs, der konkurrierenden Wertideen und vorgegebenen Werturteile? Über den Begriff der Lebensführung. Heroinsucht als Lifestyle zu betrachten ist nicht neu, und ganz konkret: Das Lebensführungskonzept bietet die Möglichkeit, die kulturellen Aspekte der Sucht mit den bereits abgehandelten Themenbereichen zu verbinden. Das liegt zuallererst an der zentralen Stellung des Lebensführungsbegriffes für das Verstehen des Konsumismus, zusätzlich taucht ein weiterer Aspekt auf: die Soteriologie – Erlösung durch Selbstvergottung ist ein klassischer Weg, das eigene Leben wertbezogen zu führen.

Daraus ergibt sich auch der Beitrag zur Dekulturation der Opiumkultur auf der medizinischen Seite. Dieser ist dem der Moral und Politik untergeordnet, d.h. er hängt von diesem ab und wirkt nicht so stark. Das liegt zum einen an der Komponente der echten medizinischen Hilfe, die hier gar nicht in Abrede gestellt werden soll, das liegt zum anderen an den Vorgaben aus der Politik, die den Ärzten gegenüber mit teilweise rüden Methoden bis hin zur Gefängnisstrafe auferlegt wurden. Dennoch gibt es einen klar erkennbaren Beitrag zur Dekulturation. Dazu zählen die Definition von Rausch als Krankheit schlechthin³⁷⁷, die unter Umständen zwangsweise durchgesetzte Totalabstinenz als einziges Behandlungsziel, die vermeintlich unabdingbare Notwendigkeit einer psychologischen Betreuung und schließlich die Definitionsmacht gegenüber dem Patienten ganz allgemein. All dies greift in die kulturbezogene Lebensführung des Opiatkonsumenten ein, selbst dann, wenn er kontrollierten Konsum betreibt, sich

³⁷⁵ Shelley (2007); <http://www.junkylife.com/shelley/>

³⁷⁶ De Quincey (2003, 68).

³⁷⁷ Der ICD-10 nach ist der akute Rausch – also wenn ein Drogenkonsument berauscht vor einem Arzt sitzt und letzterer eine Diagnose zu Stellen hat – als Unterspezifikation zu den ‚Krankheiten‘ F10-19 zu diagnostizieren, wobei diese Kodierungen an vierter Stelle durch ein .0 zu kennzeichnen sind; vgl. DIMDI (Hg.) (2006, 307, Internetquelle).

dabei aber erwischen lässt und dieses Programm akzeptieren muss, um nicht ins Gefängnis zu kommen.

Man kann allerdings nicht sofort bei dieser Erklärung einsteigen; das gesamte Feld der Sucht- und Abhängigkeitsverständnisse ist so komplex, dass zunächst der Zugang über die Sprache und weiterführend über die Literatur zur Sucht gewählt wird. Bei den Nachforschungen zur gesellschaftlichen Wahrnehmung der ‚Sucht‘ fällt sofort auf, dass es keine klaren Konzeptionen gibt, sondern dass die Sprache der Schlüssel zu einzelnen Vorstellungswelten, Sinnprovinzen sagt der Konstruktivist, ist. Das Rätsel Sucht ist zunächst einmal ein Worträtsel. Doch das Wort benennt ein Phänomen aus dem Leben der Menschen und es wird deshalb zum Rätsel, weil dieses Phänomen ein Rätsel des menschlichen Lebens ist. Der Zugang zu einem wertfreien Suchtverständnis erfolgt über die Geschichte des Wortes in der modernen Kultur.

„(...) culture is always shaped by language and by languages multiple and various discursivities. And these discursive language formations are particularly with regard to the study of addiction. For, viewed from the discursive perspective, addiction can no longer be treated fully in terms of a concrete substance or system to which the subject is uncontrollably drawn, but rather must also be seen as an aleatory operation akin to that of language production itself.“³⁷⁸

Die Analyse der Werke von Literaten zum Thema Sucht beinhaltet eine weitere Möglichkeit zur Bestimmung der Bedeutung der Sucht in der Moderne. Die medizinische Sucht- und Abhängigkeitsforschung wird vor dem Hintergrund der Kultur und Politik, von welcher sie geprägt war und ist, gedeutet.

„The formalization of the addiction concept and of notions of addictive symptoms does not represent a scientific advance, and instead is better understood as a cultural phenomenon that fulfills functional and symbolic needs.“³⁷⁹

Ein Mittel zur Bestimmung der funktionalen und symbolischen Bedeutung ist die Parallelisierung naturwissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher und literarischer Quellen. Die Literatur nimmt eine Sonderrolle innerhalb der Opiumforschung ein. Das gilt nicht nur für das abgeschlossene Gebiet der Literatur- und

³⁷⁸ Alexander & Roberts (2003, 3f.).

³⁷⁹ Peele (1990, Internetquelle).

Kunstwissenschaften, sondern besonders die medizinische Fachliteratur ist bis heute davon geprägt. Das passt gut zur Hauptargumentation, welche auf das Lebensführungskonzept abzielt und die auch in diesem Kapitel maßgeblich ist, denn die literarischen Quellen beschreiben zumeist Lebensphasen und selbst Erlebtes der Autoren – und sei es durch die verschiedensten literarischen Techniken und inhaltlichen Erfindungen und Auslassungen der Verfasser verzerrt. Erst unter Einbeziehung literarischer Quellen wird das Wirrwar bei der Begriffsbildung nachvollziehbar und erst so wird klar, warum die gängigen Behandlungen lediglich als medizinisch-politische (teils Hand in Hand, teils gegeneinander entstandene) Reaktion auf unliebsame Lebensführungen sind.

So steigert sich der inhaltliche Ablauf dieses Kapitels unweigerlich bis zur Bedeutung des Lebensführungsbegriffes: vom Wort im Wirrwar zur Schrift über das Leben mit diesem Wirrwar zur Behandlung mit diesem Wirrwar – zum Lebensführungskonzept; mit dem die Verwirrungen und Verirrungen *ins Leben gesetzt* und damit die begrifflichen aufgehoben werden. Dekulturation macht krank – ganz physisch, ganz praktisch, nur das Ungesunde kann gelebt werden, während (fast) jede Gesundheitsidee in dem Aufwand verpufft, die dekulturierte Ethik als Grundlage der krankhaften Aspekte der Lebensführung des Junkies am Leben zu erhalten.

Fünf Abschnitte folgen:

- zur Geschichte des Sucht-Wortes (nach dem Wörterbuch der Brüder Grimm; für den internationalen Sprachgebrauch nach Terry und Pellens),
- zum Suchtverständnis nach Fitz Hugh Ludlow (die Beschreibung seines visionären Gebrauches von Cannabis wird mit seinen Schriften zum Opium verglichen),
- zur Algebra der Krankheit Sucht, wie Burroughs sie gelebt und beschrieben hat,
- zu aktuellen Definitionen und Behandlungsmethoden (literarische Darstellungen der Behandlung werden mit gängigen Definitionen und Behandlungsweisen parallelisiert),
- zu Sucht als wertbezogener Lebensführung (hier werden psychologische und soziologische Aspekte diskutiert und die in den vorigen Kapiteln diskutierten Aspekte wieder aufgegriffen).

5.2. Auf der Suche nach dem Sucht-Wort

Es gab im 19. Jahrhundert kein Wort für das neu entdeckte psychologische und soziale Phänomen ‚Sucht‘, das wird ganz deutlich bei von Bibra – „Über den Opiumkatzenjammer, nennen wir die Sache beim rechten Namen (...)“³⁸⁰, heißt es dort noch. Die erste Verwendung in der medizinischen Debatte geht zurück auf Eduard Levinstein, der das Buch ‚Die Morphiumsucht‘ verfasste und auch der erste war, der zum abrupten Entzug riet, nicht aus moralischen, sondern aus medizinischen Gründen³⁸¹.

Die heutige Verwendung des Wortes ‚Sucht‘ ist zumeist selbst Ausdruck einer negativen Wertidee. Solange negative Wertideen bezüglich Rauschmittelgebrauchs nicht realitätsmächtig sind, bedarf das Phänomen ‚Sucht‘ keiner wertenden Bezeichnung mit Krankheitsbezug³⁸². Das bedeutet interessanterweise, dass die lange Verwendungsgeschichte des Wortes Sucht wohl so ziemlich jede heute vorstellbare Krankheitsdefinition kennt, wobei aber nur eine unter vielen, und zwar die jüngste, auf Rauschmittelsucht bezogen ist.

„Insofern ist der in vielerlei Hinsicht unbefriedigende Erkenntnisstand eng verknüpft mit der Tatsache, dass im Suchtbereich eine Begriffsverwirrung herrscht, die ihresgleichen sucht.“³⁸³

Als besonders interessant wird sich ferner der Hinweis auf die außerweltliche, dämonische Begründung der Sucht (als Krankheit) erweisen, denn in negierter Form (als ‚Nicht-Sucht‘) dient es zur Benennung von ‚Gesundheit‘ bzw. ‚gesund sein‘. Bezeichnenderweise erfolgt dann das aktive Negieren der Sucht, das ‚gesund werden/machen‘ bzw. ‚heilen‘ durch Drogengebrauch. Der Grund liegt in der außerweltlichen, dämonischen Begründung von Krankheiten und dem Verständnis des Rausches als etwas ebenso Außerweltlichem – jedoch sakral. Die wohl schönste Beschreibung für diesen Sachverhalt findet sich bei George Crabbe, aufgrund des vergleichsweise jungen Alters seiner Aussage ist diese allerdings auf psychische Krankheiten bezogen, der Insasse einer Irrenanstalt sagt:

³⁸⁰ Von Bibra (1855, 210).

³⁸¹ Vgl. Terry und Pellens (1970, 138f., 431ff., 522ff.).

³⁸² Vgl. Levine (1982a).

³⁸³ Scheerer (1995, 25).

*Come, then, I woo thee, sacred sleep!
 Vain troubles of the world, farewell!
 Spirits of ill! Your distance keep –
 And in dominions dwell,
 Ye, the sad emigrants from hell!
 Watch, dear seraphic beings, round,
 And these black empires repel;
 Safe be my soul, my slumbers sound!*³⁸⁴

Der Eintrag im Wörterbuch der Gebrüder Grimm³⁸⁵: Im Wörterbucheintrag werden als lateinische Synonyme zum deutschen Wort ‚Sucht‘ *morbus, passio und cupiditas* angegeben. Es lassen sich verschiedene Sprach- und Schriftformen ausmachen (*secht, sechte, siochte u.a.*) und diese bedeuten übereinstimmend zunächst ganz allgemein ‚Krankheit‘ (ohne Verletzungen und Verwundungen). Fieber und Pest sind dann die hauptsächlich mit dem Wort bezeichneten Krankheiten, in seltenen Fällen sind auch Erkrankungen von Tieren oder gar Pflanzen gemeint.

Daneben steht die mögliche Grundbedeutung ‚*behutsam*‘ bzw. ‚*etwas in acht nehmen, behüten, bewahren*‘, die Wurzel geht dann zurück auf ‚*seu-, sug-*‘ Verbindungen und verweist auf ‚*bekümmert*‘ im zweifachen Sinn: ‚*traurig, gekränkt, krank*‘ und ‚*besorgt um etwas*‘. Viele weitere Möglichkeiten der Herkunft und Verwandtschaft des Wortes werden angedeutet, der Plural, meist ‚*Suchten*‘, scheint selten zu sein. Die Verwendung des Wortes mit der Hauptbedeutung ‚*Krankheit*‘ tritt im Laufe der Zeit, genauer: zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, gänzlich zurück, d.h. das Wort wird in der Schriftsprache gar nicht mehr verwendet. Mancherorts bleibt es erhalten, auch als Teil *magischer Formeln* wird es dann z.B. verwendet. Insgesamt gewinnen die Synonyme die Oberhand und es kommt auch vor, dass das Wort mit anderen Wörtern (*Plage, Sieche, Krankheit*) gemeinsam und gleichzeitig verwendet wird. Ab dem 19. Jahrhundert wird es nicht mehr verwendet. „*Krankheit, Seuche und Siechtum teilen sich in das Erbe*“.

Wird das Wort ‚Sucht‘ danach noch medizinisch verwendet, liegt eine *archaisierende Sprachgebung* vor. Zuletzt erscheinen Wörter, welche bestimmte

³⁸⁴ George Crabbe, *The World of Dreams* (1970, 90).

³⁸⁵ Zusammenfassung nach: Der Digitale Grimm, Eintrag ‚Sucht‘ (Pyritz 2004 [1936]) und folgende. Siehe auch Scheerer (1995, 9ff.). Vgl. auch Szasz (1974, 19ff.).

Krankheiten oder Krankheitsgruppen bezeichnen, wie ‚*Bleichsucht*‘, ‚*Gelbsucht*‘ und ‚*Schwindsucht*‘. Paracelsus etwa wird nachgesagt, zu seinem medizinischen Können habe auch die Fähigkeit gehört, die ‚*Fallend Sucht*‘ (Epilepsie) zu heilen³⁸⁶, ebenso wie auf seinem Grabstein vermerkt ist, dass er die ‚*Wassersucht*‘ (krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit im Körper) heilen konnte.

Wortdeutungen, welche eine Nähe zu ‚Suchen‘ nahe legen, sind *volksetymologisch verdunkelt*, passen jedoch zum tendenziellen Charakter des heutigen Sprachgebrauchs und auch zum gängigen Bild des drogensuchenden Süchtigen.

Die frühesten Verwendungsformen waren strikt außerweltlich begründet, gewissermaßen als Gegenstück zu den außerweltlich begründeten Heilungsritualen, welche auch Drogengebrauch einbeziehen. Wer krank war, war von Dämonen oder bösen Geistern besessen. In diesen Zusammenhang treten Bedeutungen wie ‚*Fieber*‘ und ‚*Seuche*‘. Das Wort trägt dann den besonderen Charakter der *dämonistischen Grundfarbe*. Da die Krankheiten damals als etwas Fremdes, Bösartiges angesehen wurden, war Sucht (als Krankheit allgemein) von *dämonischen Mächten* bedingt, was sprachlich auch als *voll durchgeführte Verlebendigung* erscheinen kann. Auch als *tiergestaltiger Kobold* kann das Sucht-Wort dann erschienen. Die Personifizierungen sind auch heute noch gängig (im vorangegangenen Abschnitt wurden moderne Beispiele dargestellt). Die zweite Begründung der *dämonistischen Grundfarbe* liegt in der Verwendung als Teil von Flüchen, Verwünschungen und magischen Beschwörungsformeln. Jedenfalls ist es nicht nett, einem anderen eine Krankheit an den Hals zu wünschen.

Ganck, haff de soucht in dynem nacken!

Dann endlich findet sich folgender Eintrag, unter Ziffer I., B., 3) d):

„d) in neuester zeit hat die medizinische fachsprache das wort wiederaufgenommen, um ihm einen früher unbekanntem und offensichtlich aus der bedeutung III abgeleiteten, spezifischen inhalt zu geben: ‚hörigkeit gegenüber rausch- und betäubungsgiften‘ (morphinismus, kokainismus u.s.w.) dies ist die einzige verwendung, in der alleinstehendes sucht als krankheitsname schriftsprachlich heute noch lebt: es handelt sich ... um stark wirkende ... mittel, die zudem die unangenehme eigenschaft haben, bei

³⁸⁶ Vgl. Seefelder (1996, 94), die dortige Abbildung zeigt einen Druck aus dem 16. Jahrhundert mit dem Bild von Paracelsus und verschiedenen Textabschnitten. Besagte Aussage über die ‚Fallend Sucht‘ findet sich in der Mitte links.

länger dauerndem gebrauch, zur gewöhnung und zur sucht führen dt. *zukunft* v. 22.4.1934, s. 18; (*ein arzt sagt:*) ich frage gar nicht nach der dauer der sucht, nach der stärke und der menge des morphins PERKONIG *bergsegen* (1928) 25.³⁸⁷

Die im Zitat genannte Bedeutung III steht sprachlich in Verbindung zu den anderen zusammengesetzten Suchtwörtern (*Gelbsucht, Schwindsucht* etc.) und erscheint zunächst mit inhaltlichen Prägungen bezüglich bestimmter Verhaltensweisen, wie etwa *Herrschaftsucht, Rachsucht oder Tobsucht*. Inhaltlich bezieht sich diese Bedeutung weiter auf Sucht als *krankhaft übersteigerten Trieb*, und steht dann in Zusammenhang mit zwei weiteren Bedeutungen: 1) *geistiger Verwirrung* oder auch dem Verständnis als *geistige Modekrankheit*. 2) als „*sündliche eigenschaft, laster, charakterdefekt, üble Gewohnheit*“, wobei jede graduelle Abstufung von „*geistlicher verdammung bis zu leise tadelnder feststellung*“ gemeint sein kann. Diese Linie führt zu dem Wort *Rauschgiftsucht* und seinen Varianten, z.B. *Rauschmittelsucht*.

Der Unterschied zu den beiden genannten Bedeutungen liegt in der sprachlichen Konnotation. Während diese Formen etwas *Seiendes* bezeichnen, erscheint die neue sprachliche Verwendung als etwas *Bewegendes (als Tendenz)*. Das ist als Entsprechung des aus soziologischer Sicht existentiell-substanziellen Charakters der Lebensführung eines Süchtigen zu sehen, es ist die sprachliche Fassung für das, was die Sucht als Lebensführung von anderen Lebensführungen unterscheidet.

Unter III. A. 2) a) werden aktuelle Gebrauchsweisen genannt. Aktuell heißt 1936, als der Wörterbucheintrag verfasst wurde (auch dies weist auf die zwischenzeitliche Bedeutungslosigkeit des Wortes hin). Die erstgenannte Wortbedeutung:

„*a) ein den ganzen menschen ergreifender und beherrschender trieb, der ihn sein denken und handeln auf die erreichung bestimmter realer wunschziele monomanisch concentrieren lässt; durch dauer, stärke und unersättlichkeit erscheint dieser trieb als krankhafte ausartung des willenlebens und darum als ethisch verwerflich.*“

Deutlich zu sehen ist die Verknüpfung von Trieben mit Denken und Handeln zur Erreichung des Ziels. Die Definition hat einen stark psychologisierenden

³⁸⁷ Der Digitale Grimm, Eintrag ‚Sucht‘, Abschnitt I. B. 3) d).

Charakter. Die direkt mitgelieferte ethische Verortung jedoch verweist auf den Widerspruch zu gängigen, gesellschaftlich anerkannten Lebensführungen. Es handelt sich also um die heute noch typische Vermischung von Psychologisierung in der Begründung des Phänomens mit darauf folgender moralischer Bewertung. Dieses Suchtverständnis ist ein deutlicher Ausdruck ethischer Prägungen von Krankheitsdefinitionen.

Die zweitgenannte Wortbedeutung entspricht genauso sehr dem psychologisierenden Menschenbild der Moderne, nur die Missbilligung ist nicht moralisch, sondern rationalistisch begründet; der Eintrag unter III. A. 2) b):

„b) ein in der menschlichen Natur begründetes, aber krankhaft übersteigertes, stachelndes verlangen nach bestimmten reizen und erlebnissen, das wenn nicht ethisch abgewertet, so doch vom vernunftstandpunkt aus miszbilligt wird.“

Die Betonung liegt demnach wieder auf Reizen und Erlebnissen zur Triebbefriedigung, bewertet wird allerdings nach rationalen Gesichtspunkten, was jedoch ebenso zur Missbilligung führt wie die ethischen Gesichtspunkte der erstgenannten Bedeutung. Beide Bedeutungen sind daher automatisch mit den negativen Wertideen verknüpft, welche ein Neuaufleben des Wortgebrauches in der Moderne bedingt haben.

Im Wörterbuchartikel folgen einige weitere Bedeutungen mit absteigendem Schweregrad in der Suchtdefinition bis hin zum eigenen Eintrag *Süchtelei* für *„kleine Liebhaberei, Steckenpferd“*, also ohne negative Wertung, bzw. für *„kleinliches und lächerliches Streben“*, dann mit negativer (herablassender) Wertung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass:

- das Wort Sucht einen direkten Gegenpart oder sogar die Begründung für die oben ausgemachten Funktionen zwei und drei des Drogengebrauches darstellt; außerweltlich begründete Krankheiten werden mit außerweltlich begründetem Drogenkonsum geheilt, paradoxerweise bezeichnet der Drogenkonsum dann also die Seite der Heilung, nicht der Krankheit,
- das Wort gänzlich in Vergessenheit geraten wäre, wenn nicht soziale Umstände seine Neuverwendung bedingt hätten,

- die sprachliche Umsetzung dieser sozialen Umstände, sei es durch Bezeichnung der Lebensführung oder der Psyche, stets negative Wertideen vermittelt,
- das Verhältnis von Krankheit und Heilung gänzlich umgekehrt wird und das Wort heute nur noch zur Bezeichnung der krankhaften Aspekte des Drogenkonsums selbst verwendet wird, gar zum ultimativen Synonym für diese wird.

Auch heute noch besteht die Tendenz, Sucht als Krankheit zu bezeichnen, dabei sprechen lediglich rein sozialpragmatische Gründe für eine solche Deutung, während „die Unauffindbarkeit biologisch-somatischer Ursachen“ und „die Unnötigkeit einer medizinischen Behandlung jenseits des körperlichen Entzuges“³⁸⁸ deutliche Gegenargumente darstellen. Aus etymologischer Sicht ist das Verständnis von Sucht als Krankheit ohnehin eine Tautologie; doch wohlgermerkt, die Drogen dienen eigentlich zur Heilung der Sucht (also der Krankheit).

Bevor im Folgenden die Ursprünge der internationalen Begriffssuche dargestellt werden, soll ein berühmter Opiumesser zu Wort kommen, der sich mehr oder weniger zufällig auch mit dem historischen Wandel von Wortbedeutungen befasst hat, da er selbst auch Wörterbucheinträge verfasst hat. Wohl kaum jemand außer De Quincey würde Coleridge aus dem Gedächtnis rezitieren:

„Mr. Coleridge says, ‘the best explanation of a word is often that which is suggested by its derivation’ (I give the substance of his words from memory). Others allege that we have nothing to do with the primitive meaning of the word; that the question is – what does it mean now? and they appeal, as the sole authority they acknowledge, to the received –

Usus, penes quem est jus et norma loquendi.

In what degree each party is right, may be judged from this consideration – that no word can ever deviate from its first meaning per saltum: each successive stage of meaning must always have been determined by that which preceded. And on this one law depends the whole philosophy of the case: for it thus appears that the original and primitive sense of the word will contain virtually all which can ever afterwards arise: as in the evolution-theory of generation, the whole series of births is represented as involved in the first parent. Now, if the evolution of successive meanings has gone on rightly, i.e. by simply lapsing through a series of close affinities, there can be no reason for recurring to the primitive meaning of the word: but, if it can be shown that the evolution has been faulty, i.e. that the chain of true

³⁸⁸ Scheerer (1995, 86).

affinities has ever been broken through ignorance, then we have a right to reform the word, and to appeal from the usage ill-instructed to a usage better-instructed.”³⁸⁹

Das Problem besteht darin, dass die heutige Verwendung des deutschen Sucht-Wortes ‚ill-instructed‘ ist. Sie ist nicht aus der ursprünglichen Bedeutung erklärbar, weder in der rationalistischen noch in der moralisierenden Fassung. Doch man kann auch nicht zu diesem Ursprung zurückkehren, da die heutige Fassung eine direkte Umkehrung der Dialektik von ‚gesund‘ und ‚krank‘, von ‚sakral‘ und ‚dämonisch‘ beinhaltet. Die etymologische Herkunft der heutigen Verwendung ist darum nicht auf der Seite der Krankheit zu suchen, sondern in den Anfängen der modernen Zivilisierung des Seelenhaushaltes. Daher die Verbindung zum Wortstamm ‚Herrschaft, Rachsucht, Sehnsucht, etc.‘, denn dieser verweist darauf, dass Menschen beginnen, den Seelenhaushalt anderer nach generalisierten Maßstäben zu bewerten. Das Phänomen, welches mit dem Sucht-Wort benannt wird, ist ein komplett modernes und es ist zunächst einmal ein Wahrnehmungsproblem der Nicht-Süchtigen, die dieses Wort brauchen, um die Sucht und die Süchtigen objektivieren zu können. Es gibt also keinen Weg, aus der historischen oder aktuellen Verwendung eine zu finden, welche ‚better instructed‘ ist. Diese unglückselige etymologische Sackgasse ergibt sich nicht zuletzt aus der wissenschaftlichen und politischen Unfassbarkeit des neuen, modernen Suchtphänomens, wie sich aus der Betrachtung des englisch-internationalen Sprachgebrauches ablesen lässt.

Fernere Suche nach dem Sucht-Wort. Nicht nur die streng etymologische Betrachtung des deutschen Wortes deckt Ungereimtheiten auf, sondern auch die des englischen. ‚Addiction‘ kann nicht wörtlich mit ‚Sucht‘ übersetzt werden. Es heißt eigentlich ‚Ergebenheit‘ und kann mit guten wie mit schlechten Gewohnheiten in Verbindung gebracht werden, in früherer Zeit „häufiger das erstere“³⁹⁰, also den guten Gewohnheiten. Diese Bedeutung fällt durch die heutige Überbetonung von ‚Addiction‘ als Rauschmittelsucht weg bzw. wird umgekehrt³⁹¹.

³⁸⁹ De Quincey (2005, Internetquelle).

³⁹⁰ Szasz (1974, 23).

³⁹¹ Vgl. Szasz (1974, 22ff.).

Dazu kommt die verwirrende Art, wie das Sucht-Phänomen insgesamt sprachlich gehandhabt wird. Man wusste einfach nicht, wie man das neu beobachtete Phänomen nennen sollte. Es überrascht nicht, dass die ersten Begriffe die wahrnehmbaren Verhaltenweisen und nicht die medizinische Begründung benannten; auch nicht, dass sie die äquivalente Situation eines Alkoholikers zum Vorbild nahmen.

Die Feststellung eines begrifflichen Wirrwarrs gilt besonders für den englischen Sprachgebrauch, später auch für die Sprache der internationalen Wissenschaft und Politik. Terry und Pellens haben in ihrer monumentalen Zusammenstellung von Opiumstudien das Gesamtbild so zusammengefasst, dass sich der Wirrwarr der Begriffe einigermaßen nachvollziehen lässt³⁹². Internationale Aspekte werden durch die Verwendung englisch-, deutsch- und französischsprachiger Literatur deutlich. Der Überblick deckt die Jahre 1856 bis 1928 ab, von 1914/15 an taucht das Wort ‚addict‘ bzw. ‚addiction‘ gehäuft auf, dies mag auf internationale Einflüsse zurückgehen.

Das Kapitel ‚General Nature‘ aus ‚The Opium Problem‘ enthält alle Aspekte der hier zusammengefassten Begriffsentwicklung. Die Anfangsphase ist geprägt von einer intensiven Begriffssuche. Das unstillbare Verlangen nach Drogen wurde im 19. Jahrhundert auch mit ‚Hunger‘ bezeichnet³⁹³. Morphiumspritzer können in der englischen Sprache auch als ‚Morphin-Eater‘ bezeichnet werden³⁹⁴ und die Bezeichnung ‚Opium-Eater‘ bezieht sich nicht nur auf den Akt des Essens, sondern auch auf den ganz besonderen Hunger, welcher dazugehören mag. Eine andere Bezeichnung war ‚Opium-Drunkard‘³⁹⁵, also Opiumtrunkenbold. Hier ist besonders deutlich zu sehen, dass Sucht als soziales Phänomen zuerst bei Trinkern wahrgenommen, und dann auf den Opiumkonsum übertragen wurde. Erst die sozialen Umstände bedingen einen neuen Bedarf, das Sucht-Wort zu verwenden, weil sie eine besondere Form der Lebensführung bedingen und damit wahrnehmbar machen. Das führt andernorts (in der Rückschau) zu teilweise skurrilen Sinnkonstruktionen: „(...) *and were addicts without knowing it.*“³⁹⁶ Eine der ältesten Nennungen von ‚addict‘ im Zusammenhang mit Opium findet sich in

³⁹² Terry & Pellens (1970 [1928], 137-165).

³⁹³ Scheerer (1982, 19). Passend dazu spricht Hans Fallada vom ‚Satt‘ sein nach Morphingebrauch. Vgl. Fallada (1997, 5ff.).

³⁹⁴ Vgl. Brecher (1972, 5).

³⁹⁵ Crane (1871).

³⁹⁶ Becker (1970, 342).

einer stark moralisierenden Temperance-Schrift von 1867 und bezieht sich auf den Massenkonsum anderer Völker: „(...) *among peoples addicted to opium*“³⁹⁷. Die Verbreitung des Opiums in orientalischen und asiatischen Ländern wurde häufig zur Argumentation gegen das Opium herangezogen.

Neben diese Bezeichnungen der ersten Generation, wie man sie behelfsweise nennen kann, tritt nicht nur ‚*Morphinism*‘, sondern selten auch ‚*Morphimania*‘³⁹⁸ und besonders häufig ‚*Opium-habit*‘. Zu letztgenanntem gehört auch die personelle Form ‚*habitué*‘. Jeder Begriff hat zusätzlich noch verschiedene, teilweise konkurrierende inhaltliche Bestimmungen.

Der erste von Terry und Pellens vorgestellte Beitrag von 1856 spricht noch von ‚*Opium-Eater*‘ und, im moralisierenden Sinne, von ‚*vice*‘³⁹⁹. Danach scheinen die Wörter ‚*Opium-habit*‘ und ‚*Morphinism*‘ zu dominieren und zu konkurrieren. Die Sichtweisen lassen sich grob in drei Gruppen einteilen:

1. eine stark moralisierende, welche den habit / den Morphinismus (beide Wörter werden benutzt) als abweichende Verhaltensweise oder Charaktereigenschaft deutet. In diesem Zusammenhang fallen auch Begriffe wie ‚*(irresistible, morbid) craving*‘, ‚*(artificial, morbid) appetite*‘⁴⁰⁰ oder, als Bezeichnung eines Lasters, ‚*vice*‘⁴⁰¹. Gelegentlich impliziert diese Sichtweise, der habit könne durch Willensstärke besiegt werden oder dass man nicht von Krankheit sprechen sollte, damit sich der Abweichende nicht hinter der Krankheitsdefinition verstecken könne, also dass er verantwortlich bleibt;
2. eine entgegenstehende rationalistische, physisch orientierte; also etwa, dass Morphinismus eine Krankheit sei ‚*as really as is typhoid fever or pneumonia*‘⁴⁰² und dass Morphinismus kein habit sei, ‚*as habit makes no change in organism*‘⁴⁰³;
3. eine vermischte, welche von psychischen und physischen Ausprägungen des habit ausgeht, dann werden ‚*psychosomatic affections*‘⁴⁰⁴ hervorgehoben oder gesagt: ‚*Morphinism is a disease of the body and the mind*‘⁴⁰⁵.

³⁹⁷ Dies ist die älteste mir bekannte konkret auf Opium bezogene Verwendung des Wortes ‚*addiction*‘, sie stammt aus dem Mai 1867; Calkins (1867, 29).

³⁹⁸ Zum Beispiel bei Jouet 1883, zitiert nach Terry & Pellens (1970, 140). Besonders deutlich bei Bell (1911), vgl. dazu Terry & Pellens (1970, 146).

³⁹⁹ Wood (1856), angegeben nach Terry & Pellens (1970, 137f.).

⁴⁰⁰ Zum Beispiel in der Kurzdarstellung des Beitrages von Calkins (1871), vgl. Terry und Pellens (1970, 138). Auch in der Kurzdarstellung des Beitrages des American Textbook of Applied Therapeutics (1896), hier neben ‚*Morphinism*‘ verwendet, vgl. Terry und Pellens (1970, 141).

⁴⁰¹ Earle (1880), angegeben nach Terry & Pellens (1970, 139).

⁴⁰² Terry und Pellens (1970, 145) über den Beitrag von Case (1910).

⁴⁰³ Terry und Pellens (1970, 143) über den Beitrag von Carter (1908).

⁴⁰⁴ Jennings (1909), nach Terry & Pellens (1970, 143).

⁴⁰⁵ American Textbook of Applied Therapeutics (1896), vgl. Terry und Pellens (1970, 141).

Die Grenzen zwischen den Gruppen sind fließend, alle Begriffe können auf verschiedene Weise verwendet und verstanden werden, ebenso wie sie mit- oder gegeneinander verwendet werden, je nach Autor. Auffällig jedenfalls ist die Unklarheit bei der Bezeichnung des Phänomens. Diese Unklarheit rührt nicht zuletzt daher, dass jeder Autor eine klare Position beziehen will, dafür aber dieselben Begriffe wie alle anderen Autoren auch gebraucht, nur in anderer Zusammenstellung und mit anderer Bedeutung. Die gehäufte Verwendung des Wortes ‚*addict*‘, in den von Terry und Pellens vorgestellten Dokumenten ab 1914 eindeutig festzustellen⁴⁰⁶, ändert daran nicht viel, verschlimmert die unklare Lage sogar noch. ‚*Morphinism*‘ scheint fast komplett von ‚*addiction*‘ verdrängt. Zuerst scheint das Wort ein Ersatz für die moralisierende und psychologisierende Fassung von *habit* zu sein, jetzt in der Form der Bezeichnung einer psychischen Abweichung: ‚*morphine addict*‘, ‚*morphine hunger*‘, ‚*disease with vicuiousness*‘⁴⁰⁷ tauchen nebeneinander auf, letzteres benennt eine teuflische Krankheit. In den folgenden Dokumenten wird ‚*Addiction*‘ neben ‚*narcomaniac*‘⁴⁰⁸ oder ‚*distinct neuroses and psychoses*‘⁴⁰⁹ und weitere psychologisierende Bezeichnungen gestellt. 1920 wird das erste Mal eine konkrete Begründung gegeben, der Konsument ist „*a psychopath who cannot face unassisted painful situations*“⁴¹⁰. In einem Bericht der American Medical Association werden Konsumenten von nicht-medizinischen Opiaten in vier Gruppen geteilt, die ersten drei bezeichnen soziale oder mentale Defizite, erst die vierte benennt ‚*otherwise normal persons*‘ als Konsumenten⁴¹¹. Hier taucht das erste Mal die Meinung auf, dass mit dem Konsumenten und seiner psychisch-sozialen Situation von vornherein etwas falsch sein muss und dass ‚normale‘ Menschen eigentlich keine Narkotika konsumieren.

Die rein physischen Begründungen entfallen dabei nicht, 1919 heißt es z.B. ‚*definite physical disease condition*‘⁴¹². Auffällig ist jedoch, dass jetzt bei den psychischen und den physischen Sichtweisen das Wort ‚*addiction*‘ verwendet

⁴⁰⁶ Zuerst bei Kennedy (1914), bei Terry & Pellens (1970, 147).

⁴⁰⁷ Lambert (1915 – 1921), vgl. Terry & Pellens (1970, 148f.).

⁴⁰⁸ Rubin (1916), bei Terry & Pellens (1970, 149).

⁴⁰⁹ Crothers (1916), bei Terry & Pellens (1970, 150).

⁴¹⁰ Rhein (1920), zitiert nach Terry und Pellens (1970, 156).

⁴¹¹ American Medical Association (1920), bei Terry und Pellens (1970, 156).

⁴¹² Laase (1919), zitiert nach Terry & Pellens (1970, 155).

wird. Dementsprechend behandeln die jüngsten der dargestellten Dokumente hauptsächlich die alte Frage, ob ‚addiction‘ denn nun ein ‚vice‘ (oder eine sonstige moralische oder psychische Abweichung) sei oder eben doch eine ‚disease‘ (oder ein sonstiges rein physisches Phänomen) oder vielleicht doch beides auf einmal. Auch die Frage, ob der ‚addict‘ einen freien Willen habe und daher verantwortlich für sein Handeln und die Folgen sei, bleibt weiter mit dem ohnehin schon unüberschaubaren Komplex verbunden. Die Variationen der Gegenüberstellung sind mannigfaltig und von Autor zu Autor unterschiedlich. Berridge und Edwards fassen andernorts zusammen:

„The strong element of free will and personal responsibility remaining in the disease of the will concept co-existed uneasily with its claimed medical and scientific basis. It was an illogical alliance, too, with the psychological influence within the disease theory, the classification of addiction as, if not a form of insanity, a type of mental disease of some more minor type.“⁴¹³

Es überrascht angesichts dieser verworrenen Lage nicht, dass Terry und Pellens auf eine Kurzzusammenfassung am Ende des Kapitels verzichten und aufgrund der dominierenden Gegenüberstellung psychisch vs. physisch direkt zu der Darstellung von psychischen und somatischen Auffälligkeiten der Dauerkonsumenten übergehen. Zusätzlich werden erste Anzeichen der negativen Verbotswirkung und Kriminalisierung sichtbar, ebenso wie die Psychologisierungen und Moralisierungen stärker werden, sich z.B. auf Personengruppen beziehen. Zusammenfassend kann über die Versuche zur Begriffsfindung in Englisch gesagt werden, dass

- begrifflich ein pures Definitionschaos herrscht,
- in der Anfangszeit relativ unspezifisch von ‚Opium-Eater‘ und ‚Opium-Drunkard‘ gesprochen wird,
- das Wahrgenommene als abweichendes Verhalten, als schlechter und unmoralischer ‚habit‘ oder ‚vice‘ definiert wird,
- mit Sensibilisierung für die medizinische Komponente des Phänomens das Wort ‚morphinism‘ hervortritt und meistens gegensätzlich zu ‚habit‘ verwendet wird,
- kurz nach der Einführung des Harrison Narcotics Act (1) von ‚addiction‘ gesprochen wird, (2) darin sowohl psychologisierende als auch gegensätzliche physische Aspekte enthalten sind, (3) so dass schließlich fast nur noch über diese Frage diskutiert wird, mit der

⁴¹³ Berridge & Edwards (1987, 156).

- Tendenz physische und psychische Defizite gleichzeitig zu definieren,
- in der Endphase des abgedeckten Zeitraumes auch Fragen der Kriminalisierung deutlich werden.

Eine Sammlung der Texte von Fitz Hugh Ludlow aus der Anfangszeit der Begriffssuche und die Schriften von Burroughs aus der Zeit kurz nach der zweiten Phase veranschaulichen, wie Konsumenten, die gleichzeitig Literaten sind, von der Orientierungslosigkeit der Begriffssuche geprägt sind und diese auch selbst geprägt haben. Die Begriffe der ersten Generation finden sich fast ausnahmslos in den Texten von Ludlow, ebenso wie die später alles dominierende Frage nach der physischen und / oder psychischen Determiniertheit und in denen die Probleme der Behandlung auch schon enthalten sind. Gleiches gilt für Burroughs, selbst das alte Wort ‚habit‘ erscheint noch. Es taucht in der Fassung ‚to kick the habit‘ auf (in der deutschen Version etwas irreführend als ‚eine Sucht kicken‘ übersetzt). Beide gelten als begnadete Schreiber, doch die am eigenen Leib erfahrene Dekulturation wird in den Schriften von Burroughs in schroffer, teils obszöner Sprache gefasst, ein Merkmal, welches den Schriften von Ludlow gänzlich fehlt. So gibt die Hintereinanderstellung der Schriften einen ersten deutlichen Hinweis, dass sich die Situation der Konsumenten nach der Institutionalisierung des Verbots immens verschlechtert hat, während aus medizinischer Sicht weiterhin begriffliches Chaos herrscht. Das gilt bis heute.

5.3. Der Pythagoräer und die Sucht

Fitz Hugh Ludlow – der selbsternannte *Pythagoräer* – liebte die Drogen, er plünderte regelmäßig die Apotheke eines Freundes. Das Haschisch jedoch war seine Passion. In einer seiner Visionen, man kann von Visionen sprechen, da er sehr starke Hanfprodukte in großen Mengen zu sich nahm, traf er Pythagoras. Die außerweltliche Komponente des Rausches kommt hier voll zur Geltung.

Gleiches gilt für die psychisch unangenehmen Seiten des Haschischrausches. Es wird auch deutlich, dass diese Vision von jemandem erlebt wurde, der das Außerweltliche *allein* verarbeiten muss.

„Plötzlich überkam mich ein Gefühl, als ob ein unsichtbares Wesen mich begleitete auf dieser grauvollen Reise, in einem gewissen Abstand, wie abgerückt von meiner Seite durch einen langen Strom der Zeit. Da nahm ich allen Mut zusammen und rief: „Wer war je vor mir hier? Wer hat in Jahren, die schon längst vergangen, diesen unbeschreiblichen Anblick erlebt gleich mir?“ Da erklang – und diese Klänge erhöere ich noch heute – eine mächtige, deutlich vernehmbare Stimme und erwiderte: „Pythagoras!“ Sogleich überkam mich eine große Ruhe. Ich hörte den Schritt des erhabenen Weisen durch die Jahrhunderte zu mir emporhallen, und in himmlischem Lichte schaute ich meine Vision ohne jedes Entsetzen, da sie sich ihm doch schon vor mir gezeigt hatte.“⁴¹⁴

Die negativen Aspekte bezieht er auf alle Genüsse, hier findet sich ein letzter Rest der vom Arzt verschriebenen Schreibkur:

„Die Seele welkt und von ihrer vollen Entfaltung siecht sie dahin zum tatsächlichen Ende ihres Seins, wenn sie von sinnlichem Genuss gleich welcher Art beherrscht wird.“⁴¹⁵

Hier ist er wieder, der psychologisierende Charakter des modernen Suchtverständnisses, welcher dann zur moralischen oder rationalistischen Ablehnung führt. Die Definition von Ludlow allerdings enthält keine negative Wertidee gegenüber Haschisch oder Opium, er selbst verneint das ausdrücklich (für beide Drogen), „trotz all dessen, was ich von der mächtigsten Droge, die die Welt kennt, erlitten habe“⁴¹⁶. Damit ist der letzte Rest der Schreibkur wieder aufgehoben.

Die mächtigste Droge ist für ihn allerdings das Haschisch, Opiumkonsum und Opiumkrankheit wurden für ihn erst wirklich relevant, als er sich mit Tuberkulose infizierte. Opiumprodukte waren damals ein häufig verwendetes Mittel zur Linderung der Tuberkuloseschmerzen und des meist (bei Infektion der Lunge) dazugehörigen Hustens. Wegen der starken körperlichen Wirkung im Sinne der Ausbildung eines Toleranzsyndroms, welche seine Lieblingsdroge nicht hat, wohl aber das für ihn medizinisch notwendige Opium bzw. Morphinum, war er entschieden für eine medizinische Behandlung der Krankheit.

⁴¹⁴ Ludlow (1981, 124).

⁴¹⁵ Ludlow (1981, 17).

⁴¹⁶ Ludlow (1981, 181).

Seine Annahmen sind überaus deutungswürdig und –bedürftig. Die Unterscheidung von psychischer Sucht als Konstante der Lebensführung und physischer Auswirkungen zieht sich durch sein gesamtes Werk und Leben.

Nach den Haschischvisionen und den zugeordneten Aussagen über psychische Sucht legt er den Focus zunächst auf die Frage: *„What shall they do to be saved?“*. In diesem Artikel beschreibt er individuelle, von ihm betreute oder wahrgenommene habitués. Er hat diese auf verschiedene Weise versucht zu behandeln, z.B. mit Chloroform, Äther und Lachgas, nicht überraschend, ohne Erfolg. Zuvor wendet er meistens während der ersten Woche des Entzugs die Wasserkur an.

„I have had several patients whom during this period I plunged into water at 110 Fahrenheit as often as fifteen times in a single day – each time as long as the patient experienced relief.“⁴¹⁷

Warme Wasserbäder helfen nicht im Sinne eines Schmerz- oder Substitutionsmittels gegen Entzugserscheinungen, aber eine solche Bäderkur mag eine Entgiftung unterstützen oder dem Konsumenten auf Entzug einfach nur das Gefühl der Kälte nehmen, welches sonst nur durch erneuten Opiumgebrauch verschwinden würde.

„Junkies beschwerten sich dauernd über die Kälte, wie sie es nennen. Sie schlagen sich den Mantelkragen hoch und halten ihn vorne krampfhaft zusammen, damit es ihnen nicht an ihren faltigen Hals zieht. Purer Schwindel. Ein Junkie will gar nicht, daß ihm warm ist. Er will es Kühl-Kühler-KALT. Aber die Kälte will er so wie seinen Junk: Nicht DA DRAUSSEN, wo er nichts davon hat, sondern INNEN DRIN, damit er rumsitzen kann mit einem vereisten Rückgrat wie eine eingerostete hydraulische Schraubenwinde, während sich sein Stoffwechsel dem absoluten Nullpunkt nähert.“⁴¹⁸

Solche Junkies waren der Welt von Ludlow allerdings noch fremd. Er geht davon aus, dass es sich um bürgerliche Patienten handelt, denen *„all the luxuries of surrounding which wealth could purchase“* offen stehen und stellt bezüglich seiner inneren Haltung gegenüber diesen (im Beispiel einem bestimmten) fest: *„I, personally, had none the less respect for him“*. Das ist eine Haltung, die man

⁴¹⁷ Ludlow (2004b, 210).

⁴¹⁸ Burroughs (1978, 548f.); vgl. auch Welsh (2001, 95).

heutzutage besonders im alltäglichen Umgang mit Drogenkonsumenten allzu oft vermisst.

Das Phänomen selbst versteht er als „*purely physical*“ und dementsprechend geht es bei der Problemlösung um „*medical treatment*“. Er sieht also in den Entzugserscheinungen den Grund für die Fortsetzung des Konsums und beschreibt diesen Umstand schon zu Beginn des Aufsatzes u.a. an einem Beispiel aus dem Leben von Coleridge. Opium ist aufgrund seiner Wirkung auf den Körper ein „*jailer of the will*“. Die Annahme eines freien Willens bleibt nur ansatzweise erhalten, er konstatiert über den Umgang mit dem Entzugsbeginn:

*„Still others go to their beds at once, and lie writhing there until the struggle is entirely decided. I have learned that this last class is generally the most hopeful.“*⁴¹⁹

Den Grund dafür sieht er in einer „*constitutional strength*“. Die Antwort auf seine Frage ‚What shall they do to be saved?‘ bleibt er allerdings schuldig, der Text ist zur Aufklärung und Abschreckung gedacht⁴²⁰.

Ein Jahr später veröffentlicht er seine ‚*Outlines of the Opium-Cure*‘. Horace Day, der gerade an seinem populärwissenschaftlichen Buch ‚*The Opium Habit*‘⁴²¹ arbeitet, bittet ihn, eine mögliche Opiumkur genauer auszuarbeiten. Der erste Text wird am Ende des Buches erneut abgedruckt, zusammen mit dem neuen Text ‚*Outlines of the Opium-Cure*‘.

Er entwirft das Szenario einer Heilanstalt, die keine Anstalt, sondern eine Insel ist. Hier leben Patienten und Ärzte gemeinsam und versuchen die Krankheit der Ersteren zu bekämpfen.

„Our institution is called not an ‘Asylum’, nor a ‘Retreat’, nor by any of those names which savor of restraint and espionage -- not even a ‘Home’, as spelled with a capital H -- but simply by the name of the spot upon which it is erected -- to wit, ‘Lord's Island’ (...) It is erected on an island because in the more serious cases a certain degree of watchfulness will always be necessary. On the main-land this watchfulness must be exercised by attendants with the aid of fences, bolts, and bars. On an island the patient whose case has gone beyond self control will be under the Divine Vigilance, with more or less miles of deep water as the barrier between him and the poison by which he is imperilled. For this reason, and because whatever

⁴¹⁹ Ludlow (2004a, 177).

⁴²⁰ Ludlow (2004a, 189).

⁴²¹ Day (2004 [1868]).

*good is accomplished on it for a class which beyond all other sufferers claim heavenly mercy will be directly of the Lord himself, our island is called 'Lord's Island'. Here our patient will feel none of the irksome tutelage which in an asylum meets him at every step -- thrusting itself before his eyes beyond any power of repulsion, and challenging him to efforts for its evasion which are noxious whether they succeed or not; defeating the purpose of his salvation when they do, irritating him when they do not, and keeping his mind in a state of perpetual morbid concentration upon his exceptional condition among mankind in either case. Here he has all the liberty which is enjoyed by the doctors and nurses -- save that he can not get at the medicine-chest.*⁴²²

Die Patienten sollen von der Außenwelt abgeschnitten sein, ohne auch nur das kleinste Gefühl des Zwanges zu erleben, die Kritik an einer gewöhnlichen Heilanstalt ist hart. Der Name – Lord's Island – ergibt sich daraus, dass es der Herrgott selbst ist, der den himmlischen Segen der Heilung bringt. Ludlow kombiniert Realität und Fiktion, die ‚literature of power‘ vermischt sich mit der ‚literature of knowlede‘ (De Quincey). Daher lässt er den fiktiven Charakter des ‚Mr. Edgerton‘ – *living on the edge* – auf der Insel ankommen.

„Mr. Edgerton arrives at Lord's Island at 2 P.M. of a summer's day, having crossed by our half-hourly sail-boat, row-boat, or tug, from the railroad station on the main-land. If he is much debilitated, either by disease or fatigue, he has full opportunity to rest and refresh himself before a word is spoken to him professionally. If a friend accompanies him, he is invited to remain until Mr. Edgerton feels himself thoroughly at home in his new quarters.“⁴²³

Die Kur selbst besteht aus vielen einzelnen Behandlungsansätzen. Er spricht wieder die Wasserbäder an, die Insassen sollen Sport treiben und sich gesund ernähren. Für die körperlichen Probleme, er diskutiert auch die Behandlung der Überdosis, stehen verschiedene, damals übliche Medikamente bereit. Zu den bereits genannten kommen Helmkraut, ‚potassium bromide‘ (eigentlich ein Mittel gegen Epilepsie) und Haschisch (dazu später mehr).

Das Zusammenleben soll so angenehm wie möglich sein. Für Mr. Edgerton und seine Leidensgenossen stehen daher zusätzlich eine ganze Reihe von Vergnügungsmöglichkeiten zur Verfügung.

⁴²² Ludlow (2004b, 190).

⁴²³ Ludlow (2004b, 191).

„I propose that our perfected scheme shall contain every thing necessary to make the social life in-doors a delightful refuge, to all far enough advanced to take pleasure in society, from the dejection and introversion peculiarly characteristic of opium's revenges.“⁴²⁴

In einem Punkt jedoch soll der Therapeut skeptisch sein. Ludlow traut dem Patienten nicht zu, sein eigenes Konsumverhalten korrekt einschätzen zu können.

„In many cases where the moral sense has suffered no such general bouleversement, the tendency which opium superinduces to look at every thing from the most sanguine point of view -- the vague, dreamy habit of thought and the inability to deal with hard facts or fixed quantities -- make it necessary to take an opium-eater's assertions upon any subject with a certain degree of allowance -- to translate them, as it were, into the accurate expressions of literal life; but even where this necessity does not exist, in cases sometimes though rarely met with, where opium has been long used without tinging any of life's common facts with uncertainty, an opium-eater can scarcely even be relied on for the exact truth concerning his own habit.“⁴²⁵

Es gibt sicher Grund zu der Annahme, dass ein Opiatkranker seinen Konsum nicht richtig einschätzen kann oder dem Therapeuten darüber bewusst falsche Angaben macht (einige wenige Methadonpatienten in Deutschland versuchen den Trick, sich von zwei Ärzten versorgen zu lassen). Aber ich stolpere in diesem Zitat über jene interessante Formulierung über die sprachliche Umsetzung des vom Behandelten Gesagten: Übersetzung in Ausdrücke literarischen Seins? Das haben manche seiner Nachfolger bei der Opiumforschung etwas zu wörtlich genommen, wie die vorangegangenen Abschnitte der vorliegenden Arbeit schon gezeigt haben.

Gesamtdeutung. In der Abfolge der Texte liegt ein Umschwung von einer das Übel ‚Sucht‘ erkennenden, aber trotzdem positiven Position, welche sich nur auf die psychische Vereinnahmung durch äußere Reize bezieht (während er genau so dem Haschisch frönt), zu der äußerst negativen Bewertung der körperlichen Probleme (während er selbst krank ist). Der Gedanke steigert sich über die Abschreckung vom Konsum zu der Erfindung der heilenden Inselwelt. Der betont angenehme, alles Zwanghafte herunterspielende Charakter der Insel geht darauf

⁴²⁴ Ludlow (2004b, 222).

⁴²⁵ Ludlow (2004b, 192).

zurück, dass er davon ausgeht, dass es sich um bürgerliche, wohl situierte Patienten handelt, die ihre Krankheit iatrogen erworben haben.

Seine Haltung gegenüber dem ‚magischen Rausch‘ ist von dieser Bewertung nicht betroffen, ganz sicher nicht gegenüber dem des Haschischs, aber auch nicht dem des Opiums. Dem stehen seine eigenen Erfahrungen und seine Verehrung für De Quincey entgegen. Er ist und bleibt der Pythagoräer.

Die Tatsache jedoch, dass die *terrible demands made on modern brains* den Bedarf an betäubenden Mitteln steigern, erregt seine Aufmerksamkeit in einer negativen Weise. Das mag daran liegen, dass er, so wie Coleridge, einer der ersten Rauschliebhaber war, welcher seine Passion zumeist ohne Gemeinschaft anderer Personen ausgelebt hat, weil die Allgemeinheit seine Lebensführung nicht toleriert.

Dass er selbst zum Vorreiter der medizinischen Abhängigkeitskontrolle wurde, erscheint zunächst paradox, klärt sich aber in der Forderung nach verständnisvollem Umgang mit den Kranken und der zwischen den Zeilen (zwischen den Werken) stehenden Unterscheidung von psychischer Sucht und körperlicher Krankheit. Das rein körperliche Opium-Toleranzsyndrom mit dem geistigen Potenzial des THC heilen zu wollen ist der deutlichste Ausdruck dieser Trennung. Die Suchtwirkung des vergesellschafteten Rausches wird bekämpft mit der gelebten Wertidee des Pythagoräers, das außerweltliche Heil siegt über das innerweltliche Problem, die Forderung nach einer pharmakologisch veredelten Haschischmedizin gibt dem Ganzen lediglich einen zivilisatorischen Deckmantel. Die Schriften von Ludlow bieten also eine ganze Reihe Hinweise über den historischen Gebrauch von Drogen und den sprachlich-literarischen Umgang damit. Der Rausch ist nur bedingt gesellschaftsfähig, statt gemeinschaftlich zu konsumieren besteht eine Tendenz zur Vereinzelung und zum versteckten Konsum; dies hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung des Außerweltlichen bei den Konsumenten, ebenso wie bei der Wahrnehmung des Verhaltens als ‚Opium-habit‘.

5.4. Die Algebra der Krankheit Sucht

William S. Burroughs drückt sein Verständnis der Opiatsucht literarisch aus, und zwar als sei Sucht mit einer fiktiven Algebra zu fassen: der Algebra des süchtigen

Verlangens. Er leitet diese Gleichungslehre aus seiner eigenen Biographie ab. Bei der Analyse zeigt sich schnell, dass die unterschiedlichen Schriften aus einem je eigenen Entstehungszusammenhang zu deuten sind und dass es inhaltliche Verschiebungen in der Bewertung der (eigenen) Sucht gibt. Dabei treten Inkonsistenzen auf, nämlich dass er zuerst Sucht als Lebensführung, dann aber körperliche Abhängigkeit ‚berechnet‘ und schließlich die Grenzen zur psychischen Sucht verschwimmen lässt, indem er diese auch als Stoffwechselkrankheit bezeichnet.

In der Algebra selbst erscheinen die Intentionsverschiebungen folgendermaßen: zuerst erfasst er damit die Lebensführung (während er sie lebt), dann folgt ein Abschnitt, der wohl am besten in die Kategorie ‚surreal heroin-drenched visions‘⁴²⁶ passt (während er sie hat). Schließlich bezieht er die Algebra auf das medizinische Problem der Abhängigkeit (nachdem er es für sich gelöst, nämlich die Lebensführung ‚Junk‘ aufgegeben hat und stattdessen bis an sein Lebensende substituiert wird). Im Folgenden liegt der Schwerpunkt der Beschreibung zuerst auf der medizinischen Sichtweise, die Annahmen zur Lebensweise fließen dann ein. Die surrealen Heroin-Visionen aus ‚Naked Lunch‘ entfallen wegen ihrer Obszönität⁴²⁷.

Die Opiatabhängigkeit ist für ihn eine Stoffwechselkrankheit, welche den Opiatkranken zwingt, dem Körper stets neue Opiate zuzuführen. Die Annahme bezüglich einer nach der Entgiftung zurückbleibenden Stoffwechselkrankheit ist eine Modifikation einer medizinischen Theorie, die Abhängigkeit als Stoffwechselerkrankung betrachtet, und daraus die Wirksamkeit von Methadon ableitet – es handelt sich also um eine medizinische Theorie zur Begründung einer stark politisch und kulturell geprägten Behandlungsweise, von welcher Burroughs selbst Gebrauch machte⁴²⁸.

Aus diesem Zwang ergeben sich bestimmte Charakteristika des Seins als Junkie, quasi als mathematisch fassbare Größen. Die Droge selbst ist dabei noch die leichteste Variable:

⁴²⁶ Milligan (2003, XXXV) über ‚Naked Lunch‘.

⁴²⁷ Vgl. Burroughs (1987, 506ff.).

⁴²⁸ Knapp zusammengefasst in: Platt & Labatte (1982, 54ff.).

„Junk ist eine quantitative Größe und in seiner Wirkung genau meßbar. Je mehr Junk man nimmt, desto weniger hat man davon; und je mehr man hat, desto mehr nimmt man.“⁴²⁹

Man kann also immer nur weniger rausholen, als eigentlich möglich wäre. Aus dieser Prämisse ergeben sich die folgenden, jene die das Dasein als Junkie bestimmen:

„Junk liefert eine elementare Formel für das Wirken eines ‚böartigen‘ Virus: die Algebra des süchtigen Verlangens.“⁴³⁰

In dieser Situation ist der Junkie seinem Pusher auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Denn weil man immer weniger Nutzen davon hat, nimmt man immer mehr.

Der Dealer zieht nicht nur monetären, sondern auch sozialen Nutzen daraus: der Süchtige muss wiederkommen, warten:

„ (...) first thing you learn is that you've always got to wait“⁴³¹

„ (...) wenn er ausgehungert ist, und laß ihn immer warten“⁴³²

Der Käufer ist vom guten Willen des Gebenden abhängig, ganz wie Nathan uns in anderem Zusammenhang schon lehrte: *der Wille, und nicht die Gabe, macht den Geber*⁴³³.

Dennoch sieht Burroughs darin keinen Grund, die Repression gegenüber den Pushern zu verstärken:

„Wenn man eine Zahlenpyramide abändern oder zum Einsturz bringen will, ändert oder entfernt man die Ausgangszahl. Wenn wir die Junk-Pyramide zum Einsturz bringen wollen, müssen wir an der Basis ansetzen: bei dem Süchtigen auf der Straße. Wir müssen damit aufhören, dauernd ratlos nach oben zu starren, zu den sogenannten Drahtziehern an der Spitze. Der einzige nicht austauschbare Faktor in der Junk-Gleichung ist der Süchtige auf der Straße, der Junk zum Überleben braucht.“⁴³⁴

⁴²⁹ Burroughs (1978, 541).

⁴³⁰ Burroughs (1978, 542).

⁴³¹ The Velvet Underground: ‚Waiting for the man‘.

⁴³² Burroughs (1978, 541); vgl. auch Welsh (2001, 18ff).

⁴³³ Lessing (2000).

⁴³⁴ Burroughs (1978, 543).

Die Angebotsreduzierung ist demnach kein Mittel, die Krankheit Sucht zu bekämpfen. Sie steigert nur das Leid des Süchtigen, es ist doch ohnehin immer zu wenig von der Droge da, selbst wenn es immer mehr wird. Die Weisheit „weniger ist mehr“ bezieht ihren Wahrheitsgehalt aus ihrer direkten Umkehrung: „mehr ist weniger“, offensichtlich gilt dies für den Opiatgebrauch ganz besonders.

Wenn die Nachfrage nachlässt, dann ist kein Bedarf mehr an Dealern, so Burroughs. Er verweist auf das englische Prozedere der Heroinvergabe an Süchtige und die Behandlungsmöglichkeiten mit Apomorphin. Repression gegenüber den Junkies kommt noch weniger in Frage als Angebotsreduzierung durch Verhaftung der Dealer. Er traut einzig und allein den Ärzten und der Pharmaindustrie zu, Lösungen zur Sucht zu entwickeln. Bei konstanter Variable ‚Junk‘ ist die Variable ‚Behandlung‘ die Größe, welche maximiert werden muss, damit die Variable ‚Schaden‘ minimiert wird. Behandlung ist jedoch nicht als psychologische bzw. psychiatrische Behandlung zu verstehen, diese schließt er ausdrücklich aus – „*ich halte sie sogar für kontraindiziert*“⁴³⁵. Er nennt als Grund nur, dass es eine rein körperliche Krankheit sei, vielleicht ist auch aufgrund der Tatsache, dass er das stark von Zwang und Definitionsmacht geprägte Therapeut-Patient-Verhältnis selbst erlebt hat.

Als Junkie und Ex-Junkie (je nach vorliegendem Titel) hat Burroughs kein gutes Verhältnis zum Verbot. Nicht überraschend, welcher Junkie hat das schon? Aber bei Burroughs bewirkt es, dass die Bedeutung der Variable ‚Verbot‘ für die Auflösung der Gleichung unklar bleibt, abgesehen von jenem Hinweis auf die fehlende Wirkung der Angebotsreduzierung durch Verhaftungen von Dealern sowie mehr oder weniger deutlich geäußerter Abneigung gegen (Polizei-) Beamte, Politiker und Spitzel in der Szene.

*„I’m an old fashioned man: I don’t like informers. It looks like Meese and Reagan, and now Bush [senior] intend to turn the United States into a nation of mainstream rats.“*⁴³⁶

In der Sprache der Junk-Gleichung lautet die offizielle Verbotsbegründung: Bei konstanter Variable ‚Junk‘ ist die Variable ‚Verbot‘ die Größe, welche maximiert werden muss, damit die Variable ‚Schaden‘ minimiert wird. In dieser Gleichung

⁴³⁵ Burroughs (1978, 571).

⁴³⁶ Burroughs (1991, XIV)

wird die Variable ‚Verbot‘ äquivalent zur Variable ‚Behandlung‘ verwendet, um Schaden zu reduzieren; sie wird sogar noch weiter gefasst, da jeder, der wegen des Verbots gar nicht erst mit der Droge in Kontakt kommt, vor jedem potentiellen Schaden geschützt ist.

Die Vokabel ‚harm-reduction‘ (Schadensreduzierung) ist allerdings ein Begriff der Legalisierungsbefürworter, ganz unabhängig von Burroughs Algebra des süchtigen Verlangens. Übersetzt in Burroughs Vokabular gilt die Umkehrung der ersten Verbots-Gleichung: Bei konstanter Variable ‚Junk‘ ist die Variable ‚Verbot‘ die Größe, welche minimiert werden muss, damit die Variable ‚Schaden‘ ebenfalls minimiert wird. Dabei gehen die Befürworter davon aus, dass der Kontakt zur Droge im Zweifelsfall nicht zu verhindern ist bzw. beziehen sie sich auf jene, bei denen er schon stattgefunden hat, also die aktiven Konsumenten und Süchtigen. Die Debatte ist also vom Gegensatz von ‚Exposure‘ und ‚Availability‘ geprägt.

Insgesamt wird der Legalisierungsgedanke oft missverstanden als Forderung nach der kompletten Abschaffung der Variable ‚Verbot‘, das ist jedoch in der Regel nicht so. Werbeverbote, Fahrverbote, Reinheitsgebote, Altersgrenzen und Mengenregelungen sind eingeplant. Die Variable wird minimiert, nicht ausradiert. Weshalb aber kehren die Legalisierungsbefürworter die eigentlich einleuchtende These der positiven Verbotswirkung um? Burroughs gibt die Antwort:

„Ich habe die Junk-Gleichung begriffen. Junk ist nicht wie Alkohol oder Marihuana ein Mittel zu erhöhtem Lebensgenuß. Junk ist kein Rausch. Es ist eine Lebensweise.“⁴³⁷

Junk ist in diesem Sinne eine Lebensführung im klassischen soziologischen Sinn – nicht erschaffen, aber geradezu pervertiert durch das Verbot. In den Termini der Junk-Gleichung: Die Variable ‚Verbot‘ wird stets mit (-1) multipliziert, bevor sie auf die Variable ‚Schaden‘ wirkt. Diese wird folglich nicht minimiert, sondern maximiert.

Das Verständnis von Sucht als Krankheit mit Behandlungsbedarf ähnelt jenem von Ludlow. Auch Burroughs ist für eine Isolation des Süchtigen während des Entzugs und er prüft, in wahrstem Sinne des Wortes (also im Eigenversuch),

⁴³⁷ Burroughs (1978, 24).

verschiedene andere Drogen auf Brauchbarkeit zur Behandlung der Opiatabhängigkeit bzw. deren Entzugserscheinungen

Er hat besonders darauf gehofft, in der von südamerikanischen Indianern verwendeten Yage-Rebe einen adäquaten Ersatz für die Opiate zu finden – „vielleicht finde ich in Yage, was ich in Junk und Gras und Coke vergeblich gesucht habe“⁴³⁸ – und später eine Brauchbarkeitsliste zur Milderung von Entzugserscheinungen erstellt: Cortison, Barbiturate, Alkohol und Peyote, um nur einige zu nennen. Er bewertet die Wirksamkeit durchweg als mäßig bis schlecht, einzig das Apomorphin bildet für ihn eine Ausnahme. Die Bewertung des THC ist zwiespältig: Marihuanagebrauch könnte einen Opiatentzug ähnlich unterstützen, wie es eine HIV- oder Krebstherapie unterstützt:

„Einmal machte ich einen Heroin-Entzug und rauchte dabei Gras. Schon am zweiten Tag setzte ich mich hin und aß eine volle Mahlzeit, während ich sonst bei einem Entzug acht Tage lang nichts essen kann.“⁴³⁹

Aber Vorsicht, in der Jahre später erstellten Brauchbarkeitsliste erscheint eine andere Darstellung:

„Ich rauchte einmal Marihuana im schlimmsten Stadium des Entzugs – ein einziger Albtraum.“⁴⁴⁰

Zwar ist Burroughs bei seinen vielfältigen (teils einfältigen) Versuchen mit allerlei außerweltlich begründetem und wirkendem Rausch in Kontakt gekommen, gerade manche seiner Assoziationen zum Orient und Arabien erinnern an De Quincey's Albträume und Visionen von Orientalen, Krokodilen und Ähnlichem⁴⁴¹. Doch der Algebra des süchtigen Verlangens fehlen außerweltliche Komponenten völlig. Vielleicht ist es gerade deshalb eine Algebra? Dem Opium jedenfalls spricht er eine Funktion für die Kulturwerdung ab:

„Sämtliche Halluzinogene werden von denen, die sie nehmen, als heilig angesehen – es gibt Peyote-Kulte und Bannisteria-Kulte, Haschisch-Kulte

⁴³⁸ Burroughs (1978, 206); zu botanischen Klassifikation von Yage siehe Schultes (1982, 66f.).

⁴³⁹ Burroughs (1978, 45).

⁴⁴⁰ Burroughs (1978, 562).

⁴⁴¹ Siehe Milligan (2003, XXXV).

und Pilz-Kulte –, doch nie ist jemand auf den Gedanken gekommen, Junk als heilig anzusehen. Es gibt keine Opium-Kulte. Opium ist profan und quantitativ wie Geld.“⁴⁴²

Er irrt: die Demeter ist die altgriechische Göttin der Erde, ihre Pflanzen sind der Weizen und der Mohn und vielleicht hat sie ihr Leid über die Entführung ihrer Tochter Persephone durch Hades mit Opium betäubt⁴⁴³. Und Abu-Elnum – der mächtige Vater des Schlafs – ist in Persien seit Jahrhunderten bekannt⁴⁴⁴.

„Der eigentümliche Zustand, in den das Opium seine Benutzer versetzte und für den es scheinbar keine irdische Erklärung gab, kam der bei allen archaischen Mysterienkulten und Religionen anzutreffenden Tendenz zu seelischen Ausnahmezuständen, zur Ablösung des Bewußtseins von der Realität, zu Trance und Ekstase entgegen. So nimmt es nicht wunder, daß – wie fast alle Rauschdrogen der alten Kulturen – Opium Bestandteil ihrer jeweiligen Religionen, Mythen und Rituale war.“⁴⁴⁵

Burroughs Aussage ist ungefähr so, als würde man sagen, dass es keine Tabakkulte gab (gibt), nur weil man gemerkt hat, dass der eigene Zigarettenkonsum vergleichsweise kulturlos ist. Burroughs Fehlmeinung ergibt sich aus der Gleichsetzung von Junk (als Droge) mit gewöhnlichem Opium und er vergisst seine eigene Aussage über die Lebensführung des Junkies. Der moderne Junkie kennt keine Kulte, sein way of life verbietet es. Der altertümliche Konsument kennt Kulte, Regeln, außerweltliche Realitäten und Gemeinschaftlichkeit im Rausch. Gerade deshalb ist er kein Junkie.

Doch der ‚Stoffwechselkrankheit‘ Sucht ist mit derlei Überlegungen nicht beizukommen. Burroughs lebte in einer Welt, die einen gemeinschaftlichen oder außerweltlich begründeten Rausch nicht mehr tolerierte und schon gar nicht verstand, so sehr, dass der Junkie selbst das kulturelle Potenzial seiner Droge vergisst. Daher ist Burroughs Lösungsansatz sprachlich als fiktive Algebra gefasst und inhaltlich vollständig auf Behandlung und Substitution ausgerichtet, während die alten Aussagen zur Lebensführung entfallen bzw. verwischt werden.

⁴⁴² Burroughs (1978, 541).

⁴⁴³ Schmitz (1982, 651).

⁴⁴⁴ Seefelder (1996, 49ff.).

⁴⁴⁵ Selling (1989, 277).

5.5 Suchtdefinitionen und Kultur

So verworren die Geschichte des Sucht-Wortes ist, so unüberschaubar ist das Feld der heutigen Suchtdefinitionen und –behandlungsangebote. Die Beschäftigung mit Fragen zu diesem Komplex bedarf also einer inhaltlichen Leitlinie und sorgfältig gewählter Beispiele, da die Masse keinesfalls erfasst werden kann. Dazu wird nach der kulturellen Prägung der Definitionen und Behandlungsarten selbst gefragt. Zusätzlich darf die historisch-vergleichende Sicht auf den verwirrenden Ursprung der Begriffe nicht unberücksichtigt bleiben. Vor diesem Hintergrund wurden die Beispiele ausgewählt, es folgt je ein Abschnitt

- zur Bedeutung des Rausches für die Suchtanalyse
- zu definitorischen Problemen bei der inhaltlichen Bestimmung von Toleranz, Abhängigkeit und Sucht, dazu gehört auch das Problem, dass die Begriffe vermischt werden,
- zu der strikt physischen Behandlungsmethode der Entgiftung, als kombiniertes Beispiel wurden Apomorphin und Burroughs gewählt,
- zur ebenfalls physisch orientierten Substitution mittels Ersatzmedikamenten,
- zu psychologisch orientierten Suchtbehandlungen

Die Bedeutung des Rausches für die Suchtforschung. Im vorangegangenen Kapitel wurden bereits die grundlegenden Charakteristika des Opiatrausches vorgestellt: Apathie und Ekstase. In der Suchtdebatte wird allerdings viel über die berauschende Wirkung des Opiums debattiert.

Die gängigste Annahme ist, dass in der ersten Phase des Konsums ein Rausch-Gefühl erzielt wird, dieses jedoch mit steigender Toleranz schwindet und letztlich nur noch konsumiert wird, um Entzugserscheinungen zu vermeiden.

Das wird, und wurde von Anfang an, durch Berichte der Opiatkranken bestätigt:

„You only get fun out of it until you get a habit and after you get the habit you have to have it to feel good.“⁴⁴⁶

„It is this view – that an addict takes heroin in order to ‚feel normal‘ – that is hardest for a nonaddict to understand and to believe.“⁴⁴⁷

⁴⁴⁶ Joseph Donatello (Proband und Patient), zitiert nach Acker (2006, 111).

⁴⁴⁷ Brecher (1972, 14); auch Joël und Fränkel (1927) in Terry & Pellens (1970, 921).

Diese Sichtweise passt auch zur Doppeldefinition von Toleranz und Abhängigkeit, denn wenn die Dosis gesteigert wird, kommt auch das Euphoriegefühl zurück. Dieses Verständnis ist jedoch auf die Rauschwahrnehmung der Dauerkonsumenten und Kanken fokussiert. Es lässt das Rauscherlebnis des kontrollierten Konsums außer Acht. Auch die Frage nach der Art des Rausches bleibt unbeantwortet, obwohl die Annahme, dass der Opiumkonsum in der Anfangsphase, also von nicht-abhängigen Personen, einen Rausch auslöst, enthalten ist, oder dass bei konsequenter Dosissteigerung das Euphoriegefühl eben doch erzielt wird. Auch die Aussagen der Literaten und Orientforscher bestätigen die Rauschwirkung:

„Ich fühl die tiefe Ruhe, die das Heitre bringt.“⁴⁴⁸

„Ich möchte meinen orientalischen Freunden recht geben, die sagen, dass Opium zugleich entrückt und weckt. (...) Opium macht still und sanft. Es inspiriert und beflügelt die Phantasie, auch die erotische, steigert die Sensibilität und das Zärtlichkeitsempfinden, während gleichzeitig Bewegungs- und Betätigungstrieb, Mitteilungsbedürfnis, Ehrgeiz, sexuelle Potenz, Affekte und Aggressivität ganz allgemein verringert werden.“⁴⁴⁹

Auch in dieser Beschreibung fällt die Gegensätzlichkeit der zwei Komponenten auf. Eine weitere Annahme ist relevant, nämlich dass der Rausch bei unterschiedlichen Mengen einen je eigenen Charakter hat:

„ (...) we aren't mad, we're marvellous doctor's, we know the necessary dose for the soul, for sensibility, for the marrow, for thought.“⁴⁵⁰

Ferner ist auf zwei zumeist unbeachtete Argumente hinzuweisen, welche für die berauschende Wirkung sprechen. Vielleicht werden sie häufig übersehen, weil sie indirekt sind:

1. Ein Rauscherlebnis kann erlernt werden⁴⁵¹ und die Wirkungserwartung kann die Wirkung bestimmen, wobei die Erwartungen an erwünschte Wirkungen im Vordergrund stehen⁴⁵². Dies sind zwei der

⁴⁴⁸ Jules Verne, zitiert nach Seefelder (1986, 155).

⁴⁴⁹ Gelpke (1995, 42).

⁴⁵⁰ Antonin Artaud (1991, 52).

⁴⁵¹ Vgl. Becker (1997, 53ff.)

⁴⁵² Vgl. Becker (1983).

zentralen Thesen in den interaktionistischen Werken von H.S. Becker. Demnach kann ein Konsument sogar die Vergiftung durch Streckmittel oder Histamine als Rausch empfinden – wie schon bei der Beschreibung des ‚rush‘ gesehen.

2. Opium wurde und wird fast niemals als einzige Droge konsumiert, der moderne Drogenexperte nennt dieses Phänomen ‚polytoxisch‘ und erkennt darin oft vorschnell eine manische Komponente. Historisch betrachtet ist polytoxischer Konsum allerdings nicht ungewöhnlich: tropane Alkaloide und Alkohol werden seit jeher in der Pharmazie mit Opium bzw. den Alkaloiden und ihren Abkömmlingen vermischt. Kokain ist übrigens ebenfalls ein tropanes Alkaloid (wenn auch einer anderen Subgruppe entstammend als die Alkaloide der europäischen Nachtschattengewächse). Morphin- bzw. Heroin-Kokain-Mischungen wurden von Anfang an, und werden auch heute noch, besonders von den Konsumenten mit Pleasure-Motiven geschätzt. Vermischungen mit Cannabis sind auch nicht selten. Für die Entstehung eines Rausches kommt es also auch, und sogar ganz besonders, auf die Vermischung mit anderen Drogen an. Dieses Argument wird auch bei der Darstellung von Coleridge’s Opiumkonsum noch einmal deutlich.

Auch die Unterscheidung der verschiedenen Alkaloide und (halb-)synthetischen Produkte, besonders vom Opium selbst, spielt bei der Rauscherzeugung eine Rolle. Dem Heroin z. B. wird eine stärkere Euphorie-Erzeugung nachgesagt als dem Morphin, da es aufgrund seiner besseren Fettlöslichkeit die Blut-Hirn-Schranke effektiver durchquert⁴⁵³.

Sucht, Toleranzbildung und Abhängigkeit – Problembestimmung der Begriffsbestimmung und -vermischung. Eine gängige Annahme der medizinischen Drogenforschung ist, dass Sucht pharmakologisch erklärt werden kann. Die Forschung ist hier weit entwickelt, das neurologische Wirkungsprinzip der Opiate ist entschlüsselt – und doch unbefriedigend, denn es kann den allerersten und den erneuten Initialkonsum nach längeren Phasen der Abstinenz nicht erklären.

Das neurologische Wirkungsprinzip der Opiate wurde von Snyder und seinen Mitarbeitern entschlüsselt und dies hat zu vielen weiteren überaus wichtigen Rückschlüssen über „die Chemie der Psyche“⁴⁵⁴ und des Körpers geführt.

Aufmerksam geworden durch die Tatsache, dass es extrem stark wirkende Opiate, aber auch reine Antagonisten zu diesen Opiaten gibt, gingen sie Überlegungen nach, ob spezifische Membranrezeptoren auf Opiatagonisten ansprechen und wie

⁴⁵³ Vgl. de Ridder (2000, 60f.).

⁴⁵⁴ Snyder (1994).

man dies nachweisen kann. Besonders das Vorliegen von Antagonisten weist auf spezifische Rezeptoren hin⁴⁵⁵.

Agonisten besetzen Rezeptoren und lösen damit die sogenannte *second-messenger-Maschinerie* aus, also jene Effekte, welche die Zellfunktion modifizieren und dann als pharmakologische Wirkung wahrnehmbar sind. Agonisten besetzen dieselben Rezeptoren, ohne jedoch die second-messenger-Maschinerie in Gang zu setzen, folglich entfällt auch die pharmakologische Wirkung, bzw. diese kehrt sich um und liegt dann darin, dass die Agonisten gezielt von den Rezeptoren verdrängt und/oder ferngehalten werden. Auf diese Weise lassen sich Opiat-Überdosierungen mit Opiatantagonisten vollständig aufheben⁴⁵⁶. Den Nachweis über spezifische Rezeptoren im menschlichen Körper lieferte dann die Weiterentwicklung einer ohnehin nicht unkomplizierten Methode, bei der die Andockung radioaktiver Antagonisten an den Rezeptoren nachverfolgt wurde⁴⁵⁷. Die folgende Versuchsreihe zeigte dann, wie das Wechselspiel zwischen Antagonisten und Agonisten funktioniert und gab damit auch die Lösung zur Frage frei, warum es partielle Agonisten/Antagonisten gibt, also Opiate mit gemischten Merkmalen⁴⁵⁸.

Dieses Vorgehen war ein großer Schritt zum Verständnis der Opiatwirkung auf den Körper, denn so konnten die Hirnareale mit gesteigerter Rezeptordichte lokalisiert werden und folglich auch die Wirkung auf den Darm, die Pupillen, die Atemdepression und den physischen Schmerz der „langsamen“ Art begründet werden⁴⁵⁹. Der Hinweis auf den langsamen Schmerz ist interessant, denn er mag als erster Anhaltspunkt darauf dienen, dass es auch und besonders die dauerhaften (langsamen) psychischen Schmerzen sind – „*thus shame and sorrow working slow*“⁴⁶⁰ – auf welche das Opium ebenfalls sehr stark wirkt und dass dies größtenteils sozial bedingte psychische Schmerzen sind. Auch die Frage, warum es überhaupt spezifische Opiatrezeptoren gibt, konnte durch den Nachweis körpereigener, morphinähnlicher Agonisten, den sogenannten Enkephalinen bzw. Endorphinen, beantwortet werden⁴⁶¹. Lediglich „das Rätsel der Sucht“⁴⁶², in der

⁴⁵⁵ Snyder (1994, 45).

⁴⁵⁶ Snyder (1994, 45f.); vgl. Platt & Labatte (1982, 7-15 & 180-193).

⁴⁵⁷ Snyder (1994, 48f.); vgl. auch Wüst (1982, 1411f.).

⁴⁵⁸ Snyder (1994, 50f.).

⁴⁵⁹ Vgl. Snyder (1994, 51ff.).

⁴⁶⁰ Crabbe (1970 [1807], 112).

⁴⁶¹ Vgl. Snyder (1994, 60ff.); vgl. Wüster (1982, 1415ff.).

konkreten Form eines erneuten Initialkonsums nach langwieriger Abstinenz (Rückfall), entzieht sich weiterhin allen biochemischen Erklärungen. Das mag auch daran liegen, dass mit den biochemischen Grundlagen der physiologischen Wirkung von Drogen noch keine Erklärung für deren Auslösung durch und Erleben als kulturelle Phänomene gegeben ist⁴⁶³.

In einem allgemein gehaltenen Abschnitt derselben Veröffentlichung skizziert Snyder eine pharmakologische Suchtdefinition, die aus drei Teilen besteht. Gerade weil es sich um eine allgemein und knapp gehaltene Skizze handelt, zeigt sich die Vermischung von psychologisierendem Suchtverständnis und körperlicher Abhängigkeit besonders deutlich. Bei ganz genauer Betrachtung wird ferner deutlich, dass der scheinbar medizinisch-pharmakologisch verifizierte Doppelbegriff von Toleranzbildung und körperlicher Abhängigkeit nur unter Einbeziehung sozialer Variablen definiert wird. Paradoxe Weise werden dieselben Variablen, Handeln und soziale Zeit, einmal ausgeblendet und einmal unerkannt verwendet. Die Begründung ergibt sich aus dem vorherrschenden Abstinenzparadigma. Die als medizinisch gesichert geltenden Begriffe sind kulturell verzerrt.

Die Definition:

„Pharmakologen zufolge umfaßt die Süchtigkeit drei Stufen: Toleranzentwicklung, Abhängigkeit und zwanghafte Suche nach Drogen.“⁴⁶⁴

Toleranz versteht Snyder als „einen Zustand, der immer höhere Dosen erforderlich macht“⁴⁶⁵. Darüber hinaus unterscheidet er zwischen metabolischer und zellulärer Toleranz. Metabolische Toleranz beruht auf der Anpassungsfähigkeit der Leber, mit steigenden Dosen steigt auch die Abbaukapazität und macht zur Erreichung gleicher Wirkung eine gesteigerte Dosis nötig. Diese Form der Toleranzbildung besteht auch bei nicht körperlich abhängig machenden Substanzen, z.B. Aspirin und Penicillin. Zelluläre Toleranz äußert sich in herabgesetzter Wirkung gegenüber der sonst (bei Erstvergabe) festgestellten Wirkung einer bestimmten Dosis.

⁴⁶² Snyder (1994, 59), vgl. Wüster (1982, 1413f.).

⁴⁶³ Vgl. Degkwitz (2002, 21).

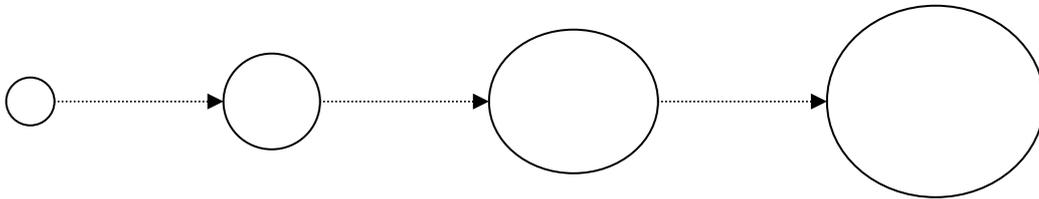
⁴⁶⁴ Snyder (1994, 58).

⁴⁶⁵ Snyder (1994, 58), vgl. Platt & Labatte (1982, 18ff.).

„Bei der zellulären Toleranz sind die Zellen des Gehirns weniger empfindlich, als sie es bei ihrem ersten Kontakt mit dem Pharmakon waren.“⁴⁶⁶

Da die Toleranzdefinition nach Mengensteigerung ein rein pharmakologisches Problem darstellt, handelt es sich hierbei um die Beschreibung eines rein körperlichen *Toleranzsyndroms*. Als Schaubild:

Toleranzdefinition nach Mengensteigerung und unter Voraussetzung konstanter Zeitintervalle – das Toleranzsyndrom:



Der Ausgangskonsum hat eine bestimmte, als nicht sehr hoch angenommene Menge (*kleiner Kreis*), da jedoch in der ersten Abbildung die Zeitspanne bis zum nächsten Konsum kurz ist und als gleichbleibend vorausgesetzt ist (*kurzer, gestrichelter Pfeil nach rechts*), muss für diesen zweiten Konsum die Menge erhöht werden (*größerer Kreis*). Diese Steigerung wird für jeden Schritt unterstellt (*stetig steigende Kreisgröße*), gegebenenfalls wird davon ausgegangen, dass auch die Intervalle kürzer werden (*von Mal zu Mal kürzer werdende Pfeile, im Bild nicht dargestellt*). Die Entstehung eines Toleranzsyndroms etwa ist unvermeidbar bei hochdosierter, langwieriger Schmerzmittelvergabe an Krankenhauspatienten.

„This tolerance constitutes the only fundamental characteristic of chronic opium intoxication that is generally conceded.“⁴⁶⁷

⁴⁶⁶ Snyder (1994, 59).

⁴⁶⁷ Terry und Pellens (1970, 312), diese ziemlich alte Aussage gilt auch heute noch. Lediglich die Begründung über Zellstrukturen und opioid-rezeptoren hat sich stark verfeinert. Die Abhängigkeitsbegriffe sind gerade nicht ‚generally conceded‘, das Entzugssyndrom jedenfalls lässt sich auch aus dem Toleranzsyndrom selbst begründen.

Der Aufbau eines Toleranzsyndroms bei dauerhaftem Opiatkonsum ist also die einzig wirklich gesicherte physiologische Annahme. Eine Einschränkung ist zu machen: Die auf Dosissteigerung beruhende Toleranzdefinition ist die übliche, aber nicht die einzig mögliche, man kann das Phänomen auch nach Zeitintervallen ordnen. Bei dieser Definition entfällt die zwingende Folge der körperlichen Abhängigkeit, mehr noch: auf einmal ist von Genuss die Rede. Der Toleranzdefinition nach Menge steht dann die Toleranzdefinition nach Zeit gegenüber. Da diese eine Regulierung von Zeitspannen (im Elias'schen Sinn)⁴⁶⁸ darstellt, handelt es sich hierbei um die Beschreibung eines zivilisierten, aus Erwartungen Dritter entstandenen psychogenen *Toleranzbewusstseins*. Das Toleranzbewusstsein ist notwendig für den kontrollierten Konsum und kann die Entstehung des Toleranzsyndroms verhindern, dazu muss die Erwartung der gesamtgesellschaftlichen und individuellen Totalabstinenz gegen eine Erwartung an die auf die Einteilung von Zeitspannen bezogene Selbstkontrolle des einzelnen Konsumenten ersetzt werden. Dann ist kontrollierter Genusskonsum von Opiaten, einschließlich Heroin, möglich.

Ein weiteres Schaubild verdeutlicht dies:

Toleranzdefinition nach Zeitintervallen und unter Voraussetzung des erneuerbaren Genusses – das Toleranzbewusstsein:



Im diesem Bild ist die Zeitspanne nach dem ersten Konsum länger (*verlängerter Pfeil, als Zeichen, dass hier nicht die Menge, sondern die Zeit die maßgebliche Variable ist, sind die Kreise gestrichelt*). Beim zweiten Konsum kann daher mit gleicher Menge das gleiche Ergebnis erzielt werden (*Kreisgröße gleichbleibend*). Wird dann der Konsum punktuell gesteigert, z.B. weil jemand ‚Einen ausgibt‘ oder die neu gekaufte Heroinsorte bei gleicher Konsummengung stärker ist, dann muss zur Vermeidung des Toleranzeffektes das Zeitintervall (*der Pfeil*) noch einmal verlängert werden, um wieder das Ausgangsergebnis mit der niedrigeren

⁴⁶⁸ Vgl. Elias (1988).

Ausgangsmenge zu erreichen (*Kreis wieder kleiner*). Ein solches Toleranzbewusstsein bietet die Möglichkeit, den Konsum so zu staffeln, dass kein Toleranzsyndrom aufgebaut wird und somit auch kein schmerzhafter Abbau erforderlich wird. Stattdessen rückt ‚Pleasure‘ in den Vordergrund. Eigentlich sollte dies die ‚klassische‘ Definition sein. In den Worten von De Quincey:

„I was effectually protected from all material bad consequences, by the necessity of interposing long intervals between the several acts of indulgence, in order to renew the pleasurable sensations.“⁴⁶⁹

Was mehr zählt, ist der sinnhafte Ursprung der Dosissteigerung. Er kommt nicht aus der geringeren Wirksamkeit, sondern aus der Steigerung des Vergnügens. Mit anderen Worten: die Dosis wird erhöht, bevor es aufgrund eines ausgebildeten Toleranzsyndroms notwendig ist, sie zu erhöhen. So zumindest war es beim Freiherrn von Bibra. Er hatte die allererste Dosis zwar aufgrund einer Depression – *dem herzbrechenden Unglück eines Fünfundzwanzigjährigen* – genommen, doch schon diese Dosis bereitete ihm Vergnügen und dieses galt es durch den gesteigerten Konsum zu erhöhen.

„(...) nahm ich drei Wochen täglich Opium, aber schon am dritten Tage stieg ich mit der Dosis, weniger weil ich keine Wirkung spürte, als um das Vergnügen zu erhöhen.“⁴⁷⁰

Die Dosissteigerung beruht nicht auf Wirkungsverlust, daher bietet er eine andere Erklärung dafür:

„Dieses Steigern geschieht, und wer im ähnlichen Falle war, wird mir beipflichten, fast willenlos, wenigstens nicht mit klarem Raisonement, poetisch könnte man sagen, von einem bösen Dämon getrieben.“⁴⁷¹

Von Bibra findet keine rationale Umschreibung für das Phänomen, seine Sprache driftet ins Literarische: ohne klares Raisonement, dafür poetisch und doch gleichzeitig dämonisch. Das Bewusstsein der Gründe für die Dosissteigerung fehlt

⁴⁶⁹ De Quincey (2003, 8f.).

⁴⁷⁰ Von Bibra (1855, 219).

⁴⁷¹ Von Bibra (1855, 220).

dem Konsumenten. Die Umkehrung des fehlenden Bewusstseins bei der Dosisbemessung ist das Toleranzbewusstsein.

Die Ausbildung des Toleranzsyndroms auf zellulärer Ebene ist nicht nur ein biochemisch determinierter Prozess, sondern auch ein psychologisches Streben nach der glückseligen Verbindung von Apathie und Ekstase. Daher ist das Toleranzbewusstsein so wichtig. Es ist ein rein geistiger Kontrollmechanismus, der mittels des gängigen Selbstkontrollmusters durch Zeitspannenplanung funktioniert. Solche Selbstkontrollmuster werden durch Erwartungen gesellschaftlich zivilisiert. Unter den gegebenen sozialen und kulturellen Bedingungen der einzigen Erwartung zur Totalabstinenz wird die Ausbildung von Toleranzsyndromen gefördert und die Zivilisierung des Toleranzbewusstseins verhindert. Bishop spricht in ähnlichem Zusammenhang von ‚*intelligent addicts*‘, diese wissen um die Gefahr der überhäufigen Wiederholung des Konsums und kommen daher mit kleineren Dosen aus⁴⁷². Bishop ergänzt:

„It is unfortunate that this therapeutic principle so widely recognized among intelligent addicts has not received full recognition and therapeutic employment by all of those who handle and treat addiction-disease.“⁴⁷³

Nach Harding ist kontrollierter Konsum durch vier allgemeine, zusammenhängende Auswirkungen von Regeln und Riten beim Konsum geprägt:

- gemäßigter Genuss wird gefördert, Suchtverhalten unterbunden
- Konsum wird auf bestimmte Orte und Zeiten festgelegt
- unerwünschte Wirkungen werden vermieden
- Verpflichtungen und Beziehungen ohne Drogenbezug werden konkret beibehalten

Körperliche Abhängigkeit. Mit der Toleranzdefinition nach Zeit wird zumeist die Definition körperlicher Abhängigkeit mitgeliefert, so wie es die maßgebliche Definition der WHO vorsieht. Hier nach Snyder:

⁴⁷² Nach Bishop (1912/1920), hier aus Terry und Pellens (1970, 560). Zur Person, zur Arbeit und der Rolle im Gesamtdiskurs der 1920er vgl. Acker (2006, 39f.; 46, 213f.).

⁴⁷³ Bishop (1912/1920), hier nach Terry und Pellens (1970, 560).

„Körperliche Abhängigkeit offenbart sich, wenn jemand ein Pharmakon über längere Zeit eingenommen hat, dieses plötzlich absetzt.“⁴⁷⁴

Der auf dem Begriff der zellularen Toleranz beruhende Abhängigkeitsbegriff wird nicht zellular begründet. Abhängigkeit wird nicht wirklich naturwissenschaftlich definiert, sondern generell über den Zeitpunkt des Auftretens von Entzugserscheinungen bestimmt. Für die naturwissenschaftliche Begründung mit Blick auf Zellveränderungen und den körpereigenen Rezeptorhaushalt reicht der Begriff des Toleranzsyndroms voll und ganz aus. Es sind daher interessanterweise die Literaten Cocteau und Burroughs, die aus einer Fehlfunktion der Zellen erklären, wie etwas im Körper abgebaut bzw. ersetzt wird.

*„With opium I suckled new cells, which were restored to the world after five month of abstinence (...).“*⁴⁷⁵

*„(...) ein Entzug bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes, daß die junk-abhängigen Zellen sterben und ersetzt werden durch solche die keinen Junk brauchen.“*⁴⁷⁶

Bei genauer Betrachtung der heute gängigen Begriffe zeigt sich, dass in der Doppeldefinition der Schritt von der Toleranz zur Abhängigkeit über einen Zeitpunkt, den Stopp-Punkt, und die folgende Handlung des erneuten Konsums bestimmt ist. Es ist keine rein physisch-pharmakologisch begründete Definition, sondern sie erfolgt mittels zweier sozial determinierter Variablen, Zeit und Handeln. Dabei liegt folgendes Schema zugrunde: Handlungsunterlassung – Zeitspanne des Entzugs – (Wiederaufnahme-)Handlung. Die Absetzung des Opiates ist eine (oft unfreiwillige) Handlungsunterlassung, welche den Beginn einer Zeitspanne markiert. Diese bezeichnet die Dauer der Abstinenz und ist von schmerzhaften Entzugserscheinungen geprägt, so dass der Endpunkt des Zeitintervalls durch die Wiederaufnahme des Konsums markiert wird. Diese Gesamtsituation wird dann vor dem Hintergrund der Erwartung zur Totalabstinenz ‚Abhängigkeit‘ genannt. Es wäre genauso gut möglich, die Entzugserscheinungen als Abbau eines Toleranzsyndroms zu deuten.

⁴⁷⁴ Snyder (1994, 59). Vgl. auch van Wely (1989, 308).

⁴⁷⁵ Jean Cocteau (1991, 194).

⁴⁷⁶ Burroughs (1978, 51).

Es scheint, als habe das Konstrukt für seine Verwender einen Nutzen, der unabhängig von der Einwirkung auf die körperlichen Auswirkungen chronischen Opiatkonsums existiert. Dieser Nutzen besteht darin, dass die Definition der körperlichen Abhängigkeit durch jene der psychischen Abhängigkeit und des Cravings ergänzt werden kann, so dass der Moral die Tür geöffnet bleibt und sie in die vermeintlich wissenschaftliche Definition einziehen kann. Damit werden die alten Ungereimtheiten des Sucht-Wortes unter einem neuen definitorischen Deckmantel weiter verwendet. Das wird ganz deutlich, wenn man eine Definition findet, welche beide Abhängigkeitsbegriffe, den physischen und den psychischen, kombiniert, aber ‚Sucht‘ genannt wird. So verwendet Courtwright den Begriff ‚Addiction‘:

„When I refer to opiate addiction, I mean to describe a condition characterized by both physical and physiological dependence.“⁴⁷⁷

Dabei verweist er genau auf jene Abgrenzung, mit welcher klar gezeigt werden kann, was Abhängigkeit ist und was nicht: die Abhängigkeit von neugeborenen Kindern. Beachtet man das klinische Bild der Opiat-Embryopathie, dann zeigt sich, wie sehr diese psychischen Abhängigkeitsdefinitionen aus medizinischer Sicht ins Leere laufen. Der Blick ins Suchtlexikon⁴⁷⁸ zeigt drei sehr interessante Informationen zu dieser Krankheit. Erstens haben die Opiate keine vergiftende Wirkung, die einzige Schädigung unabhängig von Entzugerscheinungen des Embryos oder Neugeborenen ist ein Augenleiden. Das ist eine naheliegende Vermutung, wenn man die pharmakologische Wirkung der Opiate auf die Pupillen beachtet. Nummer zwei ist eine Vorausschau auf das Kapitel zur Verbotswirkung: Aussage eins gilt nicht, wenn schmutziges Straßenheroin konsumiert wird, dann sind für das Baby wesentlich stärkere Konsequenzen zu erwarten. Drittens kann das un- oder neugeborene Baby Entzugerscheinungen haben. Bei Neugeborenen äußern sich diese in Schreien, Saugen an den Fäusten, Berührungsempfindlichkeit und einer ganzen Reihe unangenehmer Symptome bis hin zu epileptischen Anfällen⁴⁷⁹.

⁴⁷⁷ Courtwright (1982, ohne Seitenzahl, im Band vor Seite 1).

⁴⁷⁸ Stimmer (Hg.) (2000).

⁴⁷⁹ Adam-Lauer (2000, 189), in Stimmer (Hg.) (2000).

„Zwei bis zwölf Wochen dauert es, bis das Baby den Entzug durchgestanden hat und zu einem einigermaßen stabilen Gesundheitszustand gefunden hat.“⁴⁸⁰

Die Behandlung ist medikamentös (Phenobarbital und gegebenenfalls sogar Opiate bzw. Opioide) und Akupunktur wird angewendet. Babys von Müttern, die Methadon genommen haben, zeigen besonders lange Phasen der Entzugserscheinungen⁴⁸¹.

Diese Form des unfreiwillig erworbenen Toleranzsyndroms ist ein Leidensweg für den kleinen Menschen, doch das Argument an *dieser* Stelle muss sein, dass die gängigen Abhängigkeitsdefinitionen nicht anwendbar sind. Das Baby hat keine Möglichkeit, selbst die Wiederaufnahme des Konsums in die Hand zu nehmen. Verabreichte Opiate *müssen* von einem Arzt oder sonstigen Dritten gegeben werden. Dennoch ist die Diagnose eindeutig: das Baby baut ein zuvor erworbenes Toleranzsyndrom ab. Es gibt keinen Grund, automatisch davon auszugehen, dass bei Erwachsenen grundsätzlich eine psychische Anomalie hinzukommt und es gibt auch keinen Grund, den Abhängigkeitsbegriff über soziale Handlungsschemata zu definieren. Das Abhängigkeitsverständnis kann nur zellular begründet sein und nicht über das Schema Handlungsunterlassung – Zeitspanne des Entzugs – (Wiederaufnahme-)Handlung, und dazu reicht der Begriff des Toleranzsyndroms.

Der kulturelle Bias in der gängigen Deutung des Toleranzsyndroms und des Begriffes der körperlichen Abhängigkeit begründet sich in der gesellschaftlich etablierten, im Drogenverbot institutionalisierten Erwartung der Totalabstinenz. Die Anwendung dieser Begriffe geht zurück auf das sogenannte Abstinenzparadigma, welches die Grundlage der Abhängigkeitsbehandlung bildet.

„Abstinenz ist das am häufigsten genannte Behandlungsziel bei Abhängigkeit von psychoaktiven Substanzen.“⁴⁸²

Diese Konzeption von Abhängigkeit als fehlender Totalabstinenz prädestiniert eine Unauflösbarkeit der Abhängigkeit im Sinne eines ständigen (ständig drohenden) Rückfalls, welcher, gemessen an der Erwartung der Totalabstinenz,

⁴⁸⁰ Adam-Lauer (2000, 190), in Stimmer (Hg.) (2000).

⁴⁸¹ Adam-Lauer (2000, 190), in Stimmer (Hg.) (2000).

⁴⁸² Stimmer (Hg.) (2000, 2).

den absoluten Supergau für die Handlungsfähigkeit bedeutet. Das erinnert sinnigerweise an die protestantische Konzeption des freien Willens, wie sie 1647 in der ‚Westminster Confession‘ festgehalten wurde (übersetzt von Max Weber):

„Der Mensch hat durch seinen Fall in den Stand der Sünde gänzlich alle Fähigkeit seines Willens zu irgend etwas geistlich Gutem und die Seligkeit mit sich Führendem verloren, so sehr, daß ein natürlicher Mensch, als gänzlich abgewandt vom Guten und tot in Sünde, nicht fähig ist sich zu bekehren oder sich auch nur dafür vorzubereiten.“⁴⁸³

Die Verbindung der Abhängigkeitsdefinition mit der Erwartung der Totalabstinenz ist mit diesem Religionsbekenntnis zu parallelisieren, daraus ergibt sich dann das alltagsweltliche Bild: Der ‚Abhängige‘ ist in den Stand der Sünde gefallen und kann diesen nicht wieder verlassen. „Yet the crucial image of addictive behavior is that is it uncontrollable“⁴⁸⁴. Er hat alle Fähigkeit verloren, ein guter Mensch zu sein, außer man zwingt ihn im Gefängnis oder in einer unfreiwilligen Therapie dazu.

Auch die Ausbildung eines Toleranzbewusstseins ist von Erwartungen Dritter bestimmt. Diese Erwartungen sind in einer Weise akzeptierend, dass der Konsument zur Selbstkontrolle gehalten ist. Eine Anwendung dieser Konzeption stimmt daher mit den Grundannahmen des Akzeptanzparadigmas überein.

„Das Akzeptanzparadigma bezeichnet eine Handlung, die Drogenkonsum als (natürliches) Bedürfnis des Menschen ansieht. A. steht im Gegensatz zum Abstinenzparadigma. In der akzeptierenden Drogenarbeit werden praktische Hilfen zur Lebensführung der Abhängigen ohne Verpflichtung zur akuten oder zukünftigen Drogenfreiheit geboten.“⁴⁸⁵

Die Situation des ständigen Wechsels von Entzugsschmerz und Wiederaufnahme des Konsums wird in der Moderne durch gesellschaftliche Mechanismen geschaffen, um sie dann medizinisch-dogmatisch, aber sozial verzerrt, als Abhängigkeit zu deuten, was wiederum die gesellschaftlichen Mechanismen verstärkt – eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, die sich zusätzlich selbst aufrecht erhält. Ist die Prophezeiung erfüllt, ist sie nicht beendet, sondern sie wirkt

⁴⁸³ ‚Westminster Confession‘, in Weber (1920, RI 90).

⁴⁸⁴ Peele (1987, Internetquelle).

⁴⁸⁵ Stimmer (Hg.) (2000, 11).

verstärkend auf die Mechanismen, die für eine erneute bzw. dauerhafte Erfüllung der Prophezeiung sorgen. Coleridge's Leben etwa zeugt davon.

Die gesellschaftliche Erwartung des Nicht-Konsums und die Schwarzmarktsituation erzeugen bei den vereinzelt Konsumenten einen ständig wechselnden Auf- und dann durch Abstinenzwartungen, schwere Verfügbarkeit, schwankende Qualität und hohe Preise erzwungenen Abbau des Syndroms, so dass sich dieser in Entzugserscheinungen manifestiert. Diese werden dann durch erneuten, aber gewissermaßen ‚verspäteten‘ illegalen (illegalisierten) Konsum beseitigt (nach Möglichkeit lässt der Konsument es gar nicht so weit kommen und versucht ‚pünktlich‘ zu konsumieren).

In der Wahrnehmung, durchaus auch in der Selbstwahrnehmung, äußert sich dies als Abhängigkeit. Das ist der kulturelle Bias bei der gängigen Deutung des Toleranzsyndroms. Statt die Entzugserscheinungen als Abbauphase des Syndroms zu erkennen, wird als zweite Stufe die Abhängigkeit konstruiert. Dadurch wird ausgeblendet, dass bei Genusskonsum die Entstehung eines Toleranzsyndroms vermeidbar ist.

Stattdessen wird durch die einseitige Verwendung des Toleranzbegriffes eine gefährliche Situation erzeugt. Besonders deutlich wird dies bei jenen Todesfällen, bei denen sich der Konsument mit einer an sein ehemals aufgebautes Toleranzsyndrom angepassten Menge umbringt, weil dieses bereits durch (oftmals erzwungene!) Abstinenz wieder abgebaut wurde⁴⁸⁶.

Alternativ zum sozial verzerrten Abhängigkeitsbegriff kann davon ausgegangen werden, dass ein Toleranzsyndrom nach obenstehendem Schema aufgebaut wird, und bei Entzug wird es unter schmerzhaften körperlichen (zellulären) Zerfallserscheinungen wieder abgebaut. Die Embryopathie, die gängigen Behandlungsweisen der Entgiftung und der Substitution sowie die Methode der schrittweisen Reduzierung sind weitere Hinweise darauf, dass aus pharmakologischer Sicht lediglich vom Abbau eines zuvor aufgebauten Toleranzsyndroms auszugehen ist.

Zunächst scheint es unerheblich, ob man bei physischen Entzugserscheinungen von ‚Abhängigkeit‘ oder dem ‚Abbau eines Toleranzsyndroms‘ ausgeht, die Konsequenzen sind doch dieselben: Schmerz oder erneuter Konsum. Der

⁴⁸⁶ Vgl. z.B. van Wely (1989, 305).

Unterschied besteht darin, dass, versteht man den Beginn dieses Zeitabschnittes als Beginn des Abbaus eines Toleranzsyndroms, nur derjenige abhängig sein kann, welcher den Abbau eines bereits entstandenen Toleranzsyndroms unter allen Umständen verhindern muss. Das trifft nur auf den Konsumenten zu, der soviel und solange Opiate genommen hat, dass ein Entzug nicht nur Entzugserscheinungen hervorruft, sondern zum Tode des Konsumenten führt. In diesem seltenen Fall ist das Toleranzsyndrom unumkehrbar, es kann nicht mehr abgebaut werden. Fitz Hugh Ludlow beschreibt einen solchen Fall und zieht das Fazit: „*He will have to take Opium all his life. Further struggle is suicide.*“⁴⁸⁷ Nur solche Konsumenten sind ‚abhängig‘ im Sinne des Wortes. Das sind nur wenige – „*im allgemeinen stirbt ein Junkie nicht, wenn er plötzlich keinen Stoff mehr bekommt.*“⁴⁸⁸

Vermischung von Sucht und Abhängigkeit. Die letzte in der dreiteiligen Definition enthaltene Fehldeutung liegt in der Annahme, die beiden ersten Stufen seien generell mit einer dritten Stufe, der Sucht, verbunden. Die Phänomene der zellularen Toleranz und der körperlichen Abhängigkeit, so Snyder, lassen sich in Tierversuchen ohne Probleme als pharmakologische Eigenschaften der Opiate nachweisen. Die unterstellte dritte Stufe des süchtigen Suchens jedoch nicht.

„Diese beiden ersten Stufen der Süchtigkeit – zelluläre Toleranz und körperliche Abhängigkeit – lassen sich leicht an Tieren zeigen, die man längere Zeit mit Opiaten behandelt hat, das zwanghafte Drogensuchverhalten, das dritte Kennzeichen einer Sucht, ist dagegen bei Tieren recht schwierig nachzuweisen.“⁴⁸⁹

Eigentlich zeigen die Tierversuche also recht deutlich, dass die ersten beiden ‚Stufen der Sucht‘ gar nichts mit Sucht zu tun haben (neben der Überlegung, dass man diese beiden Stufen als ein zusammenhängendes Toleranzsyndrom betrachten könnte). Dennoch beharrt Snyder aufgrund der vorab unterstellten Dreiteilung der Definition und der damit einhergehenden Überschneidung von Sucht und Abhängigkeit auf biochemischen bzw. pharmakologischen Erklärungen

⁴⁸⁷ Ludlow (2004a).

⁴⁸⁸ Burroughs (1978, 51).

⁴⁸⁹ Snyder (1994, 59).

der dritten Stufe und leistet damit der Fehldeutung, Sucht sei generell krankhaft, Vorschub.

Es ist günstiger, die Dreiteilung aufzuheben. Zwar zieht auch Snyder die Möglichkeit einer soziologischen Erklärung mit Bezug zur Lebensführung des Süchtigen in Betracht, da die Wiederaufnahme des Konsums noch lange nach abgebautem Toleranzsyndrom wiederkehren kann. Er verweist auf „die für ein Jahr oder länger in die Entzugsanstalt“ verbrachten Opiatkranken, die trotzdem rückfällig werden und dass es möglich sei, dass „die ehemals Abhängigen nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus in ihre alten Lebensgewohnheiten“⁴⁹⁰ zurückfallen. Er zieht bezüglich der dritten Stufe das Fazit:

„Nach heutigem Erkenntnisstand kann keine der Erklärungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden.“⁴⁹¹

Damit hat er nicht Unrecht, aber die stetigen Rückschläge bei der molekularen und zellularen Forschung zur Sucht stimmen skeptisch bezüglich einer baldigen, zufriedenstellenden Lösung von Seiten der Naturwissenschaften. Das zeigt die Fehldeutung des Toleranzsyndroms, auch die Rezeptorforschung zur Sucht, wie Snyder selbst festhält⁴⁹², ebenso wie die Fehlversuche bei der Schmerzmittelherstellung aus Endorphinen⁴⁹³. Daher sollte nach bisherigem, interdisziplinärem Forschungsstand der dritte Aspekt, der eigentlich ein eigenständiger, einzelner Aspekt ist als wertbezogene Lebensführung gedeutet werden.

Zusammenfassend lässt sich über das begriffliche Verhältnis von Toleranz, körperlicher Abhängigkeit und Sucht Folgendes festhalten:

- Ein Toleranzsyndrom wird bei übermäßigem und andauerndem Opiatkonsum als Schutzfunktion des Körpers aufgebaut.
- Es wird bei abrupter Abstinenz unter schmerzhaften Rückzugerscheinungen wieder abgebaut.

⁴⁹⁰ Beide Zitate in diesem Satz: Snyder (1994, 59).

⁴⁹¹ Snyder (1994, 59).

⁴⁹² Snyder (1994, 59f.).

⁴⁹³ Snyder (1994, 67).

- Daher ist nur von körperlicher Abhängigkeit zu sprechen, wenn das Absetzen der Opiate zum Tod des Konsumenten führen würde, in solchen Fällen muss der Konsum aufrechterhalten werden.
- Der Aufbau eines Toleranzsyndroms kann durch ein an Zeitspannen orientiertem Toleranzbewusstsein verhindert werden. Die vorherrschende Annahme über Toleranz und Abhängigkeit in Verbindung mit der im Verbot institutionalisierten gesellschaftlichen Erwartung der Totalabstinenz verhindert dies jedoch.
- Die Konzeption des freien Willens sollte nicht aus ihrer Bedeutung für die eigene Position in der Debatte, sondern aus sich selbst erfolgen.
- ‚Sucht‘ ist definitiv von dem körperlichen Phänomen eines sich auf- und abbauenden Toleranzsyndroms zu scheiden und diese Definition sollte soziologisch erfolgen.

5.6. Die Behandlung der Opiaterkrankung und Kultur

Was geschieht nun, wenn auf dem fehlgeleiteten Abhängigkeitsbegriff die Behandlung der Opiaterkrankung aufbaut? Bei der Antwort sind die Werke der Literaten hilfreich. Die Beschreibungen der eigenen Entgiftungs- und Reduktionsversuche bieten ein umfassenderes Bild als die alleinige Betrachtung der gängigen Behandlungsweisen. Der Abgleich hilft, den kulturellen Ursprung der Behandlungsansätze offen zu legen.

Es folgt zunächst ein kurzer Abschnitt über Burroughs und die Entgiftung mittels Apomorphin, welcher zeigt, wie verworren die Verbindungen zwischen Literatur und Abhängigkeitsbehandlung sein können. Die dann folgenden Abschnitte sollen etwas Licht in den Begriffsdschungel bringen, auch bezüglich des Begriffes ‚Maintenance‘. Unter genauer Betrachtung der literarischen Quellen behandelt ferner je ein Abschnitt: Reduktion, kombinierte Reduktion und Substitution (Morphin und Kokain), Substitution (Beispiel Cannabis). Die deutsche Praxis der ‚Substitution‘ wird vor diesem Hintergrund gedeutet.

Entgiftung mittels Apomorphin am Beispiel der Schriften von Burroughs. Die Annahme eines sich auf- und abbauenden Toleranzsyndroms findet ihre Anwendung –auch wenn es die Anwender selbst gar nicht so sehen – in der gängige Methode der Entgiftung. Bei der Entgiftung wird der Abbau des Syndroms medizinisch überwacht, z.B. während eines ein- bis zweiwöchigen stationären Krankenhausaufenthaltes. Im offiziellen Sprachgebrauch heißt es

„drogenfreie ambulante oder stationäre Therapie, der sich momentan [2005] ca. 10.000 Menschen unterziehen.“⁴⁹⁴ Eventuell wird der Abbau durch Vergabe unterstützender Mittel beschleunigt, eines dieser Mittel ist Apomorphin.

„Die Apomorphinkur ist u.a. dadurch bekannt geworden, daß der „Drogenabhängige par excellence“, William Burroughs, sich nach vielen Jahren der Drogenabhängigkeit dieser Kur unterwarf und sich in einer Reihe von Schriften beinahe lyrisch darüber ausließ. Die Behandlung ist von John Dent entwickelt worden. Dent behandelte sowohl Alkoholiker als auch Heroinsüchtige mit Apomorphin. Es wird von einem deutlich günstigen Einfluß auf Entzugssymptome gesprochen.“⁴⁹⁵

Eine Droge, welche die von Burroughs vermutete ‚Stoffwechselkrankheit‘ heilt, löst sie dem Umkehrschluss zufolge gleichzeitig auch aus. Das ‚Wundermittel‘ zur Behandlung der Suchtkrankheit muss Burroughs Meinung nach erst noch pharmazeutisch erzeugt werden. Seiner individuellen Erfahrung nach liegt mit dem Apomorphin der bisher beste Behandlungsstoff gegen Entzugserscheinungen vor. Bei Erwachsenen werden drei bis vier Mal täglich 10 Milligramm intramuskulär oder subkutan verabreicht, um Entzugserscheinungen zu lindern. Nach der Vergabe soll der Patient unter Beobachtung bleiben (z.B. Blutdruckmessung).

*„Ich habe den Eindruck, daß ich von meinem süchtigen Verlangen nach Morphium nie vollständig geheilt wurde, bis ich mich der Apomorphin-Behandlung unterzog. Vielleicht ist das „psychologische“ Verlangen nach Morphium, das nach der Kur zurückbleibt, gar nicht psychologisch sondern Stoffwechselbedingt. Durch Apomorphin-Varianten mit stärkerer Wirkung ließe sich vermutlich die Behandlung jeder Art von Sucht qualitativ verbessern.“*⁴⁹⁶

Apomorphin erregt den Hypothalamus und löst daher starkes Erbrechen aus. Apomorphin ist kein Opiat und auch kein Opioid, sondern wirkt im Gehirn als Dopamin-Antagonist⁴⁹⁷. Bei Opiatkranken können damit die Entzugserscheinungen auf circa zwei Tage verkürzt werden und auch das von Burroughs beschriebene Fehlen des psychischen Verlangens ist ein Nutzen des

⁴⁹⁴ Drogen- und Suchtbericht (2005).

⁴⁹⁵ Van Epen (1989, 319).

⁴⁹⁶ Burroughs (1978, 560).

⁴⁹⁷ Nach Rebmann (2004, Internetquelle).

Apomorphin. In geringen Mengen wirkt Apomorphin als Erektionsmittel und ist daher auch in Tablettenform (sublingual) erhältlich. Burroughs Bewertung des Apomorphins ist durch seine eigenen, positiven Erfahrungen vielleicht etwas zu rosig.

Die Erweiterung der Apomorphinbehandlung auf ‚jede Art von Sucht‘ ist wenig realistisch, allerdings kann es aufgrund des Eingriffes in die rezeptorale Dopaminverwertung auch bei Alkoholentzug angewendet werden. Auch die Übertragung der Stoffwechseltheorie auf Apomorphin ist fraglich, da diese aus Methadonstudien abgeleitet wurde. Burroughs Überschätzung des Apomorphin findet schließlich ihren Ausdruck in der Erzählung ‚Nova Express‘. Der genaue Plot kann hier nicht wiedergegeben werden. Burroughs wendet seine cut-up-Methode auf Anti-Drogen-Propaganda an, vermischt Fiktion mit Realität (inhaltlich, räumlich, zeitlich und biographisch) und greift immer wieder Formulierungen und Sinnbilder aus den vorangegangenen Schriften auf.

Aus der Anwendung dieser Methoden entsteht insgesamt eine Story mit verschobener Semantik und verzerrtem Sinn:

*„(...) später fanden wir heraus, daß die Metall-Junkies radioaktiv waren und explodierten, wenn sie miteinander in Berührung kamen. In diesem Stadium unserer Experimente kam uns die Nova Polizei in die Quere“.*⁴⁹⁸

Apomorphin ist auf skurrile Weise in die oft unverständlich bleibende Story eingebaut, er zitiert jedoch auch aus Dent's ‚Anxiety and it's treatment‘. Ein Zitat, danach wird ‚Nova Express‘ nicht weiter behandelt werden:

„Völker der Erde, man hat euch alle vergiftet. Wandelt alle erreichbaren Morphin-Bestände in Apomorphin um. Chemiker: arbeitet rund um die Uhr an Apomorphin-Varianten und ihrer synthetischen Herstellung. Apomorphin ist das einzige Mittel, das euch entgiften und gegen den Richtstrahl des Feindes immun machen kann. Apomorphin und Stille. Ich befehle den totalen Widerstand gegen alle, die sich verschworen haben, die Völker der Erde mit Ersatz-Bullshit abzufertigen. Ich befehle den totalen Widerstand gegen die Nova-Verschwörung und alle, die sich daran beteiligen.

„Sinn und Zweck meiner Veröffentlichungen ist die Entlarvung und Verhaftung von Nova-Verbrechern. In NAKED LUNCH, SOFT MACHINE und NOVA EXPRESS zeige ich, wer sie sind, was sie tun, und was sie

⁴⁹⁸ Burroughs (1978, 607).

erreichen werden, wenn man sie nicht verhaftet. Es bleiben nur noch wenige Minuten. Alle, die ihr seelisch verkümmert unter der Wirkung ihrer Orgasmus-Lügen und zittert unter der Drohung ihrer Nova-Öfen – Gefangene dieser Erde: kommt heraus. Mit eurer Hilfe können wir Das Realitätsstudio besetzen und ihr Universum aus Angst, Tod und Monopol zurückerobern.'

Gez. INSPEKTOR J. LEE, NOVA POLIZEI⁴⁹⁹

Reduktion, Substitution, Maintenance, Substitution-Maintenance – Verwirrung bei der Übersetzung. Wie schon bei dem Wort ‚addiction‘ gibt es ebenfalls mit dem Begriff ‚Substitution‘ Probleme bei der Übersetzung aus der englischen bzw. amerikanischen Sprache. Substitution meint im Amerikanischen die Vergabe von Ersatzmitteln, die nicht Opiate / Opioide sind (also all jenes, was Burroughs erfolglos durchprobiert hat).

„Obviously the sane, commonsense solution is maintenance to those who cannot or will not quit, and effective treatment for those who want to quit. The only treatment currently available is abrupt withdrawal, or withdrawal with substitute drugs. (...)”⁵⁰⁰

Was bei uns Substitution heißt, ist dort ‚Maintenance‘ und war von 1919 bis 1964 verboten⁵⁰¹, also für Burroughs unerreichbar und daher erwähnt er nur den abrupten Entzug und den Entzug mit Substitutionsdrogen (die keine Opiate sind). Es gibt aber Fälle, in welchen eine Entgiftung keinen Sinn macht. In solchen Fällen muss ein opiathaltiges Ersatzmittel langwierig vergeben werden. Dabei ist zunächst keine Reduzierung zwingend mitgedacht. Das liegt wahrscheinlich daran, dass die ersten Patienten der ersten Maintenance-Kliniken dem alten Typus der iatrogen erkrankten Konsumenten entsprachen. Solche Patienten hatten oft schon ein fortgesetztes Alter erreicht und teilweise viele Jahre Opiate genommen, so dass man eine Reduzierung, die für den Patienten mit Stress behaftet ist, nicht zwingend in Betracht zog.

Und für die Konsumenten der Unterschicht, die dem ‚Underground‘ nahe standen, wurde diese Form der Vergabe 1919 extra abgeschafft, wie oben gesehen. Die Umstände, unter welchen diese Konsumenten ihre Leben führen mussten

⁴⁹⁹ Burroughs (1978, 580).

⁵⁰⁰ Burroughs (1991, X).

⁵⁰¹ Acker (2006, 7).

verschlechterten sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte so, dass mit der Neueinführung der ärztlichen Vergabe die Vorstellung, eine ‚Droge‘ werde gegen ein Medikament ersetzt, also ‚substituiert‘, gängig wurde. Erst mit dem Methadon wurde die Vergabe von wirksamen Mitteln salonfähig. Man könne den Süchtigen doch keine Drogen geben, war vorher die Meinung. Methadon wurde offensichtlich nicht als Droge definiert, sondern als Medikament⁵⁰². Das hängt auch damit zusammen, dass die Vergabeprogramme eingeführt wurden, als der größte Teil der Ärzteschaft bereits im Sinne des Verbots und der Erwartung der Totalabstinenz diszipliniert war. Es waren die ersten Maintenance-Programme in den USA, die komplett unter den gesellschaftlichen Bedingungen der Prohibition zugelassen wurden. In einer aktuellen Informationsbroschüre der WHO zur Vergabe von Methadon finden sich beide Begriffe gepaart, also als „Substitution-Maintenance“⁵⁰³.

Zu der Formel ‚Medikament ersetzt Droge‘ gehört die Vorstellung, die empirisch feststellbare Verbesserung (der zuvor durch Dekulturation bewirkten Verschlechterung) der Lebenssituation sei eine Folge der medikamentösen Behandlung selbst. Doch es ist die kulturelle Wirkung dieser Behandlung auf die Konsumenten-Lebensführung, die eine Verbesserung der Lebenssituation bewirkt.

Der Gedanke an Ersatzmittel und stufenweise Reduktion ist so alt wie die Wahrnehmung des Phänomens. Burroughs setzt den Anfang bei De Quincey, ein weiterer Hinweis, dass literarischer und medizinischer Diskurs von Anfang an interdependent waren.

„Withdrawal treatment dates back to early 19th-century British drug essayist Thomas De Quincey.“⁵⁰⁴

Reduktion. Die Reduktion hat De Quincey an sich selbst angewendet und war bedingt erfolgreich: er gab den Konsum nie ganz auf, sagt aber von sich selber, einen unglücklichen Sieg davongetragen zu haben. Einer seiner Kritiker aus der

⁵⁰² Ähnlich verhält es sich zurzeit mit dem Opiat Buprenorphin. Dieses wird als *Medikament* betrachtet, welches zur Abhängigenbehandlung verwendet werden kann. Aufgrund dieser Abgrenzung versucht man herauszufinden, wie sich Buprenorphin und der Schwarzmarkt zueinander verhalten. Vgl. Agar et. al. (2001).

⁵⁰³ WHO / UNODC / UNAIDS (Hg.) (2004, Internetquelle).

⁵⁰⁴ Burroughs (1991, X)

Ärzeschaft sah sich nicht daran gehindert, die ‚De Quincey home method‘ anzupreisen⁵⁰⁵.

Die genaue Beschreibung der eigenen Reduzierung findet sich an versteckter Stelle. Erst ein Jahr nach der Erstveröffentlichung folgte ein Appendix. In diesem finden sich die Angaben zur Reduzierung der Tropfen. Der letzte Teil des Weges wird darin als der schwerste beschrieben. Die Reduzierung von knapp über hundert Tropfen auf Null ist von stetigen Rückgriffen auf mehrere hundert Tropfen unterbrochen – „*what mean these abrupt relapses, the reader will ask*“⁵⁰⁶. Am Ende einer fünfwöchigen Frist verbringt er ganz Tage ohne Opium, um dann plötzlich wieder 200 Tropfen zu zählen.

„The *impulse* to these relapses was mere infirmity of purpose; the *motive*, where any motive blended with the impulse, was either the principle of “*reculer pour mieux sauter*” (for under the torpor of a large dose, which lasted for a day or two, a less quantity satisfied the stomach, which on awaking found itself partly accustomed to this new ration), or else it was this principle – that of sufferings otherwise equal, those will be borne best which meet with a mood of anger. Now whenever I ascended to any large dose I was furiously incensed on the following day, and could then have borne any thing.“⁵⁰⁷

Der Erfolg einer Reduzierungskur ist also fraglich. Auch Burroughs äußert sich direkt, zuerst innerhalb der Story von Junkie, später in der Beschreibung seiner Erkrankung:

„*Bill Gains setzte sich nach Lexington ab, und ich machte mich mit meinem Wagen und zwei Gramm Junk auf den Weg nach Texas. Ich sagte mir, der Stoff würde wohl für einen langsamen Entzug reichen, und ich hatte mir einen genauen Reduktionsplan ausgearbeitet, der auf zwölf Tage angelegt war. Ich hatte zwei Flaschen dabei, eine mit Junklösung und eine mit destilliertem Wasser. Jedesmal, wenn ich mir einen Schuß setzte, wollte ich die entnommene Junklösung durch die gleiche Menge destilliertes Wasser ersetzen. Am Ende würde ich dann reines Wasser spritzen. Jeder Junkie kennt diese Methode. Eine Variante davon ist die chinesische Kur, die mit Opiumtinktur und Wampole’s Tonic durchgeführt wird – nach ein paar Wochen trinkt man nur noch reines Tonic.*

Vier Tage später, in Cincinnati, war der Junk alle und ich konnte nicht mehr weiter. Ich habe nie einen erlebt, der mit so einer selbst verordneten Kur Erfolg hatte. Man findet immer einen Grund, um sich ausnahmsweise ein

⁵⁰⁵ Milligan (2003, XXXI).

⁵⁰⁶ De Quincey in Day (2004, 74).

⁵⁰⁷ De Quincey in Day (2004, 74).

*bißchen mehr Junk zu genehmigen. Schließlich ist dann der Junk aufgebraucht und man ist genauso süchtig wie zuvor.*⁵⁰⁸

Und erläuternd:

„Reduktionskur. – Dies ist die am häufigsten angewandte Behandlung; in Fällen von schwerer Sucht ist sie durch keine der bisher bekannten Methoden zu ersetzen. Der Patient muss eine gewisse Menge Morphinium erhalten. Wenn es eine Regel gibt, die für alle Fälle von Sucht gilt, dann diese. Nur sollte das Morphinium möglichst rasch abgesetzt werden. Ich habe mich mehreren Reduktionskuren unterzogen, und das Ergebnis war jedesmal, daß ich entmutigt aufgab und schließlich wieder rückfällig wurde. Unmerklicher Entzug kann leicht zu einem Entzug ohne Ende werden.“⁵⁰⁹

Reduktion und Substitution. Diese Meinung findet sich nur ansatzweise bestätigt bei James Lee. Er war lange Zeit Asien und hat insgesamt 30 Jahre kontrollierten Konsum mit sehr großen Mengen betrieben, d.h. er hat hohe Dosen Morphinium, Kokain, Rauchopium, die verschiedenen Hanfpräparate und allerlei anderes, nicht näher bestimmtes Zeug durcheinander konsumiert. Doch das heißt nicht, dass er unkontrolliert konsumiert hat. Im Gegenteil, sein Konsum beruhte auf einem ausgeklügelten System der Vermischung verschiedener Drogen:

*„The life of a drug taker can be a happy one, far surpassing that of any other; or it can be one of suffering and misery, it depends on the user’s knowledge. The most interesting period will only be reached after many years, and then only if perfect health has been retained; using several kinds of drugs (for one drug alone spells disaster), and increasing the doses in a carefully thought out system, a system which was first made known to me by an Indian doctor who initiated me into the drug habit. Waking visions will then begin to appear, and it is these visions which are so interesting.”*⁵¹⁰

Zu der bewussten Vermischung mehrerer Drogen kommt also ein ebenso bewusstes Erhöhen der Menge.

Aber er hatte keine Probleme, den Konsum aufzugeben. Er bemerkt eher beiläufig, dass ihn die Einführung des Opiumverbots von der Fortsetzung des Konsums abgeschreckt hat. Schwer gefallen ist ihm das Absetzen der Drogen

⁵⁰⁸ Burroughs (1978, 94).

⁵⁰⁹ Burroughs (1978, 558).

⁵¹⁰ Lee (1991, 2).

nicht. Zwar hält er von der Reduktionskur ebenso wenig wie Burroughs, deutet aber an, dass er eine bessere Kur kenne:

„The cure is easy, but not by the method generally adopted, that of gradually reducing the dose; a method which will only cause intensive suffering, and sometimes even death.”⁵¹¹

Seinen erster Versuch, das Morphinum aufzugeben, unternahm er einige Monate nach der ‚Initiation‘ durch den indischen Arzt. Er bemerkte körperliche Probleme und wollte das Morphinum aufgeben. Er versuchte es mit besagter Reduktionskur, sie gleicht der von Burroughs auf das Haar, mit nur einem Unterschied: da immer genug Morphinum vorrätig war, konnte er das Mischungsverhältnis von Wasser und Morphinum variieren, indem er Morphinum wegwarf. Die Kur schlug fehl und er suchte Rat bei seinem indischen Arzt, der inzwischen ein Freund geworden war. Dieser hatte ihn schon belächelt, er hatte bereits erwartet, dass die Kur fehlschlägt. Er verschrieb Lee Kokain, aber nicht einfach als direkten Ersatz (ein Fehler, den europäische Ärzte begangen haben), sondern zur graduellen Veränderung des Mischungsverhältnisses beider Drogen, bis das Kokain das Morphinum ersetzt und vergleichsweise leicht abgesetzt werden kann.

Die kontrollierte Anwendung beider Drogen führte zu einem erfolgreichen Umgang mit der Reduktionskur, zwei zu reduzierende Drogen werden gewissermaßen gegeneinander ausgespielt, bis beide problemlos abgesetzt werden können.

*„Following Dr. Babu’s instructions, I first mixed up an ounce solution of morphia containing one grain of morphia to each 20 minims of water, and another of a five percent solution of cocaine.
Starting with 20 minims of the morphia solution, injected three times a day, i.e. 3 grains of morphia a day, I reduced the dose by 1 minim each day, and added 1 minim of the cocaine solution, until in 20 days I was using no morphia at all, only cocaine.
I experienced no inconvenience at all, or craving for morphia, only increased pleasure.”⁵¹²*

Auf diese Weise war es kein Problem, das Morphinum abzusetzen. Als er neu begann, nahm er wieder eine Anfängerdosis, mit den gewünschten Effekten. Das

⁵¹¹ Lee (1991, 2).

⁵¹² Lee (1991, 5f.).

Toleranzsyndrom war zwischenzeitig komplett abgebaut, die Benutzung der Anfängerdosis zeigt, dass er sich dessen *bewusst* war. So lebte er eine Weile in Indien mit stets hohem Konsum, aber ohne körperliche oder psychische Probleme, lediglich die Spritzen waren nicht steril genug. Sein ärztlicher Freund unterwies ihn darin, sie sauber zu halten, ebenso wie in anderen wichtigen Dingen:

„Under his instructions, I now started to use drugs scientifically. I watched my bodily condition carefully, and corrected at once any adverse symptoms. Had I a headache on some rare occasion? I removed it with a mixture of morphia and cocaine. A little fever which was natural in this climate and affected every European, I could remove in a few minutes, just as I could remove any kind of pain. (...)
Drugs alone could do this, if rightly used, but unfortunately, they are hardly ever used so. All these narcotic drugs, which are commonly known as Dangerous Drugs, are really a gift of God to mankind. Instead of them doing him harm, they should really be the means of preserving his health, and making his life a state of continual happiness. I was now able to use large quantities of any particular drug for a time without it harming my health in the slightest, in fact I seemed to benefit by it in every day.”⁵¹³

Als er sich auf die Heimreise nach England machte, wendete er noch einmal seine Zwei-Drogen-Kur an, ausgehend von einem Grundkonsum von jeweils 2 Gran Morphinum und Kokain, wieder ohne Probleme:

„After I had got settled down on board, I started my system in earnest. I was using 2 grains of morphia, and 2 grains of cocaine, as before mentioned. Without any trouble I got easily down to 1 grain of each. Now I mixed up 6 grains of each drug in separate bottles; each with 240 minims of water, and still keeping to the four injections per day. I started by drawing up into the syringe 9 minims of morphia and 10 minims of cocaine. Next day the morphia was reduced by another minim and so on until the fourth day my dose was 6 minims of morphia and 10 minims of cocaine. Now I was beginning to feel slightly the need of a little more morphia. Instead of taking more, I started reducing the cocaine 1 minim per until on the eighth day my injection consisted of 6 minims of each drug. Now I felt that I was getting enough morphia again. Decreasing the cocaine, had the same effect as though I had increased the morphia.

⁵¹³ Lee (1991, 9).

*This may be difficult to believe, yet it is true. The explanation is, that these two drugs are in a certain way antidote to each other, yet when taken together, they both seem to act independently, and one gets the full effect of each drug.*⁵¹⁴

Sein Trick war also, nicht dem Verlangen nach mehr Morphin nachzugeben, sondern die Kokainmenge zu senken und damit der Morphiummenge anzupassen. Er fährt fort:

*„When I had got down to 5 minims of each drug per injection, I marked time for three days.
I was now getting a grain of each drug a day.
I now commenced afresh, but instead of reducing the quantity of the liquid, I kept to the ten minims per injection, first mixing up fresh drugs, as it is not good to keep them mixed long.
Now for four days I added to the morphia solution, an equivalent quantity of distilled water every time I injected, that is to say:
Every time I drew out 5 minims of solution, I added afterwards 5 minims of water. The total quantity of liquid always remained the same in the bottle, but it was getting gradually weaker, and the dilution was taking place on a diminishing scale, as it should do.
Soon the mixture became pretty weak, and I stopped adding more water, on concentrated on reducing the actual number of minims used, until I was down to 5 minims of mixture (1/4 syringe full) per injection, and then I recommended diluting as before.
A few weeks after my arrival in England, I was able to stop using drugs entirely.*⁵¹⁵

Die Beschreibung dieses zweiten Abschnitts der graduellen Reduzierung liest sich allerdings wie eine Darstellung der gewöhnlichen Reduzierungskur, genau wie von Burroughs auch beschrieben. Es bleibt also leider offen, ob hier wieder nach obenstehender Methode der Anpassung der Kokainmenge nach unten, statt der Morphinmenge nach oben, vorgegangen wurde. Ein solches Vorgehen wäre heutzutage allerdings ohnehin undenkbar. Eine legale Versorgung mit den von Lee verwendeten Substitutionsmitteln Morphin (heute wäre es eher Heroin) und Kokain ist nicht möglich. Bei illegaler Versorgung stehen die Verfügbarkeit, die Qualität, der Preis und das Sanktionsrisiko im Weg

⁵¹⁴ Lee (1991, 11).

⁵¹⁵ Lee (1991, 11f.).

Substitution (Ersatzmittel ohne Opiatalkaloide). Wie gesehen hat Burroughs eine Menge verschiedene Substanzen durchprobiert und die Wirkungen beschrieben. Vieles davon war durchaus von Ärzten verordnet. Hilflös, eher dem Impuls folgend, dass etwas, nur irgendetwas, das man dem von Entzugsschmerzen Getriebenen gibt den Fehler in ihm behebt. Aus soziologischer Sicht lässt sich dazu festhalten, dass eine Ersatzhandlung offensichtlich immer leichter ist als eine (von Fremden geforderte) Handlungsunterlassung, selbst wenn die Wirkung der Ersatzhandlung auf den Körper unberechenbarer ist als die der zu unterlassenden Handlung selbst.

Dieses einfache Handlungsprinzip wurde auch von Quacksalbern in Anspruch genommen. Sie boten Ersatzmittel an, die Opiate enthielten, aber ohne dies zu verraten. Der Hilfesuchende tauschte seine Droge gegen ein teureres Produkt, das nach dem gleichen *principium somniferum* wirkt wie alle Opiate. Diesen Betrügereien standen ehrliche Anbieter gegenüber. Doch ihr Angebot war in der Regel nicht wirklich hilfreich:

*„(...) Chloral hydrat and Potassium Bromide for the first three or four days as required. A pill consisting of belladonna, gentian, valerian, quinine and ginger is given morning and evening.“*⁵¹⁶

Ein anderer Anbieter trat 1909 auf den Plan und bot eine Kur an. Die Liste der Inhaltsstoffe ist recht schauderhaft:

*„(...) was made up of one part the fluid extract of prickly ash bark, one part the fluid extract of hyoscamus and two parts 15 per cent tincture of belladonna. This was to be administered with a complete evacuation of the bowels (usually by enema), doses of the addictive substance, castor oil and strychnine. After three days, the addict was said to pass a green mucous stool which signified the end of his discomfort and addiction.“*⁵¹⁷

Die Kur wurde von Anfang an kritisiert, fand aber Zuspruch durch Politiker, so dass der Anbieter zu einem reichen Mann wurde. Das zeigt, ebenso wie das Maintenance-Verbot, dass aus Sicht der Politik nicht die Qualität der Behandlung, sondern die Angepasstheit an die moralischen und politischen Vorgaben über die Anwendung einer Behandlungsart entscheidet.

⁵¹⁶ Osgood, in Booth (1996, 92).

⁵¹⁷ Booth (1996, 94).

Die Beschreibung der Substitution mit Ersatzmitteln, welche kein Opium enthalten, ist kein rein medizinisches Fachgebiet. In den Schriften von Fitz Hugh Ludlow findet sich dieser eine Gedanke, der für den Pythagoräer kristallklar die Lösung enthält: man gebe Haschisch, ohne dem Patienten zu verraten, dass es welches ist. Deshalb mischt man Myrrhe unter oder macht sich auf die Suche nach dem versteckten Wirkungsprinzip, dem THC. Das Besondere an diesem Gedanken ist nicht die vermeintliche Abwegigkeit dieses Gedankens, sondern wie dieser aus einer fiktiven Geschichte und über die medizinischen Schriften in die echte Welt kommt. Der Gedanke lässt sich verfolgen bis zu jenem Punkt, an dem Fitz Hugh Ludlow zur TBC-Behandlung nach Europa reist und sich mit dem Hinweis auf ein neues Medikament, welches ein befreundeter Arzt vertreibt, verabschiedet.

Zunächst die Geschichte, „John Heathburn’s Title – A tale in two parts“: Die Erzählung handelt von John, George und Arthur. Die beiden ersten sind Cousins, letzterer erzählt aus der Ich-Perspektive und gibt dabei viele Dialoge wieder. Die drei besuchten dasselbe Institut (dieselbe Schule) und haben sich dann lange nicht gesehen. Die Berichte aus der Schule deuten schon an, dass George sich gelegentlich schlecht unter Kontrolle hat, einmal schlägt er seinen Cousin John. Arthur ist inzwischen Arzt und man trifft sich im Hause von Johns Vater, wo auch George lebt, wieder. John zeigt Arthur ein niedergebranntes Haus, George hat es angezündet, denn er ist ein Trinker und der Diener, dem das Haus gehörte, hatte ihm Alkohol verweigert. Dazu gehört der Dialog, in dem John seinem alten Freund Arthur von George’s Alkohol- und Opiumabhängigkeit berichtet, Ludlow baut einen ersten Hinweis auf die Verwendungsmöglichkeiten von Haschisch ein, auch um zu zeigen, dass Arthur ein Fachmann ist:

„(...)

[John] „*He is worse than a man deprived of his reason by Heaven – he has deprived himself of it – he is, I must say, a hopeless drunkard!*“ (...)

[Arthur] „*But did you have no medical help? Didn’t you administer any sedative?*“

[J] „*Yes, we got a doctor up from town, who gave him a dose of Indian Hemp – ,Cannabis,’ I believe, he called it – but it only made him wilder, and, if possible, put him into greater agony.*“

[A] „Of course! It is a drug whose effects after those of liquor are most fearful”(…)

[J] „The fact is, that we didn't dare to give him opium, which is the only other adequate sedative that seems to be known. It was tried once before, when he was suffering from the after-effects of a debauch, and though it relieved him at the time, his knowledge of its effects made him substitute it after that for liquor, as I shall tell you; and he was tending to the still worse hell if possible of that awful narcotic, when a supper, arranged by his friends, turned him to liquor again. But I have my suspicions that he has been alternating the two ever since”
(…)“⁵¹⁸.

Arthur nimmt sich der Sache an. Er spricht mit George. Deutlich ist zu sehen, wie Ludlow sich bemüht darzustellen, dass Arthur verständnisvoll und doch unnachgiebig ist. Er wirkt auf George ein und gibt ihm eine Pille: Haschisch mit Myrrhe. Dann endet der erste Teil.

Der zweite Teil beginnt direkt mit der Erfolgsmeldung:

„[Arthur als Erzähler] I refer to the Cannabis, whose first knowledge as an agent in cases like his I owed to another physician. (...) Daily I administered the drug to my patient, at the same time keeping it under lock and key, and refusing to acquaint him with its name; daily I had him constantly as possible under my own immediate eye, using all means that lie in force off will, active exercise, nourishment, regular rest and occupation, to restore him; and daily was it easier for him to refrain from the cursed banes that had before enthralled him. At the end of the time I mentioned [four month] he stood on free ground.”⁵¹⁹

Ludlow macht also deutlich, dass zusätzlich zur Behandlung mit Cannabis eine Reihe anderer Regeln zu beachten sind.

Ferner nimmt George seine medizinischen Studien wieder auf und liest viel. Daher wirkt Arthur's Therapieansatz und George ist nach vier Monaten geheilt. Arthur wiederum lässt sich dauerhaft am Ort des Geschehens, Norfolk, nieder und eröffnet eine Praxis. Danach hat die Erzählung nichts mehr mit Opium oder Haschisch zu tun, der Plot schwenkt um auf eine Kabale und Liebe –Linie, die glücklich endet.

⁵¹⁸ Ludlow (1864, 348f.).

⁵¹⁹ Ludlow (1864, 465f.).

Dann verfasst Ludlow seinen Text ‚What shall they do to be saved‘ und anschließend die ‚Outlines of the Opium-Cure‘. Hier beschreibt er seine Vorstellung der heilenden Inselwelt, wie sie weiter oben bereits zusammengefasst wurde. An dieser Stelle kommt es auf die von ihm geprüften Substitutionsmittel an. Auf der Insel werden verschiedene Mittel für verschiedene Stadien und Ausprägungen der Opiaterkrankung verwendet.

„The remedies I have mentioned are capable of indefinite combinations. The head of an institution like Lord's Island will want them all, although any one given case may not require all of them. In the hands of a thoroughly scientific, skillful man, they form an armory of means with which such an amount of good can be done as beggars our imagination.“⁵²⁰

Trotz der intensiven Verwendung von Substitutionsmitteln weiß Ludlow, dass im Grunde nichts als Opium selbst das Opium ersetzen kann. Die Anforderungen an eine solche Substanz sind einfach zu hoch.

„It is scarcely necessary to premise that no such thing as a succedaneum for opium is comprehended in the list of these agents. Any drug which would so nearly accomplish for the opium-eater what opium accomplishes that he would not miss the latter, must be nowise preferable to opium itself. Such a drug must be able to prevent the decompositions which cause the suffering; to continue that semi-paralysis of the organic functions in which opium's greatest fascination exists, a paralysis leaving the cerebral man free to exhaust all the vitality of the system in pleasant feelings, lofty imaginings, and aerial dreams, without a protest from the gauglionic man who lies a mere stupefied beggar without any share in the funds of the partnership wherewith to carry on the business of the stomach and bowels and heart, the kidneys and lungs and liver. It must be a drug that can prevent the re-awakening of the nutritive and excretory processes -- for it is these whose waking, seeing how late in the day it is, clamoring at the confusion in which they find affairs and at the immense quantity of behind-hand work suddenly thrown on them, together with that re-sharpening of long-dulled sensation by which the clamor comes into consciousness loud as the world must be to a totally deaf man suddenly presented with his hearing, which constitute the series of phenomena which we call pain. No! there is no such thing as a substitute for opium, save -- more opium or death. And I do not know that I need say "or." (...)“⁵²¹

Zu den verschiedenen Substanzen zählt auch Cannabis, doch Ludlow äußert sich durchaus skeptisch. Er sieht das Problem, das auch Sertürner auf seine

⁵²⁰ Ludlow (2004b, 217).

⁵²¹ Ludlow (2004b, 217f.).

Entdeckungsreise nach dem principium soniferum geschickt hatte: schwankende Qualität und in der Folge Dosierungsprobleme, zusätzlich nennt er als Problem, dass gegessenes Haschisch nur langsam wirkt (geraucht oder verdampft wurde damals nicht).

„The principal objection to the cannabis lies in two facts. First, it is very difficult to obtain any two consecutive specimens of the same strength, even from the same manufacturer. Second, in its gum state it is exceedingly slow of digestion, and unlike opium not seeming to affect the system at all by direct absorption through the walls of the stomach, it is very slow in its action; the dose you give at 4 P.M. may not manifest itself till 9 or even midnight, and even then may still move so sluggishly that you get from it only a prolonged, dull, unpleasant effect instead of a rapid, favorable, and well-defined one. If it is given in the form of a fluid extract or tincture, its operation can be more definitely measured and counted on, but the amount of alcohol required to dissolve it is sufficient often to complicate its effects very prejudicially, while in any case the immense proportion of inert rubbish, gum, green extractive, woody fibre, and earthy residuum is so great as to be a severe tax on the digestive apparatus -- often seriously to derange the stomach of the well man who uses it, and much more the exquisitely sensitive organ of the opium-eater. I might add a third objection -- the fact that its effects vary so wonderfully in different people -- but the physician can soon get over that by making his patient's constitution in the course of a few experiments with the drug the subject of his careful study. Both its lack of uniformity and its difficulty of exhibition may be nullified by using the active principle. It has been one of the opprobria medicinae that in a drug known to possess such wonderful properties so little advance has been made toward the isolation of the alkaloid or resinoid on which it depends for its potency. I have for years been endeavoring to interest some of our great manufacturing pharmacutists in the attainment of a form -- condensed, uniform, and portable -- which should stand to cannabis in the same relation which morphia bears to opium. I believe that, in collaboration with my friend Dr. Frank A. Schlitz (a young German chemist of remarkable ability and with a brilliant professional career before him), I have at last attained this desideratum. I have no room or right here to dwell upon this interesting discovery further than to say that we have obtained a substance we suppose to bear the analogy desired and to deserve the title of Cannabin. If further examination shall establish our result, we have in the form of grayish-white acicular crystals a substance which stands to cannabis in nearly the same proportional relation of potency as morphia to opium, and this most powerful remedy can be given as easily and certainly as any in the pharmacopoeia. If we are successful we shall ere long present it to the medical profession. With all the objections that prejudice cannabis now, I have still witnessed repeated proofs of its great value in lulling pain and procuring sleep, when all other means had failed with the reforming opium-eater, in doses of from one drachm to five of fluid extract or tincture (in some rare cases even larger), administered twice a day. Like opium it is only secondarily a soporific, and to produce this effect it should be given three or

*four hours before the intended bed-time. Then the earliest effect will be a cerebral stimulus, sufficient to divert the mind from the body's sufferings during day-light, and the reaction will come on in time to produce slumber of a more peaceful and refreshing character -- more nearly like normal sleep in a strong, energetic constitution fatigued by healthy exertion, than that invoked by any drug I know of.*⁵²²

Er war also zusammen mit seinem Freund Frank A. Schlitz auf der Suche nach dem Hauptinhaltsstoff des Cannabis. Sie vermuteten, es in einer gräulich-weißen Substanz entdeckt zu haben, das Cannabin. Sie kündigen an, weiter zu forschen und es allgemein verfügbar zu machen, sollten sie erfolgreich sein. Da ist es nicht zu weit hergeholt, in einem später von Ludlow empfohlenen Mittel ein Cannabisprodukt zu vermuten.

Ludlow nahm selbst Opium, da er an Tuberkulose erkrankt war. Im Jahr 1870 machte er sich auf den Weg zur Lungenkur nach Europa. Zuvor schrieb er noch einen Brief an den Chefredakteur von ‚Harper’s New Monthly‘, dem Journal, in welchem er einige seiner Schriften veröffentlicht hatte. In diesem Schreiben gibt er bekannt, dass er endlich jenes Substitutionsmittel gefunden habe, auf das alle Opiumkranken so lange gewartet haben.

„DEAR EASY CHAIR - Today sailing for Europe, an invalid, with all the uncertainties of return which attend such a one, may I ask to say through you a word or two, in parting, to the class of our suffering fellow men and women for whom, as you know, I have spent a large part of my life - all that part, indeed, which is usually the leisure of a laborious profession?”

„There I promised a salvation I had repeatedly seen effected, and accumulated all the incentives and encouragements to seek it which I knew; (...) Thus far I had failed in my wrestling interrogations of Nature for the antidote, the substitute, the agent, whatever it might be, by which opium might be so gradually replaced and eradicated as to present the slave, some bright celestial morning, with his manumission, before he could feel the blows which struck the shackles from his feet.”

„I ask you, dear Easy Chair, to rejoice with me that, in all probability, that wonderful discovery has now been made; that henceforth the salvation of the opium-eater, like that from any other chronic disease, may be accomplished in such a way that the cure brings not an increase but a relief of the original suffering.”

⁵²² Ludlow (2004b, 218f.).

„(...) and that the opium-craving was not only appeased, but quite eradicated, by the process of cure. I have been compelled to confess that the life-long object of my search seemed most marvelously accomplished.”

„I have responded to all inquiries for help to the opium-eater, by visit or letter, will be glad to know that during my absence such inquirers may apply to my noble-hearted and philanthropic friend, Mr. Henry Read, of Lowell, Massachusetts, who possesses all my information on the subject, and has kindly consented to let me roll off upon his shoulders the loving but heavy burden of answering such questions as might, if I staid here, be addressed to me.”

„By letting me say these parting words from your kindly elevation, my dear Easy Chair, you will bless thousands of sorrowful souls, and send one away to Europe far less sorrowful, because most hopeful, for them.”⁵²³

Es gibt nicht viele Möglichkeiten, worum es sich bei diesem Medikament gehandelt haben könnte. Es könnte ein Mittel gewesen sein, welches:

- Opium oder Opiumalkaloide in irgendeiner Form enthielt,
- eine oder mehrere Substanzen enthielt, welche häufig benutzt wurden und auch Ludlow bekannt waren (tropane Alkaloide etc.),
- Cannabis enthielt, gewissermaßen als real gewordene Fiktion.

Es ist klar, dass keines dieser Mittel wirklich wirksam sein kann. Opium gegen Opium zu ersetzen bringt wenig, wenn man nicht zusätzlich die besondere Lebensführung des Dauerkonsumenten als wert- und zweckbezogen erkennt. Die anderen Substanzen können nicht wirklich gegen Entzugerscheinungen wirken. Mit dem Cannabis verhält es sich wohl ganz so, wie Burroughs festgestellt hat. Trifft man den richtigen Zeitpunkt, die richtige Dosierung und die richtige innerliche Stimmung, kurz: Set und Setting, dann kann THC den Appetit und den Geist anregen oder auch psychische Schmerzen oder Missstände beseitigen. Trifft man das falsche Set und Setting, dann kehrt sich das Verhältnis um und es kann, wie Burroughs sagt, ein Albtraum werden: es kann Trauer, Depressionen und Verwirrung auslösen, die dann die Entzugerscheinungen ersetzen, oder schlimmer noch, sich mit diesen zu einem noch größeren Übel verbinden.

Aber etwas muss dran sein, auch die Autoren, die (wie bereits zusammengefasst) aus Indien berichten, fordern nicht nur die Vergabe von Opium, sondern auch von Haschisch. Was spricht denn dagegen, den Versuch zu wagen, Prämissen und

⁵²³ Ludlow (1870, 468).

Prädispositionen für das richtige Set und Setting zu bestimmen? Dann könnten Cannabisprodukte den Entzugsprozess unterstützen.

In der Novemberausgabe (ebenfalls 1870) sieht sich der Redakteur gehalten, diesen Brief noch einmal zu kommentieren, denn manche der Kunden waren nicht zufrieden.

„In the August Number of this Magazine a letter was published from Mr. Fitzhugh Ludlow to the Easy Chair, stating that a remedy had been discovered, which seemed to him almost infallible, for the relief of opium-eaters, a subject in which Mr. Ludlow has been, as is well known, long interested. Mr. Ludlow was just sailing for Europe, and referred inquirers to Mr. Henry Read, of Lowell, Massachusetts. Letters which the Easy Chair presently received, from persons evidently painfully anxious upon the subject, stated that a large sum was required to be paid in advance, and that the whole business had a mysterious and suspicious aspect. The Easy Chair, which had printed the letter of Mr. Ludlow as that of an old correspondent of the Magazine, and an authority upon the subject, wrote to Mr. Read, and received from him a long and detailed account of the facts. Mr. Read confirms the statement of our correspondents, that an enormous price is demanded for the antidote; but he claims that he is not responsible, being an agent only, and that neither he nor Mr. Ludlow, who both attest the efficacy of the remedy, has any control of the price.”⁵²⁴

Es bleibt also zu hoffen, dass Ludlow selbst getäuscht wurde und nicht wissentlich daran beteiligt war, mit einer unnützen Kur den Kunden zu schaden. Seine sonstigen Beiträge sind den Opiumkranken gegenüber jedenfalls immer ehrlich, verständnisvoll und mitfühlend, oftmals weit über das heutige Maß hinaus. Ferner enthalten sie für damalige Verhältnisse (und dafür, dass Ludlow kein professioneller Arzt war) versiertes Fachwissen und einige geradezu visionäre Gedanken.

Substitution in Deutschland. Die genaue begriffliche Unterscheidung von Reduzierung, Substitution und Dauervergabe, die sich besonders aus den Werken der Literaten ableiten lässt, ist von besonderer Bedeutung, weil die deutsche Vergabep Praxis, die offiziell Substitution heisst, alle drei Komponenten beinhaltet und paradoxerweise jene der Substitution am wenigsten enthalten ist. Genau genommen handelt es sich um eine zeitlich begrenzte Dauervergabe mit

⁵²⁴ Harper's New Monthly, Editor's Literary Record (1870a, 932-933).

Reduktionsplan (daher die zeitliche Begrenzung). Der Ersatz eines Opiates gegen ein anderes ist keine Substitution, da dazu, wie gesehen, ein Ersatz aus anderen Substanzklassen gesucht wurde.

Die Behauptung, bei der Substitution werde eine ‚Droge‘ gegen ein ‚Medikament‘ ersetzt, ist nur aufrecht zu erhalten, weil die Dekulturation des Heroins gesellschaftlich so fest geschrieben ist, dass (1) diese Unterscheidung überhaupt getroffen werden kann und (2) die empirisch festzustellende Verbesserung der Lebenssituation durch diese Praxis fälschlicherweise auf diese Unterscheidung zurück geführt werden kann (dabei liegt die Verbesserung der Lebenssituation eigentlich an einer ‚Begradigung‘ der Konsumenten-Lebensführung). Der einzige Grund, welcher die Formel ‚Medikament ersetzt Droge‘ stützen würde, ist die Annahme, dass Straßenheroin sich so sehr von medizinischen Opiaten unterscheidet, dass man es nicht mehr zu jener Klasse der medizinischen Produkte zählen kann – dies allerdings ist auch eine Folge der Dekulturation.

Bei der Substitution in Deutschland wird das Entzugssyndrom also in der Art geheilt, dass die illegal erworbenen und konsumierten Präparate gegen legale Narkotika ausgetauscht werden, wobei in der Regel ein gleichzeitiger Reduktionsplan erstellt wird. In Deutschland ist das Angebot an Substitutionsmöglichkeiten heutzutage flächendeckend verfügbar. Die Planung der individuellen Kuren ist in die Hände der Ärzte gelegt, knapp 2600 von ihnen substituieren, insgesamt haben 8500 die suchtherapeutische Qualifikation erworben, welche nötig ist, um die Behandlung abrechnen zu können. Damit werden ca. 55.000 Patienten erreicht (Stand 2005)⁵²⁵.

Die Behandlung ist stark politisiert. Aus demselben „Drogen- und Suchtbericht“ der Bundesregierung, die „Vorbemerkung zur Substitutionsbehandlung“:

„Eine Opiatabhängigkeit ist eine behandelbare Suchterkrankung. Neben einer drogenfreien ambulanten oder stationären Therapie, der sich in Deutschland momentan ca. 10.000 Menschen unterziehen, gibt es das Angebot einer substitutionsgestützten Therapie. Die von der Bundesärztekammer 2002 beschlossenen, so genannten „BUB-Richtlinien“ stellen die fachliche Grundlage für die Substitutionsbehandlung dar. Sie halten an der Suchtmittelfreiheit als oberstem Ziel der Behandlung fest, wobei aber die Sicherung des Überlebens, die gesundheitliche und soziale

⁵²⁵ Vgl. Follmann & Gerlach (2002, 266).

Stabilisierung und die berufliche Rehabilitation und soziale Reintegration als Vorstufen eines umfassenden Behandlungskonzeptes gelten.⁵²⁶

Die rechtlichen Grundlagen sehen nur zwei Möglichkeiten der Behandlung vor: Entzug und Substitution, kombiniert mit der graduellen Reduzierung.

Mit der oben stehenden Kritik am Abhängigkeitsbegriff und an der rechtlichen Situation ist nicht gemeint, dass die Behandlung im konkreten Fall nicht hilft. Patienten in einem Programm zur Dauervergabe haben eine wesentlich stabilere Lebenssituation als zuvor und als ihre Leidensgenossen ohne Behandlung. Die Mortalität sinkt, Arbeitsverhältnisse können besser beibehalten und Infektionskrankheiten effektiver behandelt werden⁵²⁷. Dazu sind eine Reihe verschiedener Opiate / Opioide zugelassen: Methadon und Kodein sind die bekanntesten. Gerade bei Methadon wird der Vorteil gesehen, dass es lange wirkt und Entzugerscheinungen wirksam unterdrückt. Das gilt auch für Buprenorphin, welches zusätzlich den Vorteil hat, ein partieller Antagonist zu sein und daher ein begrenztes Wirkungsmaximum hat. In manchen Ländern wird auch mit Morphin bzw. retardiertem Morphin substituiert⁵²⁸.

Bei allen Vorteilen einer solchen Behandlung gibt es auch Nachteile. Offensichtlich eignen sich alle Opiate mehr oder weniger gut zur Substitution – da liegt es eigentlich nahe, mit dem Opiat zu substituieren, aus welchem das Toleranzsyndrom im Einzelfall erwuchs. Doch hier ist die Hemmschwelle hoch, handelt es sich doch in den meisten Fällen um Heroin. Dieses wurde nur wissenschaftlich erprobt, und die Teilnehmer der Studie können auch nach deren Ablauf die Substitution mit Heroin fortführen. Eine Ausweitung wurde allerdings politisch unterbunden. Ein weiteres Problem liegt darin, dass bei der Suche nach dem optimalen Ersatz-Opiat auch Substanzen geprüft werden, die extrem gesundheitsschädlich sein können – etwa das LAAM, welches stark gefördert wurde, weil es noch wesentlich länger als Methadon wirkt und mittels eines Langzeitdepots unter der Haut verabreicht werden kann. LAAM erwies sich allerdings als gefährlich für die Gesundheit der Patienten, die Zulassung wurde inzwischen zurückgezogen⁵²⁹. Noch ein Problem liegt in der langen

⁵²⁶ Drogen- und Suchtbericht (2005, 75).

⁵²⁷ Vgl. Raschke und Verthein (2000, 575).

⁵²⁸ vgl. Werner (2007, 194f.).

⁵²⁹ Vgl. INDRO (Hg.) (o.J.) (Internetquelle); vgl. Werner (2007, 195).

Wirkungsdauer selbst, die nur dann brauchbar ist, wenn der Patient in seinem Substitutionsprogramm bleibt. Bricht er ab oder fliegt er raus, erzeugt das Methadon ein wesentlich längeres Entzugssyndrom als das Heroin. Man könnte auch sagen: der Patient ist abhängiger als vorher⁵³⁰.

Wirklich neu wäre eine Institutionalisierung der Heroinvergabe, wie sie jüngst erfolgreich erprobt wurde. Insgesamt sind gerade individuelle Lösungsmöglichkeiten besonders wichtig:

„Eine Behandlungsmethode kann sich einmal als völlig wirkungslos erweisen und ein andermal zu einem durchschlagenden Erfolg führen. Oder eine Behandlung, die bei mir versagt hat, kann bei einem anderen helfen.“⁵³¹

Die Anzahl der Substitutionspatienten wird auch im Suchtbericht angegeben: 57.700. Es gibt also inzwischen bei den Opiatkonsumenten ein Verhältnis von knapp 6:1 was die Verteilung bezüglich Substitution und Entgiftung betrifft. Das bedeutet, die Entgiftung ist fast immer nur von kurzer abstinenz erzeugender Wirkung. Dennoch fällt in der Vorbemerkung als nächstes die starke Betonung des Abstinenzgedankens auf, die ‚Suchtmittelfreiheit‘ ist auch bei der Substitution das oberste Ziel, d.h. in der Praxis schrittweise Reduktion bis zur Totalabstinenz. Von Psychotherapie und Psychiatrie steht dort nichts, das ist nur angedeutet in der Formulierung zum ‚umfassenden Behandlungskonzept‘. Hier herrscht Unklarheit, denn die Betäubungsmittelverschreibungsverordnung sieht keinen Zwang dazu vor, die neuen ‚Richtlinien über die Bewertung ärztlicher Untersuchungs- und Behandlungsmethoden‘, kurz BUB-Richtlinien, jedoch schon. Diese Richtlinien wurden vom Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen beschlossen, um die Möglichkeit zur Abrechnung bei gesetzlichen Krankenkassen sicherzustellen. Im Klartext heißt das: auch wenn in einem gegebenen Fall keine Psychotherapie nötig ist, muss eine solche besucht werden, da die gesetzliche Krankenkasse sonst eventuell nicht zahlt. Einziger Wermutstropfen für den so gegängelten Patienten mag sein, dass die Palette der möglichen Maßnahmen breit gefächert ist und unterhalb der Schwelle einer richtigen Psychotherapie angesetzt sein kann⁵³².

⁵³⁰ Vgl. Valentine (2007, 497f.).

⁵³¹ Burroughs (1978, 558).

⁵³² Vgl. Follmann und Gerlach (2002, 278f.).

Die heutige Substitutionsbehandlung ist demnach streng kodifiziert und dogmatisiert, medizinisch wie juristisch, in Deutschland wurde die Rechtsgrundlage im Jahr 2002 neu geregelt:

„Gemäß § 5a Abs. 1 Betäubungsmittel-Verschreibungsverordnung (BtMW) führt das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) für die Länder als vom Bund entliehenes Organ das Substitutionsregister. Seit dem 1. Juli 2002 hat jeder Arzt, der Substitutionsmittel für einen opiatabhängigen Patienten verschreibt, der Bundesopiumstelle im BfArM unverzüglich die in § 5a Abs. 2 BtMW vorgeschriebenen Angaben (insbesondere Patientencode, Substitutionsmittel, Beginn und Ende der Behandlung, ggf. Konsiliaris) zu melden. Ferner haben die Ärztekammer zum 31. März und 30. September der Bundesopiumstelle die Ärztinnen und Ärzte, die die Mindestanforderungen an eine suchtherapeutische Qualifikation erfüllen, gemäß § 5a Abs. 5 Satz 1 BtMW mitzuteilen.“⁵³³

Mit diesen Regeln werden die Ärzte einerseits diszipliniert, andererseits autorisiert⁵³⁴. Sie werden diszipliniert, weil sie die Inhalte der juristischen Vorgaben akzeptieren müssen, obwohl sich diese gegen ein breites Spektrum an Behandlungsmöglichkeiten und damit auch gegen die Patienten richten. Individuelle Lösungsmöglichkeiten können nur noch im Rahmen der Vorgaben gesucht werden, als ob die Erkrankung bei allen gleich sei. Dazu gehört, dass sie ihre Patienten melden müssen oder dass diese eine psycho-soziale Therapie machen müssen, die auf die Substitution abgestimmt ist. Um diese Disziplinarmaßnahmen sicherzustellen, müssen sich die Ärzte entweder einem Konsiliaris unterordnen oder die suchtherapeutische Qualifikation erwerben. Mit dem Erwerb dieser werden auch die Vorgaben erlernt, von denen nicht abgewichen werden soll / darf. Andererseits wird den Ärzten die Autorität über das Problem zuerkannt und die von einem Machtgefälle geprägte Ärzte-Patienten-Beziehung wird noch stärker als sonst institutionalisiert. Zusätzlich wird ihre wissenschaftliche Reputation gegenüber dem Patienten und den anderen wissenschaftlichen Disziplinen gehoben.

Dabei begründet sich die Autorität oder vielleicht besser: Kompetenz, die gar nicht in Frage gestellt werden soll, nicht aus der rechtlichen Grundlage. Diese ist vielmehr eine Ergänzung zur Kriminalisierung, ein Teil der Dekulturation. Die Kompetenz ergibt sich aus dem Wissen, wie man Drogen sicher nehmen kann,

⁵³³ Drogen- und Suchtbericht (2005, 75).

⁵³⁴ Vgl. Polak (1994) zur Rolle der Ärzte in diesem Schema.

also ohne krank zu werden und, besonders bezogen auf Opiate und Alkohol, wie man sie nehmen kann, ohne ein Toleranzsyndrom auszubilden. Und dies nicht in dem einen autoritären Sinne, dass nur der Nicht-Konsum gesund sei, sondern dass der wissende Konsum nicht ungesund ist. Das Wissen um die Möglichkeiten des Toleranzbewusstseins nützt erst, wenn die Dosis und die nötigen Zeitintervalle bekannt sind, die einzuhalten sind, um nicht abhängig zu werden. Das ist das Paradigma des Paracelsus, dass nichts ohne Gift ist, aber die Dosis (und hier zusätzlich die Zeitintervalle) die Giftigkeit regulieren kann, übertragen aus der Medizin auf den Genusskonsum – und dies ist auch die Autoritätsgrundlage der Mediziner bei kulturell verorteten Drogen- und Suchtfragen (wohlgemerkt, dass bei einer solchen Autoritätsgrundlage auch die staatliche Disziplinierung der Ärzteschaft auf ein Mindestmaß beschränkt sein kann).

5.7. Konstante Sucht

Ein generelles Problem, welches durch den unwissenschaftlichen Dualismus von juristischem und medizinischem Dogma ausgeblendet wird, ist die Zweck- und Wertbezogenheit der Lebensführung des Konsumenten. Schon bei Weber findet sich ein Hinweis, auch wenn hier noch nicht auf den Konsumismus als Lebensführung abgestellt ist. Weber führt die Schwierigkeiten junger Menschen, in der Moderne eine individuell adäquate Lebensführung zu finden, direkt auf die historisch voran gegangene Fixierung auf die christliche Ethik als Grundlage der Lebensführungen zurück.

„(...) ist für den Einzelnen das eine der Teufel und das andere der Gott, und der Einzelne hat sich zu entscheiden, welches für ihn der Gott und welches der Teufel ist. Und so geht es durch alle Ordnungen des Lebens hindurch. (...) Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem »Erlebnis« stammt aus dieser Schwäche. Denn Schwäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können. Schicksal unserer Kultur aber ist, daß wir uns dessen wieder deutlicher bewußt werden, nachdem durch ein Jahrtausend die angeblich oder

vermeintlich ausschließliche Orientierung an dem großartigen Pathos der christlichen Ethik die Augen dafür geblendet hatte.“⁵³⁵

In der inhaltlichen Verwertung dieser Zusammenhänge begründet sich die Kompetenz kultursoziologischer Lösungsbeiträge. Auch die schwerste ‚Opiatabhängigkeit‘ ist eine dem Konsumismus zugehörige Lebensführung, ideal greifbar im Typus des modernen Romantikers mit seinem Hang zum Wachtraum und zur Fantasie – der Junkie ist nur der konstant dekulturnierte Untertyp.

Erfolgreiche Versuche, den Konsum einzustellen, beinhalten immer eine Handlungskomponente und verlagern die erforderliche Deutung auf Aspekte der Sucht als Lebensführung⁵³⁶ (wertfrei und unter Einbeziehung der Verbotswirkung als hauptsächlichem sozialen Aspekt). Snyder hat das Phänomen richtig beschrieben, uns aber ohne Antwort zurück gelassen: ein Süchtiger kann auch noch lange nach der Überwindung der körperlichen Probleme rückfällig werden. Stanton Peele bietet eine inhaltlich auf die Werte des Süchtigen bezogene Erklärung.

„That people continue to use drugs, use them excessively, *actually* become addicted to drugs, remain addicted to drugs, and quit being addicted are all in large part value statements.“⁵³⁷

Die Annahmen von Peele lassen sich ohne weiteres mit ebenso wertbezogenen Annahmen über soziologische Aspekte der Art und Weise, wie der Süchtige sein Leben führt und wie diese Lebensführung mit den Wertideen anderer, ihr Leben drogenfrei führenden Menschen kollidiert, zusammenfügen.

Aus dieser Weiterführung der psychologischen Annahmen von Peele auf soziologisches Terrain entsteht die Möglichkeit, die Dekulturation des Süchtigen und seiner Drogen und Sachen als soziales Phänomen zu bestimmen.

„Sucht ist ein durch und durch soziales Geschehen“⁵³⁸ und bei soziologischen Nachforschungen zum Opium und seinen modernen Abkömmlingen aller Art zeigt sich schnell, dass die Sucht eine Konstante ist. Für den Junkie ist sie dies im wahrsten Sinne des Wortes: sie ist ein permanenter Gefühls- und Geisteszustand,

⁵³⁵ Weber (1922b, 546f.)

⁵³⁶ Vgl. Berger (1982); vgl. Degkwitz (2002).

⁵³⁷ Peele (2000, Internetquelle); vgl. auch besonders Peele (1987); vgl. Platt & Labatte (1982, 87ff.).

⁵³⁸ Scheerer (1995, 86), vgl. Legnaro (1991).

lediglich variabel in ihren graduellen Abstufungen des Zustandes der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, der Befriedigung und der Nichtbefriedigung. Ist die Droge da, ist der Junkie zufrieden, ist sie es nicht, ist er nicht zufrieden. Dazwischen sind viele Abstufungen möglich, abhängig davon, wie lange der letzte Konsum her ist, wie viel genommen wurde und wie viel noch für das nächste Mal übrig ist. Und wo kommt das Neue her, wie wird es bezahlt? Der Konsum des angestrebten Gutes wird zur einzig bestimmenden Konstante in der Lebensführung, Sucht ist eine Extremform des Konsumismus. Wie von einem Zug auf Schienen gezogen lebt der Süchtige, nein, als Feuerkessel der Lokomotive selbst, als Feuerkessel, in welchen ständig Kohle geschaufelt werden muss, damit die Maschine weiter rollt, immer von den Schienen geleitet, das Ziel vor Augen. Der Weg ist das Ziel.

„Jiangshi Red and Sandi both climb aboard the Junky train to nowhere (jesus, that sounds pretty desperate, doesn't it?)”⁵³⁹

Aber ist das nicht bei jeder modernen Lebensführung so, nur vielleicht weniger extrem oder unauffälliger? Die Sucht als Lebensführung ist eine durch und durch moderne Erscheinung und damit unterscheidet sie sich aus soziologischer Sicht zunächst nicht von anderen modernen Lebensführungen. Wie jede andere ist die Sucht, das Junkie-Sein, an einer spezifischen Ethik orientiert – und sei es als neue Form der Weltablehnung oder vielleicht der Selbstablehnung, welche in der Realität bis zur kompletten Selbstzerstörung reichen kann⁵⁴⁰.

Es ist auf den ersten Blick schwer zu verstehen, dass diese Art der Lebensführung selbstdestruktiv ausgerichtet ist – eigentlich jede Lebensführung schafft Leben, wird an die nächste Generation weitergeben. Doch selbstschädigende Lebensführungen sind an und für sich nicht ungewöhnlich; implizit oder explizit; sozial, psychisch oder körperlich kann Selbstzerstörung auf viele Arten gelebt werden. Jede an einer ultimativen Ethik ausgerichtete Lebensführung erhebt das Selbst über jene Leben, die nicht so geführt werden. Ein Mittel dazu kann sein, sich und den anderen durch Schmerz oder sonstiges Leid zu beweisen, dass dieser eine way of life der einzig wahre ist.

⁵³⁹ <http://www.junkylife.com//junkys.htm> (10.02.2006)

⁵⁴⁰ Vgl. Hendin (1983).

Es ist noch schwerer zu verstehen, dass diese Lebensführung auf etwas ausgerichtet ist, das dem Körper von außen zugeführt werden muss, damit der Geist und der Verstand, letztlich die realen Handlungen den ethischen Vorgaben Genüge tun und die Lebensführung beibehalten wird. Eigentlich sollte es reichen, die Zuführung der Kohle in den Feuerkessel zu unterbrechen, dann bliebe der Zug stehen. Die starke Präsenz des Abstinenzgedankens bei der Behandlung ist ein Ausdruck dieser Annahme und wirklich, das Toleranzsyndrom ist nach einer Entgiftung besiegt, Rückfälle sind sozial und psychisch bedingt. Sie ergeben sich aus einem Weiterbestehen der Ethik, so dass die Lebensführung wieder aufgenommen bzw. gar nicht unterbrochen wird.

In der Fremdwahrnehmung scheint die süchtige Lebensführung nicht menschlich (aus sich selbst) oder göttlich (aus dem Nichts) zu sein. Sie erscheint dem Beobachter sachlich, oder besser: substanziell, oder noch besser: existentiell⁵⁴¹.

Erst damit unterscheidet sich die Sucht von anderen modernen Lebensführungen. Von altertümlichen (historischen) Lebensführungen scheidet sie sich ohnehin. Für gewöhnlich speist sich eine traditionelle Lebensführung aus sich selbst (menschlich) und/oder aus dem Nichts (göttlich). Die Dinge sind nach ihr geordnet, sie wird nicht nach den Dingen geordnet, das gilt auch für nicht-suchtbedingten Drogengebrauch. Nicht selten werden Drogen in Lebensführungen eingebaut, um den Sinngehalt einer Ethik zu generieren und diese zu sichern, aber nie wird die Sucht zur Basis der Lebensführung selbst. Als Teil einer übergeordneten, traditionellen oder historischen Lebensführung ist der Drogengebrauch stets kontrolliert bzw. kontrollierbar.

Auch von anderen modernen, ebenfalls rein sachlich orientierten Lebensführungen unterscheidet sich die Sucht durch ihren spezifischen, substanziell-existentiellen Charakter. Die moderne Konsumentenethik ist ebenfalls auf Gütererwerb ausgerichtet, zu ihr gehört die Lebensführung des

⁵⁴¹ So ist es nicht verwunderlich, dass es in der psychologischen Drogenforschung eine „existentielle Theorie der Drogenabhängigkeit“ gibt, diese „befaßt sich in erster Linie mit dem phänomenalen und emotionalen Zustand von Individuen“ (Greaves 1983, 39) und sieht darin einen möglichen Schlüssel zur Klärung der ätiologischen Frage nach der „Suchtanfälligkeit“ (1983, 40). Es geht mir jedoch darum, darauf hinzuweisen, dass die Sucht *dem Beobachter* als absolutes Kriterium der Existenzialität des Süchtigen *erscheint*, also dass er diese so deutet. Aus dieser Sicht ist die ‚existentielle Theorie der Drogenabhängigkeit‘ nur das beste Indiz für die Richtigkeit der Annahme. Denn, unabhängig davon, ob die Sucht dem Süchtigen als existenziell erscheint oder nicht, ist die Grenze zum wirklich Existenziellen erst mit der Ausbildung körperlicher Toleranz erreicht.

kaufenden und konsumierenden Kunden. Auch eine solche konsumorientierte Ethik und daraus resultierende Lebensführung kann eine jener übergeordneten Lebensführungen sein, welche Drogengebrauch kontrollierbar machen. Der Zwang des körperlichen Verfalls nach einem spontanen Wechsel der Lebensführung, also die Entzugserscheinungen als Folge eines ausgebildeten Toleranzsyndroms, entfällt dann als Kriterium der Sucht.

Der moderne Konsument kennt diesen Schmerz nur im Geist und doch, dieser ist noch viel schwieriger zu heilen. Extreme Fälle heißen dann bei individualisierender Betrachtung ‚psychische Sucht‘ und dieser Begriff mag sich auch auf allerlei Drogen ohne zelluläre Toleranz und die sogenannten ‚nicht-stoffgebundenen Süchte‘, also auf Spiele und Spielautomaten, auf Sex und Extremsport und alles, was den Geist sonst noch vereinnahmen kann, beziehen.

Eine weniger bekannte Suchtdefinition erfasst das Gesamtphänomen:

„Addiction is the failure to stand trustingly open to circular power returning periodically and regeneratively into itself through ourselves – body both suffused by the environment yet able normally to contrast itself to it.“⁵⁴²

Der erste Teil der Definition erklärt Sucht als Unfähigkeit, Perioden der Regeneration einzuhalten. Das entspricht im Grunde den Annahmen zum Toleranzbewusstsein, nur dass es nicht auf Opiatabhängigkeit im Besonderen abzielt, sondern auf Sucht ganz allgemein. Der zweite Teil bezieht die Körperlichkeit in Abhängigkeit von der Umwelt mit ein, wobei der Süchtige die eigene Position in dieser Umwelt noch bewerten kann. Die Probleme der Lebensführung liegen für den Handelnden also offen, dennoch unterlässt er es, sich die Pausen zur Regeneration zu gönnen.

Neben dieser Erklärungsmöglichkeit von ‚Sucht‘ als moderner Lebensführung, gewissermaßen als besondere Ausprägung der zum Konsumismus gehörenden romantischen Lebensführung, steht eine weitere religionssoziologische, welche ebenfalls die Selbsterstörung und die sachlich-existenzielle Komponente der Lebensführung erklären kann. Die Verbindung von ‚heilig‘ und ‚heilend‘ im Sinne der Erlösung steht dann im Vordergrund. Nach dieser Erklärung handelt es

⁵⁴² Wilshire (2003, 299).

sich bei ‚Sucht‘ um eine gesellschaftlich fehlgeleitete Form der soteriologischen Heilsmethodik.

Das Opium als Erlöser: die soteriologische Heilsmethodik. Für das Opium gelten besondere Aspekte, was die psychischen Schmerzen betrifft. Zunächst muss man sich daran erinnern, dass das Opium am besten auf den langsamen physischen Schmerz wirkt. Dass dies auch für den langsamen psychischen Schmerz gilt, liegt nahe. Der Opiumrausch stellt einen extrem potenten Gegenreiz zu dieser Art der Schmerzen dar, nämlich für:

- *The wounds that will never heal*
- *The pangs that tempt the spirits to rebel*
- *The purposes of wrath*
- *Wrongs unredress'd*
- *Insults unavenged*
- *Suffering innocence*
- *False witnesses*
- *Confoundest perjury*
- *The sentences of unrighteous judges*
- *Dishonours of the grave*⁵⁴³

Die Macht des Opiums, diese Schmerzen vergessen zu machen, hat erheblichen Einfluss auf das Phänomen der modernen Opiatsucht. Die Antwort auf die Frage nach den Grundlagen der Sucht als Lebensführung führt zurück zu den Funktionen des Drogengebrauchs. Es geht um die Kombination von heilend und heilig.

Es lohnt, etwas tiefer in die Religionssoziologie Max Webers zu schauen. Dort findet sich die Antwort in §10 der Rechtssoziologie von ‚Wirtschaft und Gesellschaft‘, ganz passend unter Überschrift ‚Die Erlösungswege und ihr Einfluß auf die Lebensführung‘.

Es geht zunächst wieder um die Ekstase und die Orgie, wobei erneut deutlich wird, dass Weber ausdrücklich die Wirkung berauschender Substanzen mit einbezieht, um die Heilssuche zu begründen.

„Die Ekstase als Mittel der »Erlösung« oder »Selbstvergottung«, als welches sie uns hier allein angeht, kann mehr den Charakter einer akuten

⁵⁴³ De Quincey (2003, 55).

Entrücktheit und Besessenheit oder mehr den chronischen eines, je nachdem, mehr kontemplativ oder mehr aktiv gesteigerten spezifisch religiösen Habitus, sei es im Sinne einer größeren Lebensintensität oder auch Lebensfremdheit haben. Für die Erzeugung der lediglich akuten Ekstase war natürlich nicht die planvolle Heilsmethodik der Weg, sondern ihr dienten vorzüglich die Mittel zur Durchbrechung aller organischen Gehemmtheiten: die Erzeugung akuten toxischen (alkoholischen oder durch Tabak oder andere Gifte erzielten) oder musikalisch-orchesterischen oder erotischen Rausches (oder aller drei Arten zusammen): die Orgie.⁵⁴⁴

Das Problem ist die innerweltliche Heilssuche bei gleichzeitiger Selbstvergottung – „*a mystical experience of what seems self-evidently to be union with god (...) attempts have been made to fuse drug intoxication with God-intoxication*“⁵⁴⁵. Und diesem Habitus ist Dauerhaftigkeit zugebracht, um innerweltlichen Besitz des Gottes zu demonstrieren.

„Überall bleibt zunächst natürlich der höchste Zweck, dem die Heilsmethodik dienen kann, der gleiche, dem in akuter Form auch die Orgie dient: die Inkarnation übersinnlicher Wesen, nunmehr also: eines Gottes, im Menschen: die Selbstvergottung. Nur soll dies jetzt möglichst zu einem Dauerhabitus werden. Die Heilsmethodik ist also auf diesseitigen Besitz des Göttlichen selbst ausgerichtet.“⁵⁴⁶

Aber diese Selbstvergottung, eigentlich nicht mehr als das Opiat in den Adern, ist soteriologisch vermittelt. In der christlichen Theologie ist die Soteriologie die Lehre von der Erlösung durch Christus, auch hier spielt die Selbstvergottung eine Rolle, denn Jesus war schließlich ein Mensch als Gott. Das Opium als Person ist der Erlöser, die meisten Personifikationen durch Anwender tragen dieses Merkmal mehr oder weniger deutlich (im nächsten Teilabschnitt genauer beschrieben).

Das alte Indien kannte diese Heilsmethodik, es geht wieder um das geheimnisvolle Soma:

„Das Nichtgöttliche ist es ja (...), das vom Alltagsmenschen abgestreift werden muß, damit er einem Gott gleich sein könne. Und das Nichtgöttliche ist vor allem der Alltagshabitus des menschlichen Körpers und die Alltagswelt so, wie beide naturhaft gegeben sind. Hier knüpft die soteriologische Heilsmethodik direkt an ihre magische an, deren Methoden

⁵⁴⁴ Weber (1922a, 307).

⁵⁴⁵ Huxley (1958), zitiert nach Straubaugh & Blaise (1991, 222).

⁵⁴⁶ Weber (1922a, 307).

sie nur rationalisiert und ihren andersartigen Vorstellungen vom Wesen des Übermenschlichen und von dem Sinn des religiösen Heilsbesitzes anpaßt. (...) Die spezifischen Mittel der soteriologischen Heilsmethodik sind in ihrer raffiniertesten Entwicklung fast alle indischer Provenienz. Sie sind dort in unbezweifelbarer Anlehnung an die Methodik magischen Geisterzwangs entfaltet worden. In Indien selbst haben diese Mittel zunehmend die Tendenz gehabt, zur Selbstvergottungsmethodik zu werden und haben dort auch diesen Charakter nie wieder ganz verloren. Er ist vorherrschend vom Soma-Rauschkult der altvedischen Zeit bis zu den sublimen Methoden der Intellektuellenekstase einerseits und andererseits zu der die volkstümlichste hinduistische Religiosität: den Krischnakult, noch bis heute in grober oder feiner Form beherrschenden erotischen (realen oder in der Phantasie im Kult innerlich vollzogenen) Orgie.⁵⁴⁷

Damit klären sich auch die beiden oben beschriebenen verwunderlichen Wahrnehmungen, dass der Konsument eine selbstzerstörerische Lebensführung aufnimmt und beibehält und dass er sich dazu ein Mittel von außen zuführt, das ihm selbst und dem Beobachter als Grundlage seiner Existenz erscheinen mag.

„Die Konsequenzen (...) für das Verhalten zur naturhaften Körperlichkeit und zum sozialen und ökonomischen Alltag sind bei entwickelter Erlösungssehnsucht überall irgendwie gezogen worden.“⁵⁴⁸

Während solche Heilsmethodiken von Alters her akzeptiert und ein positiv-funktionaler Bestandteil der Religionsgemeinschaften waren, nehmen diese Lebensführungen in der schnelllebigen Moderne destruktive Formen an. Die Selbstzerstörung kann eine spezifische Konsequenz der Umsetzung der Erlösungssehnsucht sein, sie ist das Verhalten des Konsumenten zur naturhaften Körperlichkeit. Die Droge wiederum kann den sozialen und besonders den ökonomischen Alltag prägen.

Und damit ist der letzte Baustein zur Erklärung der Opiatsucht als ausschließlich moderner Erscheinung gesetzt. Die Selbstzerstörung durch Opiate als wertbezogene, und paradoxerweise als heilsam erachtete Lebensführung kann nur unter den Bedingungen der modernen Vergesellschaftung erfolgen. Es sind die *terrible demands made on modern brains*, die geheilt werden sollen, während gleichzeitig die spezifischen sozialen und ökonomischen Bedingungen vorherrschen, Verbotsbürokratie und Schwarzmarkt, derer es zur Selbstzerstörung bedarf.

⁵⁴⁷ Weber (1922a, 307f.).

⁵⁴⁸ Weber (1922a, 308.).

Diese Erklärung erscheint ungewöhnlich, findet aber Entsprechungen in der nicht-wissenschaftlichen Literatur und Lyrik. Zwei kurze Beispiele sind die englische Übersetzung der bereits zitierten Aussage von Jules Vernes sowie eine Textzeile in einem Song von The Velvet Underground:

Jules Vernes:

*„Oh, jab me with your fine needle a hundred times
And a hundred times I will bless you, Saint Morphin!“*⁵⁴⁹

The Velvet Underground:

*„And I feel just like Jesus’ son“*⁵⁵⁰

Das deutlichste und auch sprachlich schönste Beispiel bietet allerdings einmal mehr Thomas De Quincey. Neben die oben aufgelisteten, erlösungswürdigen Situationen tritt die Selbstvergottung. Die Confessions sind mehr Glaubens- als Schuldbekentnis, das Opium ist ein Erlöser, es in sich aufzunehmen, bedeutet göttlich zu werden:

De Quincey:

„ (...) the opium-eater (...) feels that the diviner part of his nature is paramount; that is, the moral affections are in a state of cloudless serenity; and over all is the great light of the majestic intellect.

*This is the doctrine of the true church on the subject of opium: of which church I acknowledge myself to be only member – the alpha and the omega.“*⁵⁵¹

Im 20. Jahrhundert verwendet Aldous Huxley den Erlösungsgedanken in Artikeln für gängige Zeitschriften, die Grundlage ist jedoch die Religionsphilosophie von William James.

*„ (...) there is in all of us the desire, sometimes latent, sometimes conscious and passionately expressed, to escape from the prison of individuality, and urge to self-transcendence. It is to this urge that we owe mystical theology, spiritual exercises and yoga – to this, too, that we owe alcoholism and drug addiction.“*⁵⁵²

⁵⁴⁹ Jules Vernes, zitiert nach Courtwright (2002, 37).

⁵⁵⁰ The Velvet Underground: Heroin

⁵⁵¹ De Quincey (2003, 47; zuerst 1821, überarbeitet 1856).

⁵⁵² Huxley (1991, 222).

Ein negativ geprägtes Beispiel für die Selbstvergottung findet sich in den Schriften von Antonin Artaud. Die Komponente der Erlösung tritt in den Hintergrund, die Selbstvergottung nimmt satanische Züge an: brennende Kreuze, Gott und Teufel als Einheit und mexikanische Riten bestimmen seine Visionen, alles auf seine eigene, qualvolle Existenz bezogen. Das wird nicht zuletzt daran deutlich, dass er seinen eigenen Namen in die geschriebene Version der Visionen einbaut, bis sich alles in zusammenhanglosen Aneinanderreihungen von einzelnen Silben verliert. Letztlich wird klar, dass sich diese Visionen auch aus der Elektroschocktherapie ergeben haben, mit der ‚behandelt‘ wurde⁵⁵³.

Nur einer passt nicht ganz ins Bild der Erklärung: Walter Benjamin. Er bevorzugte das Haschisch, nahm jedoch auch anderes. Abhängig oder süchtig war er nicht. Dafür war der Konsum viel zu kontrolliert, jedoch nicht nur selbst kontrolliert, sondern zusätzlich begleitet von so bekannten Wissenschaftlern wie: Ernst Bloch, auch Ernst Joël und Fritz Fränkel. Die Drogen selbst waren teilweise aus industrieller Produktion (z.B. das subkutan verabreichte Mescaline des Herstellers Merck). Seine Erklärung des Rausches beinhaltet das weltliche Gegenstück zum sakralen Erlösungsgedanken (der Erleuchtung durch Gott-Intoxikation), nämlich den ganz weltlichen Wunsch nach Erleuchtung der Dinge des Seins: die *profane Illumination* – die erhellende Intoxikation des Denkens, des Wortes und der Schrift, greifbar nicht nur, aber bestens im Rausch – wenn auch ‚gefährlich‘. Nichts Göttliches ist mehr im Rausch und auch keine Erlösung wird gesucht, stattdessen wird das Wahrgenommene aufgeschrieben. Insgesamt erscheint sein Werk als Synthese von Schreiben und Rausch⁵⁵⁴.

Personifizierungen. Viele Menschen neigen zu einer Personifizierung der wahrgenommenen Drogen, der Sucht und der Gebrauchsgegenstände. Auch diese sind dem Gebiet der Soteriologie zu zuordnen, da die geistig erschaffenen Personen zumeist erlösende, heilige oder aber dämonische Grundzüge tragen; zumindest aber stark emotionalisiert sind.

⁵⁵³ Nach Weiss (2003).

⁵⁵⁴ Vgl. Benjamin (1972) (1929, Internetveröffentlichung); vgl. auch Schweppenhäuser (1972); Shapiro (2003), Clej (2003).

In der Literatur der Romantik hat sich eine solche Personifizierung des Opiums über die Werke verschiedener Literaten verteilt, nachdem sie von Samuel Taylor Coleridge ins Leben gerufen worden war⁵⁵⁵:

(...)
*The silver lamp burns dead and dim;
But Christabel the lamp will trim.
She trimmed the lamp, and made it bright,
And left it swinging to and fro,
While Geraldine, in wretched plight,
Sank down upon the floor below.*

*O weary lady, Geraldine,
I pray you, drink this cordial wine!
It is a wine of virtuous powers;
My mother made it of wild flowers.*
(...)

Christabel
Samuel Taylor Coleridge⁵⁵⁶

Die Personifizierung der Objekte und Substanzen wird ergänzt durch die gleichzeitige Darstellung einer Ohnmacht gegenüber der neu erschaffenen, imaginären Person.

*I used ta do a little
But a little wouldn't do
So the little got more and more
I just keep tryin'
Ta get a little better
Said a little better than before*

⁵⁵⁵ Vgl. Seefelder (1996, 107). Mit dieser Art von literarischen Personifizierungen wird die gängige Alltagsmeinung, einem bestimmten Menschentyp sei ein bestimmtes abweichendes Verhalten zu zuordnen, gesellschaftlich fixiert. Denn das Bild von Christabel entspricht jenem Abhängigentypus, der in den folgenden Jahrzehnten besonders häufig behandelt werden musste (es wurde daher weiter oben schon vom ‚Christabel-Typ‘ gesprochen). „Die fragwürdige Methode, von den physischen Eigenschaften devianter Personen auf deren konstitutionelle Prädisposition für eben diese Abweichung zu schließen, findet sich – mit erstaunlichem Ergebnis – bereits im Jahr 1880, zu welchem Zeitpunkt die größte Neigung zur Opiumsucht bei ‚zarten Frauen mit hellblauen Augen und flachsgelbem Haar‘ festgestellt wurde.“ (Scheerer 1982, 23) Vielleicht hat nicht nur die Überrepräsentierung von Frauen mittleren Alters in den Abhängigenstatistiken (und Arztpraxen) zu der Fehlannahme über körperliche Prädispositionen geführt, sondern auch das von den Romantikern verbreitete Bild des Opiums als eben einer solchen Frau, die andere Frauen mit dem Getränk aus ‚wilden Blumen‘ beschenkt.

⁵⁵⁶ Coleridge, ‚Christabel‘ (Internetquelle).

*We been dancin' with
Mr Brownstone
He's been knockin'
He won't leave me alone*

*Now I get up around whenever
I used ta get up on time
But that old man
He's a real muthafucker
Gonna kick him on down the line*

Mr. Brownstone
Guns n' Roses

In den verschiedenen Ausdrucksweisen erscheint die Ohnmacht aus Liebe, die Tropfen sind Darling (Wilkie Collins); Ohnmacht aus Trauer, die Nadel nimmt Menschen weg (Neil Young) und Ohnmacht aus Wut, Mr. Brownstone ist ein Motherf****r, der eigenwillig zu Besuch kommt und viel zu lange bleibt. Aber der schreckliche alte Mann wird nicht niedergetreten, wie es dem Leser bzw. Hörer des Guns n' Roses –Songs ‚Mr. Brownstone‘ erscheinen mag. Die Formulierung ‚Gonna kick him on down the line‘ ist eine Anspielung auf den Slangausdruck ‚mainlining‘ für ‚fixen‘ (ebenso wie das bereits zitierte ‚because a mainer to my vein ...‘ von Velvet Underground).

Insgesamt gilt: Der Süchtige ist den unwirklichen Personen hilflos ausgeliefert:

„I don't like the drugs, but the drugs like me”⁵⁵⁷.

In den Ausdrucksformen dieser Ohnmacht steckt die gesamte Vielfalt der Sucht. Sie ist nie gleich. Aber es steckt auch eine Steigerung darin: Liebe, Trauer, Wut. Diese Steigerung entspricht nicht nur den jeweiligen Ausdrucksformen der Sucht, sie ist auch ein Ergebnis der gesellschaftlichen Situation, in welcher sich der Süchtige befindet. So ist der laudanumsüchtige, aber erfolgreiche Schriftsteller voll ohnmächtiger Liebe, der beobachtende Countrymusiker voll ohnmächtiger Trauer und der heroinsüchtige Hardrocker ohnmächtig wütend. Der Werdegang des schönen Mädchens Christabel zum gehassten Mr. Brownstone ist eines der deutlichsten Beispiele, wie die gesellschaftliche Situation des Konsumenten das

⁵⁵⁷ Marilyn Manson.

Verhältnis zu und den Umgang mit seiner Droge prägt, und auch, dass in der Zwischenzeit etwas stattfand, was man Dekulturation nennen kann.

Zusammenfassung. Nach Peele wurde alternativ zu den psychologisierenden und rationalisierenden Varianten des Suchtbegriffes bzw. der ‚psychischen Abhängigkeit‘ argumentiert, dass jemand aufgrund seiner individuellen Werte süchtig wird und gegebenenfalls bleibt, „in line with who they are“⁵⁵⁸. Dieses Argument wurde ferner in eine Anwendung des Begriffs der ‚Lebensführung‘ übertragen, gewissermaßen als Ergänzung zu den Erläuterungen zur romantischen Lebensführung der modernen Konsumenten. Die Annahmen zur Lebensführung können die zeitliche und sinnliche (wertorientierte) Konstanz der Sucht erklären, ebenso wie die aus Beobachtersicht ungewöhnlichen Komponenten der Selbsterstörung und der Begründung der Lebensführung aus einer körperfremden Sache (Substanz).

Bei genauerer Begründung dieser Erklärung aus der Religionssoziologie Max Webers zeigen sich zwei mögliche Anwendungen des Lebensführungskonzeptes zur Erklärung von Sucht. Die erste erklärt Sucht als durch und durch moderne Lebensführung, die nur in modernen Gesellschaften entstehen und wahrgenommen werden kann. Die zweite erklärt Sucht als fehlgeleitete Heilssuche. Das Stichwort ist ‚Soteriologie‘, denn dieses erklärt die ‚Erlösung‘ aus innerer Einigkeit mit Gott, und zielt dennoch auf die Lebensführung in der realen Welt ab. Besonders für die zweite Erklärung, die eigentlich ungewöhnlichere, finden sich verschiedene Hinweise in der Literatur und Lyrik, nicht zuletzt in den Personifizierungen mit Heilsbezug.

Beide Erklärungen zeigen, dass die Mechanismen der Vergesellschaftung, Verbotsbürokratie und Schwarzmarkt (20. Jahrhundert und heute) sowie Kapitalbildung durch Massenprodukte für Massen von Konsumisten (19. Jahrhundert), die ‚Sucht‘ erschaffen. Anders gesagt: weder die totale Erlaubnis noch das totale Verbot können eine kulturell sinnvolle und verträgliche Einbindung von Drogen, insbesondere Opiaten wie Heroin, gewährleisten. Wer ‚gut‘ und ‚böse‘ gegeneinander stellt, der entscheidet sich zur Untrennbarkeit von Erlaubnis und Verbot zur Regelung des Guten wie des Bösen.

⁵⁵⁸ Peele (1987).

6. Drogenverbot und Drogenpolitik

Das Drogenverbot – in seiner quasi-sachlichen Art – wurde bisher nur theoretisiert, d.h. als Variable im Gedankengang zur dekulturnierten Lebensführung verwendet. Dieses Kapitel behandelt die Verbotsentstehung für sich genommen aus historischer Perspektive. Das hat einige einfache Gründe: (1) ist die fast 100-jährige Geschichte zu komplex, um sie in Gänze in einen stringent zu führenden theoretischen Gedankengang einzubauen; (2) ist sie die Grundlage einer Drogenpolitik, die stets im Wandel ist und, wichtiger noch, einige diskursive Untiefen birgt, die eine wertfreie Theoretisierung unterbinden sowie (3): auch diese Arbeit zielt darauf ab, zur positiven Wendung dieses Wandels einige konstruktive Einlassungen vorzubringen.

Der Politik ein Verbot – dem Verbot eine Politik. Die Logik der Verbotspolitik, der Politik des Verbotens, scheint einem einfachen Schema zu folgen: Manchmal braucht die Politik im Allgemeinen ein besonderes Verbot – die Gründe dafür mögen offen liegen, aber dahingestellt sein – existiert das Verbot dann erst einmal, braucht es eine besondere Politik – die Inhalte mögen zielgerichtet, aber beliebig sein. Ganz so verhält es sich mit dem Drogenverbot, seinen allgemeinen diplomatischen und politischen Begründungen (nicht: historisch-soziologischen Gründen) und den besonderen Inhalten der Drogenpolitik eines Landes.

Das folgende Kapitel beschreibt im ersten Abschnitt die Geschichte des Opiumverbots. Dann folgen die heutigen Argumente des Für und Wider der Prohibition. Dabei gibt zuallererst die Alkoholprohibition ein wunderbares Lehrstück, welche Politik denn nun gerade nicht wirksam ist. Dann folgen Abwägungen über Kosten und Nutzen der Prohibition, wie sie der Ökonom Miron präsentiert. Dabei sind Kosten und Nutzen nicht zwingend monetär zu verstehen, sondern beziehen sich auf Abwägungen verschiedenster Natur, welche sich nach utilitaristischen und freiheitlichen Gesichtspunkten orientieren. Dazu gehört z.B. auch, nach den Zusammenhängen von Gewalttaten und Prohibition zu fragen.

6.1. Doppelpässe: Der Anfang vom Ende der Opiumkultur

Das globale Opiumverbot geht auf die Wahrnehmung der mit dem Konsum verbundenen realen Gefahren zurück und aufgrund der allgemeinen Gültigkeit dieser Wahrnehmung – bestätigt etwa in China – kam es zu internationalen und gemeinsamen Bestrebungen, den Opiumhandel auf einen streng regulierten medizinischen Markt zu beschränken. Das ist die einfachste Interpretation der Vorgänge im Vorfeld der internationalen Opiumkonferenzen und so steht es auch mehr oder weniger deutlich in den ersten Opiumverträgen. Diese Sicht entspricht der „Entwicklungsperspektive“⁵⁵⁹ bei der Entstehung sozialer Probleme und den zur ihrer Bekämpfung getroffenen Maßnahmen.

Doch hinter dieser augenscheinlichen Entwicklung verstecken sich eine ganze Reihe von Ursprüngen und Feinheiten, die es zu beachten gilt. Dabei ist nicht immer alles wie es scheint, gerade die Argumente der Gefährlichkeit und der Verwerflichkeit sind stark überbewertet. Vielmehr geht es, wie schon bei den Opiumkriegen, um Probleme der Konkurrenz im Welthandel. Daher ist es gerechtfertigt, nach der Konstitution des Problems zu fragen, also die „Konstitutionsperspektive“⁵⁶⁰ einzunehmen und dabei die Problematisierung des zu analysierenden Sachverhaltes zu berücksichtigen.

China und England vor den Opiumkonferenzen. Zuerst sollte man sich erinnern, dass das Opiumrauchen ursprünglich eine der geselligsten und ungefährlichsten Konsumformen war. Dennoch richteten sich die ersten Verbote fast ausschließlich gegen das Rauchopium und seine Benutzer. Dies lässt sich zunächst am Beispiel Chinas und Englands aufzeigen, bevor die internationalen und nationalen Bestrebungen der USA, eine Verbotsgesetzgebung zu erlassen, analysiert werden. Das erneute Opiumverbot ab 1906 in China war aus stark nationalistischen Bestrebungen erwachsen, bei gleichzeitigem Niedergang des Kaiserhauses. Die nationalistischen Bewegungen sind als Abwehrreaktion auf den aufgezwungenen Welthandel zu deuten, bei welchem das Rauchopium das Haupthandelsgut war, gewissermaßen die Rückgängigmachung der nach dem Arrow War geschlossenen Verträge. Daher die Ablehnung, unabhängig von den realen Gefahren. Außerdem

⁵⁵⁹ Scheerer (1993, 81); vgl. den gesamten Aufsatz.

⁵⁶⁰ Scheerer (1993, 81).

kam ein Großteil des in China gerauchten Opiums inzwischen aus heimischer Produktion und die Maßnahmen gegen den Anbau, Handel und Konsum waren überaus radikal, d.h. gewalttätig gegenüber den Bauern, Händlern und Rauchern. Die vermeintlichen Gefahren wurden mit den gleichen Mitteln propagiert wie im Westen auch: das Fremde zerstöre das Einheimische.

Für die Importe gilt, dass weder die britische noch die indische Regierung selbst Opium exportierten. Das machten die privaten Händler, nachdem sie das Opium auf den Auktionen erworben hatten. Zu jener Zeit waren dies kaum noch englische Händler. Die nach dem Arrow-War erzwungene Legalisierung in China hatte auf den Handel nicht nur positive Effekte, besonders für den englischen bzw. indischen Fernhandel. Zwar blieben die Erlöse aus dem Opiumverkauf immer eine wichtige Einnahmequelle im Staatshaushalt, doch die Konkurrenz wurde härter. Neben die alteingesessenen traten neue, oft von jüdischen oder armenischen Händlern betriebene Firmen. Gleichzeitig nahm auch die Ablehnung des Opiumhandels in England zu, Geschäftsleute legten vermehrt Wert darauf, gerade nicht mit Opium zu handeln⁵⁶¹.

Außerdem wandelte sich die Wahrnehmung des Konsums von Rauchopium in der Heimat, obwohl dieser nur minimal war. Er war fast ausschließlich auf chinesische Matrosen und Einwanderer beschränkt. Einige Arbeiter mögen sich in die Opiumhöhlen bei den Londoner Docks verirrt haben, doch erst ab 1890 erreichte die Praxis des Opiumrauchens gewisse, für Rauschzustände empfängliche Kreise der gebildeten Gesellschaft. Der Dichter Arthur Symonds über den Rausch des Opiumrauchens:

*I am engulfed, and drown deliciously.
Soft music like perfume, and sweet light
Golden with audible odours exquisite,
Swathe me with cerements for eternity.
Time is no more, I pause and yet I flee.
A million ages wrap me round with night.
I drain a million ages of delight.
I hold the future in my memory.*⁵⁶²

Gewissermaßen als Neuauflage der Ablehnung des Stimulierungs-Konsums der Arbeiter zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde zur Wende zum 19. Jahrhundert

⁵⁶¹ Vgl. Trocki (1999, 109ff.).

⁵⁶² Zitiert nach Berridge und Edwards (1987, 204f.).

gegen das Rauchopium argumentiert. Die Argumente kamen von Ärzten und Missionaren bzw. deren aus Asien bekannte Argumente wurden übernommen. Zusätzlich wird einmal mehr deutlich, auf welche Weise negative, in der populären Literatur verwendete Bilder die Wahrnehmung unabhängig vom Realitätsgehalt beeinflussen. Diesmal ist es das Bild des kranken Opiumrauchers, zu finden etwa in den Schriften von Charles Dickens und Oscar Wilde⁵⁶³:

„(...) the practice of East End opium smoking was presented in a manner soon accepted as reality.“⁵⁶⁴

Aber nicht alle Stimmen waren gegen das Opiumrauchen gerichtet. Sir Patrick Hehir, von Beruf Arzt, verfasste das Selbstgespräch des vom Verbot geplagten Opiumrauchers. Das Gedicht bringt deutlich zum Ausdruck, dass Opiumrauchen im Vergleich zu anderen Lastern die Gesundheit kaum gefährdet und dass das Verbot von den Konsumenten im höchsten Maße als unfair empfunden wird:

*I'd been cheered up, at my chandoo-shop, for years at least two-score,
To perform my daily labour, and was never sick or sore,
But they said this must not be;
So they've passed a stern decree,
And they've made my chandoo-seller shut his hospitable door.*

*If I'd only cultivated, now, a taste for beer and gin,
Or had learnt at pool or baccarat my neighbour's coin to win,
I could roam abroad o' nights,
And indulge in these delights,
And my soul would not be stigmatized, as being steeped in sin.*

*But mine's a heathen weakness for a creature-comfort far
Less pernicious than their alcohol, more clean than their cigar,
They have sent their howlings forth
From their platform in the North,
And 'twixt me and my poor pleasure have opposed a righteous bar.*

Opium Eaters Soliloquy
Sir Patrick Hehir
London, 1894⁵⁶⁵

⁵⁶³ Vgl. Berridge & Edwards (1987, 195ff.).

⁵⁶⁴ Berridge & Edwards (1987, 197).

⁵⁶⁵ Hehir (1991, ohne Seitenzahl).

Zwischenfazit. Weder die englische noch die chinesische Ablehnung des Rauchopiums begründet sich aus realen Gefahren, sondern diese wurden übertrieben und mit der Angst vor dem Fremden verbunden. Diese Übertreibungen und Diskriminierungen bilden zwar die Grundlage der allgemeinen Problematisierung des Opiumkonsums, bezeichnen aber erstens kein wirkliches soziales Problem und sind zweitens fernab der Forderung nach einem internationalen Opiumverbot. Weder in England noch in China gingen die Bestrebungen weit genug, um zu fordern, dass der Welthandel mit international vereinbarten Restriktionen zu versehen sei. Es gab bereits bilaterale Verträge zur Reduzierung der gehandelten Mengen.

Born in the USA. Die internationale Initiative geht auf die USA zurück und ist dort mit vielfältigen domestischen, wie sie im Folgenden genannt werden, Problemen der Opiumgesetzgebung verbunden. Daher liegt es nahe, die Verbindungen zur internationalen Ebene dort zu untersuchen. Domestische Gründe können dabei nicht einfach als den internationalen komplementäre, nationale Gründe verstanden werden. Auf politischer Ebene müssen die Unterschiede zwischen bundesstaatlicher Gesetzgebung und jener einzelner Bundesstaaten, teils sogar einzelner Städte, unterschieden werden. Dazu kommt, dass die USA ab 1898 selbst im asiatischen Raum, nämlich auf den Philippinen, dauerhaft vertreten waren. Hier besteht eine besondere Verbindung zwischen den nationalen und den internationalen Geschehnissen im Vorfeld der globalen Opiumprohibition. Genau genommen ermöglichten erst die internationalen Bestrebungen die Einführung des Opiumverbots in den USA⁵⁶⁶.

Die domestischen Bestrebungen ergeben sich zuerst einmal aus lokalen und regionalen Regelungen gegen das Rauchopium und seine Benutzer. Das sind zumeist Chinesen, die Ablehnung ist einmal mehr mit der Angst vor dem Fremden verbunden. Diese Ablehnung ergibt sich historisch auch aus den moralisierenden Haltungen des 18. Jahrhunderts, welche noch keine klare

⁵⁶⁶ Zusätzlich muss die Entdeckung der Sucht, welche sich als chaotische Begriffssuche präsentiert, die von der Unvereinbarkeit einer strikten Krankheitsdefinition mit der moralisierenden und später politischen Sichtweise bezüglich der Lasterhaftigkeit mancher Handlungsweisen lebt, beachtet werden; und auch, wie die Gesetzgebung die Entwicklung der Krankheitsdefinitionen beeinflusst (im nächsten Kapitel beschrieben).

Unterscheidung der iatrogenen Abhängigkeit und der Abhängigkeit nach übermäßigem Genusskonsum kannte. Ob vom Arzt oder in der Opiumhöhle erworben, die Abhängigkeit konnte dieser Meinung nach mit freiem Willen besiegt werden und war Teil einer ganzen Reihe von zu bekämpfenden Lastern. Erst mit dem Rückgang der iatrogenen Abhängigkeitsraten fokussierte sich diese Sichtweise auf junge Männer aus dem Underground, die nach nicht-medizinischem Konsum abhängig geworden waren. Die Fokussierung auf diese Sichtweise erfolgte größtenteils erst nach Einführung der Verbotsgesetze (das mag dadurch bedingt sein, dass der Harrison-Act auch den nicht-medizinischen Dauerkonsumenten von der Versorgung durch Ärzte und Apotheker abschnitt).

Die zuerst erlassenen Gesetze richteten sich gegen chinesische Einwanderer. Mit dem Ende des Schienenbaubooms ließen sich die chinesischen Arbeiter in den Städten nieder, hauptsächlich im Westen. Sie waren harte Konkurrenz für die nicht-chinesischen Arbeiter. Unterschwellige Ablehnung wurde zu offener Diskriminierung, zuerst in San Francisco. Dabei nahmen die konkreten Inhalte der Regeln teils schlicht diskriminierende, teils skurrile Formen an. Dazu gehört die Ghettoisierung (1865), also die Bestimmung, sich nur in bestimmten Stadtteilen niederlassen zu dürfen (wie bei den Erklärungen zur Szene gesehen, eine Gruppe kann lokal fixiert sein, weil eine andere, mächtigere dies verfügt). Ferner wurde eine Untergrenze zur Wohnraumgröße bestimmt, damit chinesische Großfamilien nicht wie bisher zusammen wohnen konnten (1870). Ein Theatererlass gegen Lärm und Menschenansammlungen, der konkret auf die Zeiten chinesischer Aufführungen abgestimmt war, wurde kurz darauf verfügt (1871). Auch den traditionellen Zopf zu tragen, wurde den chinesischen Männern verboten (1873). Neben weiteren Diskriminierungen wurde 1878 das Betreiben und Besuchen von Opiumhöhlen verboten, wobei Freiheitsstrafe bis zu einem halben Jahr und / oder Geldstrafe bis 1000\$ angedroht wurde. Ein Jahr später folgte ein ähnlicher Erlass in Virginia City, Nevada. Wie eigentlich alle Drogenverbote, die seitdem folgen sollten, hatten sie auch hier nur die Wirkung, dass der Konsum unter anderen Umständen und im Versteckten fortgeführt wurde⁵⁶⁷. Dennoch, oder vielleicht deshalb, erließen erste Bundesstaaten Verbotsgesetze gegen Rauchopium. Auch diese Gesetze erwiesen sich als nicht durchsetzbar, unter anderem, weil der Markt

⁵⁶⁷ Nach Selling (1989, 282); vgl. auch Brecher (1972, 43); White (1979, Internetquelle).

aus Bundesstaaten ohne Verbot versorgt werden konnte. Ab Anfang der 1880er verabschiedete der Kongress erste national greifende Gesetze, dazu gehörten:

- Erhöhung der Steuern speziell für präpariertes Opium (1883),
- Importverbot für jene besonders schwache Opiumsorte, die hauptsächlich präpariert wurde (1887),
- Importverbot für chinesische Händler (1887),
- Herstellung von Rauchopium nur durch amerikanische Bürger (1890)⁵⁶⁸.

Die Maßnahmen erzeugten einen Schwarzmarkt, der zusätzlich zum weiter bestehenden legalen und wachsenden Importmarkt die Raucher mit Opium versorgte. Ab 1909 wurde der Import von präpariertem Opium ganz untersagt, der Schwarzmarkt blieb jedoch bestehen bzw. wandelte sich derart, dass vermehrt Morphinum und Heroin konsumiert wurden⁵⁶⁹. Lediglich 1906 wurde ein Gesetz erlassen, von dem Opiumkonsumenten profitierten: der Pure Food and Drugs Act, welcher bestimmt, dass das Beimischen von Streckmitteln und die Falschauszeichnung von Produkten verboten sind. Dies führte zu einem Rückgang der Verkaufszahlen von opiathaltigen Patentmitteln und gleichzeitig zu mehr Sicherheit, bei jenen, welche weiter Opiummittel gekauft haben⁵⁷⁰.

Die Bedeutung der Philippinen. Das nationale Interesse an einem allgemeinen Opiumverbot in den USA bekam einen neuen Antrieb, nachdem die USA 1898 die Philippinen annektierten. Die gerade abgezogenen Spanier hinterließen ein Opiummonopol. Von diesem wurde aber ausschließlich an chinesische Einwanderer verkauft. Die USA behielten die Philippinen als Kolonie, aber das spanische Opiummonopol wurde abgeschafft. Nun konnten auch die Einheimischen Opium kaufen, was zu einer Ausbreitung des Konsums führte. Dazu mag auch eine Choleraepidemie beigetragen haben. Darin bestand das Problem, das genau so sehr ein Distributions- wie Konsumsteigerungsproblem war. Eine Möglichkeit zur Lösung war, zum Monopol zurückkehren. Dies wurde von James Smith, Commissioner of Public Instruction, präferiert. Doch diese Möglichkeit wurde nach moralischen Einwänden und auf ministeriale Weisung erst gestoppt und dann ganz gekippt. Die philippinische Opiumkommission wurde

⁵⁶⁸ Nach Brecher (1972, 44).

⁵⁶⁹ Vgl. Brecher (1972, 46).

⁵⁷⁰ Vgl. Terry & Pellens (1970, 748ff.), auch Brecher (1972, 47).

gegründet, um eine Lösung für dieses Problem zu finden. Die Kommission bestand aus drei Personen: Bischof Charles E. Brent, Commissioner of Health Edward C. Carter (ein Major der Army) und Dr. José Albert (ein lokaler Arzt). Um die beste Lösung zu finden, bereiste die Kommission verschiedene asiatische Länder und untersuchte die jeweiligen Regelungsweisen vor Ort. Sie kam zu dem Schluss, dass lediglich die restriktive Politik Japans (eigentlich selbst Opiumhandel treibend⁵⁷¹) und auf der Insel Formosa (Taiwan) akzeptable Lösungen seien. Der Vorschlag der Kommission lautete, eine Totalprohibition schrittweise einzuführen, Behandlung anzubieten und die Abhängigen zu registrieren.

Die Reaktion des amerikanischen Kongresses war jedoch strikter. Die Prohibition sollte unverzüglich greifen und lediglich eine dreijährige Übergangsfrist für ausländische (also chinesische) Raucher enthalten. Die Kommission entschied, für diese Übergangsfrist teure Lizenzen an Händler auszustellen. Dann wurde schließlich der Handel ganz eingestellt, Opiumraucher waren aber mindestens bis in die 1930er kein ungewöhnliches Bild auf den Philippinen⁵⁷².

Die Opiumkommission zu Shanghai. Die Entwicklung auf den Philippinen ist von besonderer Bedeutung, da Bischof Brent nach seiner Tätigkeit in der Kommission für ein internationales Opiumverbot eintrat. Der indisch-britische Opiumhandel mit China bestimmte nun die Wahrnehmung. Brent schrieb einen Brief an Präsident Roosevelt, in welchem er die Einberufung eines internationalen Treffens empfahl. Die Empfehlung wurde wohlwollend aufgenommen, da die Regierung darin eine Möglichkeit sah, die frostigen bilateralen Beziehungen zu China zu verbessern. Die Beziehungen zwischen beiden Ländern waren angespannt wegen der Ressentiments gegen chinesische Einwanderer in den USA. Die amerikanische Unterstützung im jüngst neu aufgenommenen Kampf gegen das Opiumrauchen in China sollte die Situation verbessern und gleichzeitig den internationalen Einfluss Englands eindämmen. Zusammen mit Brent sollten zwei weitere Delegierte ein internationales Treffen vorbereiten, die Opiumkommission zu Shanghai (1909). Die beiden anderen Vertreter waren Dr. Charles Tenney, ein Unterstützer der chinesischen Anti-Opium-Kampagne, und Dr. Hamilton Wright,

⁵⁷¹ Vgl. Brook & Wakabayashi (2000, 15ff.); vgl. auch Kobayashi (2000a / 2000b).

⁵⁷² Der gesamte Abschnitt nach Musto (1999, 25-28); vgl. auch Scheerer (1993, 84f.).

ein Arzt mit politischen Ambitionen⁵⁷³. In der Person von Wright vereinen sich internationale und nationale Gründe für die Einführung des Opiumverbots zu einem lebenden Ganzen. Neben seiner Tätigkeit bei den Opiumkonferenzen war er auch maßgeblich an der inhaltlichen Prägung der nationalen Gesetzgebung beteiligt, nämlich dem Einfuhrverbot für Rauchopium, der im Parlament durchgefallenen Foster Bill und dem letztlich angenommenen Harrison Act. Zeitlich zwischen diesen drei Gesetzesinitiativen liegen das Treffen der Kommission in Shanghai und die erste Konferenz in Den Haag. Wie der Ball bei einem Doppelpasssystem beim Fußballspiel hin und her wechselt, so wechselt das legislative Interesse an einem Opiumverbot von der nationalen auf die internationale Ebene und wieder zurück.

Die drei Delegierten bereiteten sich auf das Treffen der Kommission vor, doch Wright arbeitete gleichzeitig auf die Erlassung nationaler Gesetze hin, um auf dem Treffen bereits erste Ergebnisse im Heimatland präsentieren zu können. Aus diesem Grund wurde das Einfuhrverbot für Rauchopium beschlossen. Die neue Regel konnte als Unterstützung der Anti-Opium-Politik in China gepriesen werden. So wurde darüber hinweg gesehen, dass der Einfuhrstopp bereits aus dem ‚Pure Food and Drugs Act‘ ableitbar gewesen wäre. Ein eigenes Gesetz mit höherer Repräsentativität sollte her. Die Verabschiedung dieses Gesetzes fand während der Tagung statt, so dass die amerikanische Delegation eine echte Rechtstatsache zur Unterstützung Chinas in die Verhandlungen einbringen konnte⁵⁷⁴. Wright selbst fasst dies so zusammen:

„Another aspect of the opium question loomed large and was most important to our government, considering that it had convened an International Opium Commission to study and report on the opium problem as it is seen in the Far East. While the diplomatic correspondence proceeded it became apparent to the department of state that there was a large misuse opium in the continental United States. When this had been sufficiently demonstrated by the opium commission, it became the bounden duty of our government to take steps to clear up the home problem before the American delegates to the International Opium Commission should be brought face to face with the delegations of the other powers. Otherwise the American

⁵⁷³ Vgl. Terry & Pellens (1970, 632); vgl. auch Musto (1999, 32). In den Quellen werden die Initialen zum zweiten Vornahmen von Tenney unterschiedlich angegeben.

⁵⁷⁴ Vgl. Musto (1999, 34f.).

people stood to be accused of living in a glass house that no doubt would have been shattered on their heads."⁵⁷⁵

Die Kommission tagte mit einem Monat Verspätung ab dem 1. Februar 1909 in Shanghai und zwar bis zum 26. Februar desselben Jahres. Die teilnehmenden Länder waren⁵⁷⁶: die USA, Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Holland, Portugal, Russland, Österreich-Ungarn, Italien, Siam, Persien, Japan und China (hier zum ersten Mal gleichberechtigt am Verhandlungstisch).

Dennoch waren die USA und China die einzigen wirklich an der Durchführung der Konferenz Interessierten. England und die Niederlande sorgten dafür, dass das Treffen lediglich den Status einer Kommission hatte, die nur Vorschläge machen, aber keine Verträge schließen konnte. Die Briten weigerten sich zusätzlich, die zu ihrem Vorteil ausgehandelten (aufgezwungenen) Verträge mit China zum Gegenstand der Debatte zu machen. Die Türkei sagte ab und Persien schickte nur einen lokalen Händler und hatte keine Unterlagen zum heimischen Opiumhandel vorbereitet⁵⁷⁷.

Während des knapp vierwöchigen Treffens wurden neun allgemeine Übereinstimmungen getroffen, ohne irgendeine bindende Resolution zu erzielen. Die Inhalte der Aussagen:

- die Kommission nimmt die Anstrengungen Chinas zur Verhinderung des Opiumkonsums (*recognizes the unswerving sincerity*'), die dahinter stehende öffentliche Meinung (*increasing body of public opinion*') und die realen Fortschritte wahr,
- die Delegationen sollen Anstrengungen unternehmen, dass die eigenen Regierungen Maßnahmen gegen das Opiumrauchen ergreifen,
- die Kommission findet, dass nicht-medizinischer Konsum in den einzelnen Ländern verboten oder sorgfältig reguliert sein sollte (*to be a matter for prohibition or for careful regulation*'), und dass dazu auch eine Abstimmung mit anderen Ländern hilfreich sein könne,
- die einzelnen Länder haben bereits strikte Gesetze gegen den Schmuggel von Opium, sollen jedoch weitere Anstrengungen unternehmen, um den Export aus eigenen Häfen in Länder mit Opiumverbot zu unterbinden,
- die Kommission findet, dass die Opiate bereits eine große Gefahr darstellen (*already constitute a grave danger*'), daher sollen die einzelnen Länder drastische Maßnahmen zur Kontrolle unternehmen,

⁵⁷⁵ Wright, in Terry & Pellens (1970, 749).

⁵⁷⁶ Vgl. Terry & Pellens (1970, 629); auch Scheerer (1982, 36) und Musto (1999, 35-37).

⁵⁷⁷ Vgl. Musto (1999, 36f.).

- die Kommission sieht sich nicht in der Lage, die Opiumheilmittel zu bewerten, befindet eine solche Bewertung jedoch als dringend notwendig (*deems such investigation to be of highest importance*),
- die Länder mit Besitzungen in China sollen dort die Opiumhöhlen schließen,
- die Länder sollen bilaterale Vereinbarungen mit China schließen, welche die Herstellung oder Einfuhr von opiumhaltigen Anti-Opiummedikamenten verbieten,
- die Delegationen sollen in den eigenen Ländern darauf hinwirken, dass die jeweiligen Arzneimittelgesetze auch für die Besitzungen in China Gültigkeit erlangen⁵⁷⁸.

Man sieht den Inhalten der Übereinstimmungen an, dass sie sich um diplomatische und politische Feinheiten der damaligen Handelssituation gruppieren. Das gilt besonders für die Punkte, welche in allgemeiner Form auf die Beziehungen zwischen China und den europäischen Handelsnationen, insbesondere England einschließlich Indien, abzielen. Das betrifft Punkt eins, Punkt vier und die letzten drei Punkte. Doch mit den auf der Konferenz gefundenen Übereinstimmungen wurde nur guter Wille bezeugt, durchsetzbar wären genauere Abmachungen damals noch nicht gewesen.

Trotz der geringen Handlungsfähigkeit der Kommission und der ebenso geringen Aussagekraft ihrer unverbindlichen Vereinbarungen gab die Konferenz den entscheidenden Impuls zur nächsten internationalen und domesticen Stufe in den USA. Beide waren wieder untrennbar miteinander verbunden, denn die ursprünglich britische Forderung, jedes Land solle eigene, strikte Regeln bezüglich Morphin und seiner Derivate erlassen, erwies sich als besonders bedeutsam. Eigentlich eine Forderung zum Nachteil der kontinentaleuropäischen pharmazeutischen Industrie, konnte aus ihr die Forderung nach einem strengen, über das Rauchopium hinausgehenden Verbot zu Hause in den USA abgeleitet werden.

„Particularly appealing to the Americans was the unanimous agreement that drastic measures should be taken by each government to control morphine and other opium derivatives. Originally a British resolution, amended slightly by the American delegation, it provided U.S. delegations and those involved in interim domestic maneuvers with ammunition for pursuing strict

⁵⁷⁸ Nach Terry & Pellens (1970, 633f.).

federal legislation: it would be humiliating for the United States to demand controls by nations but have no exemplary laws of its own.”⁵⁷⁹

Foster Bill. Dieses sollte die Foster Bill werden, wiederum verbunden mit einer Einladung zu einer internationalen Konferenz, diesmal sollte diese allerdings beschlussfähig sein. Während die Konferenz trotz Widerstrebens einzelner Länder einberufen wurde, fiel die Foster Bill durch.

Wright begann, an dem Gesetzesentwurf zu arbeiten⁵⁸⁰, doch die Chancen, diesen einbringen zu können, standen schlecht, bis sich Wright direkt an den Innenminister wandte. Dieser riet ihm, die positiven Auswirkungen auf die Beziehungen zu China in die Argumentation mit einzubeziehen. Gestärkt durch diese Argumente erarbeitete Wright einen Plan, nach dem ein strenges Steuergesetz, gestützt durch harte Strafen, den heimischen Opiatmarkt regeln sollte. Dazu würde jeder Händler registriert werden, eine kleine Gebühr bezahlen und genau Buch führen müssen. Handel zwischen einzelnen Bundesstaaten sollte nur noch mit Steuerstempel auf der Ware möglich sein. Insgesamt sollte so der gesamte Handel mit verschiedenen Drogen reguliert werden:

„The direct antecedent of the Harrison Act, the Foster Bill was designed to uncover all traffic in opiates, cocaine, chloral hydrate, and cannabis regardless of the minute quantities that might be involved.”⁵⁸¹

Die Verhandlungen zogen sich hin. Im Januar 1911 erinnerte der Präsident den Kongress daran, dass bis zur internationalen Opiumkonferenz in Den Haag eine Lösung gefunden werden müsse – „*to see that its house is in order before the International Opium Conference meets*“⁵⁸².

Doch das Gesetz wurde nicht angenommen, zuviel lag im Argen, etwa ob Cannabis wirklich mit einbezogen werden sollte, was denn mit den Kokaingetränken Coca-Cola und Pepsi-Cola sei und anderes. Schließlich wurde gar nicht abgestimmt – die einfachste Art ein Gesetz durchfallen zu lassen.

⁵⁷⁹ Musto (1999, 37).

⁵⁸⁰ Genau genommen waren es mehrere, offiziell geführt unter den Siglen H.R. 25240 – 25242, wobei das erste eine Ergänzung zum Gesetz zur Herstellung von Rauchopium (1890), das zweite die Foster Bill und das letzte eine Ergänzung zum Importverbot für Rauchopium (1909) ist. Diese beiden Gesetze, das erste und das letzte, wurden 1910 nicht angenommen, 1914 aber noch vor dem Harrison Act durchgesetzt. Vgl. Wright (1910) in Terry & Pellens (1970, 751ff.).

⁵⁸¹ Musto (1999, 41).

⁵⁸² Nach Musto (1999, 45) und Scheerer (1993, 86ff.).

Obwohl die im Parlament auf diese Weise durchgefallene Foster Bill als der direkte Vorläufer des Harrison Acts zu sehen ist, ergibt sich die Durchsetzung des Letzteren nicht einfach dadurch, dass die erste Fassung geändert wurde, oder dass eine besondere Situation entstanden wäre (Heroin stand noch nicht auf der Agenda). Erst durch die weiteren internationalen Vereinbarungen wurde die Möglichkeit geschaffen, ein strenges Verbotsgesetz einzuführen.

Den Haag. Die Amerikaner, wieder vertreten durch Bischof Brent, Dr. Wright und zusätzlich Henry J. Finger, gingen also ohne eigenes Verbotsgesetz in die Verhandlungen von Den Haag. Sie hatten die Konferenz, welche Staaten dazu bewegen sollte, eigene Verbotsgesetze zu erlassen, extra einberufen, standen aber selbst mit leeren Händen da. Die anderen Staaten hatten im Grunde kein Interesse an der Konferenz. England, Deutschland und die Niederlande verzögerten den Beginn, jedoch nicht gemeinsam. England erklärte sich nur zur Teilnahme bereit, wenn auch die Alkaloide, deren Salze und sogar das Kokain und seine Salze Gegenstand des Vertragswerkes werden würden, eine Forderung, die zwar den Amerikanern und Chinesen recht war, nicht jedoch den Deutschen, die sich unversehens im Besitz des Schwarzen Peters befanden, weil sie die Hauptprofiteure des Welthandels mit diesen reinen Substanzen waren.

Ein kleiner diplomatischer Trick brachte Bewegung in die Verhandlungen. Wenn die Niederlande die Konferenz nicht wollen, dann werde man sie in Washington abhalten, so informierte Wright den niederländischen Botschafter. Einen Monat später konnte er den britischen Botschafter überzeugen, indem er ihm sagte, den USA seien eine Verschwörung zur Verhinderung der Konferenz bekannt. Diese Maßnahme erwies sich als überflüssig, bereits einen Tag zuvor hatten die Briten den Niederländern mitgeteilt, sie seien bereit zur Teilnahme. Deutschland bestätigte die Teilnahme an der Konferenz spät, aber früh genug, dass Wright seinen geplanten Besuch in Berlin nicht ausführen musste⁵⁸³.

Die Konferenz begann im Dezember 1911 und zog sich bis 1914 hin, die Beschlüsse wurden schon 1912 unterzeichnet. Die teilnehmenden Länder waren (in der Reihenfolge des Protokolls): Deutschland, die USA, China, Frankreich, das Vereinigte Königreich und Indien, Italien, Japan, die Niederlande, Persien,

⁵⁸³ Vgl. Musto (1999, 49f.). Aufgrund des großen internationalen Drucks gingen die Deutschen ohne abgeschlossene Vorbereitungen in die Verhandlungen; vgl. Scheerer (1993, 91).

Portugal, Russland, Siam. Nach zähem diplomatischen Ringen wurden in sechs Kapiteln 25 Artikel gefasst. Die ersten drei Kapitel sind substanzbezogen, d.h. in je einem Kapitel werden das Rohopium, das präparierte Opium (Rauchopium) und die Alkaloide inklusive Kokain behandelt. Kapitel eins enthält das Rohopium betreffend folgende Artikel:

- Gesetzliche Kontrolle der Herstellung und Verteilung,
- Limitierung der Ein- und Ausfuhrhäfen,
- Die Verhinderung von Export in Länder mit Opiumverbot, die Kontrolle von Export in Länder mit besonderen Einfuhrregeln,
- Mengenangaben auf den verschifften Verpackungen,
- Import und Export nur von anerkannten Händlern (*„duly horised persons“*).⁵⁸⁴

Kapitel zwei bezieht sich auf den Handel mit Rauchopium, drei Artikel regeln den Umgang:

- graduelle Reduzierung der Herstellung, des Binnenhandels und des Gebrauchs, sofern diese Regeln nicht bereits bestehen,
- Prohibition von Import und Export, falls ein Land dies nicht sofort einhalten kann (*„not yet ready to prohibit“*), soll es dies so schnell wie möglich umsetzen (*„as soon as possible“*),
- ferner sollen jene Länder, die noch nicht bereit sind: die Häfen reduzieren, den Export in Länder mit Rauchopiumverbot verhindern, den Export in andere Ländern den jeweiligen Regeln des Landes anpassen, eine Kennzeichnung der Verpackung über den Inhalt, den Export nur von zugelassenen Händlern durchführen lassen.⁵⁸⁵

Kapitel drei enthält jene sechs Artikel, welche den Handel mit medizinischem Opium (erhitztes Opium mit mehr als 10% Morphinanteil), den Alkaloiden und dem Kokain zum Gegenstand haben:

- Erlassen von ‚Pharmazieregeln‘, welche den legitimen medizinischen Markt regeln, falls solche Gesetze noch nicht bestehen. Die Länder sollen so kooperieren, dass nur der legitime medizinische Gebrauch möglich ist,
- Die Hersteller und Händler sollen kontrolliert werden, dabei sollen Regeln zur Lizenzierung und Dokumentierung des Handels erlassen werden,
- Verhinderung von Lieferungen an nicht autorisierte Personen (Inland),
- Verhinderung von Import durch nicht autorisierte Personen,

⁵⁸⁴ Vgl. Terry & Pellens (1970, 930f.).

⁵⁸⁵ Vgl. Terry & Pellens (1970, 931f.).

- Verhinderung von Handel über die Kolonien, Verhinderung von Export an nicht autorisierte Personen im Empfängerland, Empfängerländer geben Händlernamen an,
- Regeln gelten für medizinisches Opium, Produkte, welche mehr als Minimalmengen der genannten Alkaloide enthalten sowie für allen neuen Derivate.⁵⁸⁶

Kapitel vier richtet sich konkret an jene Unterzeichnerländer, welche bereits bestehende Verträge mit China haben. Kapitel fünf regelt die weitere Kommunikation der teilnehmenden Länder über den Vermittler Niederlande, besonders wichtig ist jedoch die Vereinbarung, dass Gesetze erlassen werden sollen, welche den illegalen Besitz der genannten Substanzen kriminalisieren und mit Strafandrohung belegen. Kapitel sechs enthält Vereinbarungen zum weiteren Vorgehen und der Kommunikation⁵⁸⁷.

Besonders die deutsche Delegation hatte wenig Interesse, bindende Beschlüsse zu suchen. Das hat einen einfachen Grund: die ursprüngliche Hauptbegründung der Konferenz, der Handel mit Rauchopium gen China, rückte in den Hintergrund, da die Engländer bereits Abkommen zur Reduzierung der Exporte mit China geschlossen hatten (in Kapitel vier selbst Gegenstand des Vertrages). Ferner konnten die Briten ihre Einwände so vorbringen, dass das Vertragswerk inhaltlich schwammig wurde. Dies betrifft besonders die Formulierung aus dem Kapitel zu jenen Ländern, welche bereits Verträge mit China haben:

„The contracting Powers having treaties with China shall examine these laws and, *if they find them acceptable*, shall take the necessary measures to apply them to their nationals residing in China⁵⁸⁸“.

Die britische Delegation bestand weiter auf der Aufnahme von Morphinum und Kokain und deren Salzen und Derivaten, so wie sie zuvor nur aus diesem Grund die Teilnahme an der Konferenz bestätigt hatten. Diese Forderung ging ganz eindeutig zu Lasten der deutschen Industrie, nicht nur wegen der gehandelten Mengen, sondern auch, weil die Opiatalkaloidbestellungen stets Teil von Großbestellungen waren, also mit anderen Medikamenten mit weniger strengen Handelsbeschränkungen verschifft wurden⁵⁸⁹. Die Regelungen zu den Alkaloiden

⁵⁸⁶ Vgl. Terry & Pellens (1970, 932-934).

⁵⁸⁷ Vgl. Terry & Pellens (1970, 934ff.).

⁵⁸⁸ Zitiert nach Terry & Pellens (1970, 934, *Hervorhebung* eingefügt).

⁵⁸⁹ Scheerer (1982, 39).

wurden schließlich in Kapitel drei des Vertrages getroffen – kein Wunder, dass der deutschen Delegation gerade dieses Kapitel zu streng war. Von deutscher Seite wurden noch weitere Einwände geäußert. Die Beschränkung auf einzelne Häfen, in welchen der Export zugelassen sein sollte, wurde von Deutschland abgelehnt. Ebenso wurde die Aufnahme von Kokain in die Beschlüsse, die Vereinbarung zur Herausgabe von industriellen Mengenstatistiken, die Ratifizierungspraktik und die Vereinbarung zur obligatorischen Information eines Empfängerlandes über eine Opiumlieferung abgelehnt⁵⁹⁰. Der letzte ist der einzige Punkt, der später nicht im Vertragswerk umgesetzt wurde (aber in den 1920ern wieder aufgegriffen wurde), die anderen Punkte wurden entgegen den deutschen Forderungen aufgenommen.

Ferner wurde von der deutschen Delegation konkret und provokativ gefragt, wie es denn um die Einführung des Verbots in den USA stehe. In der direkten Frage nach dem Verbot in den USA wurden diese verstärkt angehalten, eine eigene Prohibition zu erlassen – der letzte Doppelpass vor dem Tor, der letzte Wechsel zwischen internationaler und nationaler Ebene zur Einführung des Opiumverbots in den USA ist eigentlich ein Fehlpass einer gegnerischen Mannschaft.

Außerdem waren die deutschen Delegierten nicht davon überzeugt, dass eine internationale Konferenz mit nur zwölf teilnehmenden Staaten verbindliche Vereinbarungen treffen könne. Andere Staaten sollten miteinbezogen werden, da sonst der Handel mit neuen Zentren weitergehen würde⁵⁹¹. Dieser Einwand wurde in Artikel 22 der Übereinkunft aufgenommen, dort wird ausdrücklich festgehalten, dass andere Länder die Verträge unterzeichnen können, es werden sogar konkrete Kandidaten genannt. Durch die Aufforderung, mehr Staaten mit einzubeziehen, wurde die Grundlage für die Erwartung geschaffen, dass die heutigen Verträge von ausnahmslos allen Staaten der UN zu unterzeichnen seien (und unterzeichnet sind)⁵⁹².

Am 23. Januar 1912 wurden die Übereinkünfte geschlossen und im Laufe der nächsten zwei Jahre von den Delegationsleitern im Namen der Republiken, Könige und Kaiser unterzeichnet. Dazu waren weitere diplomatische Anstrengungen auf zwei erneuten Treffen in Den Haag nötig (1913 und 1914). Da

⁵⁹⁰ Scheerer (1982, 39f.).

⁵⁹¹ Vgl. Musto (1999, 51f.).

⁵⁹² Vgl. Scheerer (1993, 92ff.).

bei der ersten dieser beiden neuen Verhandlungsrunden immer noch nicht alle Staaten unterzeichneten, wurde beschlossen, dass 1914 ein letztes Mal konferiert werden sollte, um die Vereinbarungen im Rahmen jener, die unterzeichnet haben, in Kraft zu setzen. Das waren 44 Regierungen, nur Serbien und die Türkei unterzeichneten nicht. Die meisten Unterzeichner ließen sich jedoch Zeit mit der Ratifizierung im Heimatland. Bis 1919 hatten lediglich sieben Länder die Vereinbarungen ratifiziert⁵⁹³. Die meisten europäischen Nationen wurden erst durch die Versailler Verträge gehalten, die Ratifizierung umzusetzen.

Harrison Act. Mit den internationalen Vorgaben der Opiumkonferenz war die Notwendigkeit eines Verbotsgesetzes handfest geworden. Der Demokrat Francis Burton Harrison erklärte sich bereit, die neue Gesetzesvorlage einzubringen, daher auch der Name des Gesetzes⁵⁹⁴. Allerdings hatte er selbst wenig Interesse an den konkreten Inhalten. Das Gesetz wurde als modifizierte Version der Foster Bill eingebracht, Cannabis etwa wurde ausgenommen. Am 14. Dezember 1914 wurde das Gesetz angenommen und drei Tage später von Präsident Wilson unterzeichnet. Damit waren die USA auch von dem internationalen Druck – den sie ja selbst erzeugt hatten – befreit, ein eigenes Verbotsgesetz vorzulegen. Das Gesetz musste zuvor jedoch einigen Forderungen der Händler, organisiert in der ‚National Drug Trade Conference‘, angepasst werden. Die American Medical Association lehnte die Vorgaben seit den 1920er Jahren ab, hatte zuvor jedoch die strengen Regeln besonders bezüglich des nicht-medizinischen Konsums befürwortet⁵⁹⁵.

In zwölf Sektionen wird der Handel mit Opium und anderen Drogen geregelt, unter Strafandrohung bei Nichtbeachtung. Im Gesetzestext wird zuerst der Gegenstand definiert:

„An Act To provide for the registration of, with collectors of internal revenue, and to impose a special tax on all persons who produce, import, manufacture, compound, deal in, dispense, sell, distribute, or give away

⁵⁹³ Vgl. Musto (1999, 53); vgl. auch Terry & Pellens (1970, 646-650).

⁵⁹⁴ Die offizielle Sigle lautet H.R. 6282. Zuvor in 1914 waren bereits Ergänzungen zu dem Gesetz über die Herstellung von Rauchopium in den USA (1890) und dem Importverbot von Rauchopium (1909) angenommen worden. Vgl. Terry & Pellens (1970, 753, sowie Appendix V & VII); vgl. auch Musto (1999, 54ff.).

⁵⁹⁵ Vgl. Musto (1999, 54ff.).

opium or coca leaves, their salts, derivatives, or preparations, and for other purposes.⁵⁹⁶

Dann folgt als erste Regel die Pflicht zur Registrierung der Händler. Um die genannten Güter handeln zu dürfen, muss die Lizenz für einen Dollar erworben werden. Die Ungesetzlichkeit der Zuwiderhandlung wird ausdrücklich benannt.

„It shall be unlawful for any person required to register under the terms of this Act to produce, import, manufacture, compound, deal in, dispense, sell, distribute, any of the aforesaid drugs without having registered and paid the special tax provided for in this section.“⁵⁹⁷

Als Nächstes wird bestimmt, dass die Weitergabe nur gegen Vorlage eines offiziellen Formulars geschehen darf, wieder wird auf die ausdrückliche Gesetzeswidrigkeit hingewiesen.

„That it shall be unlawful for any person to sell, barter, exchange, or give away any of the aforesaid drugs except in pursuance of a written order of the person to whom such article is sold, bartered, exchanged, or given, on a form to be issued in blank for that purpose by the Commissioner of Internal Revenue.“⁵⁹⁸

Ausgenommen sind einige Arten der Weitergabe:

- durch einen Arzt (Zahnarzt, Veterinär) ‘*in the course of his professional practice only*’,
- gegen Vorlage eines Rezeptes, welches von einem Arzt (Zahnarzt, Veterinär) ausgestellt wurde,
- als Exportware in andere Länder, unter Beachtung der jeweiligen Landesgesetze,
- an Gesetzesvertreter verschiedener Art.⁵⁹⁹

Die explizite Beschränkung auf die professionelle Praxis war es, die später herangezogen wurde, um die Opiatvergabe an Opiatranke durch Ärzte zu unterbinden⁶⁰⁰.

Die Einnahmestelle der Gebühren gibt auch die entsprechenden Formulare heraus, wieder gegen eine kleine Gebühr. Die Regeln gelten auch für die von den USA

⁵⁹⁶ Harrison Act (1914, Internetquelle).

⁵⁹⁷ Harrison Act.

⁵⁹⁸ Harrison Act.

⁵⁹⁹ Harrison Act.

⁶⁰⁰ Vgl. Terry & Pellens (1970, 768); vgl. auch Brecher (1972, 49); auch Musto (1999, 65).

annektierten Inseln. Bezüglich der Menge der gehandelten Drogen besteht Auskunftspflicht, ebenso wie über die einzelnen Verschreibungen für Patienten Auskunftspflicht besteht. Medikamente, welche minimale Mengen der genannten Drogen beinhalten, sind von dem Gesetz ausgenommen (wie schon in den Opiumverträgen vorgesehen). Dann folgt eine der entscheidenden Regeln, welche den unregistrierten Handel mit den Waren kriminalisiert.

„That it shall be unlawful for any person who shall not have registered and paid the special tax as required by section one of this Act to send, ship, carry, or deliver any of the aforesaid drugs from any State or Territory or the District of Columbia, or any insular possession of the United States, to any person in any other State or Territory or the District of Columbia or any insular possession of the United States.“⁶⁰¹

Die Regelungen zur Eintreibung der Steuer richten sich nach bestehenden Finanzgesetzen. Dann folgt die Strafandrohung, welche sich gegen den Besitz und die Weitergabe richtet, die von unregistrierten Personen vorgenommenen wird.

„That it shall be unlawful for any person not registered under the provisions of this Act, and who has not paid the special tax provided for by this Act, to have in his possession or under his control any of the aforesaid drugs; and such possession or control shall be presumptive evidence of a violation of this section, and also a violation of the provisions of section one of this Act.“⁶⁰²

Dazu gehört eine Einschränkung, die jedoch recht schwammig ist. Es handelt sich um eine der Problemstellen, die zur Dauervergabe durch Ärzte (Maintenance) geführt haben. Wer Drogen besitzt, welche von einem Arzt ‚in gutem Glauben‘ abgegeben wurden, ist von der Strafe ausgenommen.

„(...) to the possession of any of the aforesaid drugs which has or have been prescribed in good faith by a physician, dentist, or veterinary surgeon registered under this Act.“⁶⁰³

Da der ‚gute Glaube‘ jedoch schwer nachweisbar ist, wurde daraus selten die Ausnahme von der Strafe begründet.

Dann folgt die genaue inhaltliche Bestimmung der Strafandrohung selbst.

⁶⁰¹ Harrison Act.

⁶⁰² Harrison Act.

⁶⁰³ Harrison Act. Vgl. Terry & Pellens (1970, 768).

„That any person who violates or fails to comply with any of the requirements of this Act shall, on conviction, be fined not more than \$2,000 or be imprisoned not more than five years, or both, in the discretion of the court.“⁶⁰⁴

Die drittletzte Regel bestimmt, dass die entsprechenden, zur Umsetzung des Gesetzes nötigen Beamten eingestellt werden, die vorletzte Regel bestimmt dann die Höhe der Kosten der Maßnahmen, es wurden 150.000 Dollar bereitgestellt. Mit der letzten Regel wird bestimmt, dass die Vorgaben des Pure Food and Drugs Acts von 1906 von dem neuen Gesetz unberührt bleiben⁶⁰⁵. Der Harrison Act wurde 1918, 1926 und 1927 erweitert und spezifiziert⁶⁰⁶.

Wright hatte mit der Einführung des Gesetzes selbst kaum noch zu tun. Er war sogar mit einigen Teilen des Gesetzes nicht zufrieden. Doch ab Juni 1914 war er nicht mehr an exponierter Stelle im State Department beschäftigt, sein Ansinnen auf einen neuen, hervorgehobenen Posten wurde abgelehnt. Seine Teilnahme an der nächsten Runde der Opiumkonferenz wurde ebenfalls abgesagt, da er der Forderung, keinen Alkohol zu trinken, wenigstens während der Konferenz selbst, nicht nachkommen wollte. Ab 1915 diente er in Frankreich und wurde bei einem Autounfall verletzt, ohne wieder richtig gesund zu werden. Er starb im Januar 1917 im Alter von 49 Jahren⁶⁰⁷.

Die internationale Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg und die Konferenzen von 1925. Wie gesehen, nur wenige Staaten ratifizierten die Beschlüsse der Opiumkonferenzen zu Den Haag. Das ändert sich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Die Versailler Verträge beinhalten mit dem §295 die Grundlage zur Ratifizierung und anschließenden Umsetzung der Vorgaben der Opiumkonferenzen. Davon waren zuallererst die Kriegsverlierer betroffen. Mit neuen Unterzeichnerstaaten wuchs der Bedarf an weiteren und genaueren internationalen Regelungen. Das Vertragswerk wurde Gegenstand der neu gegründeten League of Nations, d.h. auch, dass neue Mitglieder der Liga zustimmen, die Vereinbarungen

⁶⁰⁴ Harrison Act.

⁶⁰⁵ Harrison Act.

⁶⁰⁶ Vgl. Terry & Pellens (1970, 753; sowie Appendix VIII)

⁶⁰⁷ Musto (1999, 61f.).

der Opiumverträge zu ratifizieren. Davon waren eine ganze Reihe Länder betroffen⁶⁰⁸.

Die Liga setzte das ‚Advisory Committee on Traffic in Opium‘ ein. Dieses sollte ab 1921 die bestmögliche Kooperation zwischen den Ländern gewährleisten und erarbeitete Vorschläge, welche dann an das Konzil der Liga übermittelt und von diesem geprüft und gegebenenfalls modifiziert wurden. Über die Umsetzung entschied dann die Versammlung der Liga, so dass die eingebrachten Vorschläge von den letztlich getroffenen Beschlüssen abwichen. Das Komitee arbeitete zügig, denn bereits im Juni 1921 hatte die Assembly über die ersten Vorschläge zu entscheiden:

- Mitglieder der League of Nations sollen angehalten werden, sobald als möglich die Opiumverträge zu ratifizieren,
- die Niederlande sollen gebeten werden, weiterhin die Organisation zu übernehmen,
- jedes Land soll einen jährlichen Bericht verfassen, der die Maßnahmen und dazugehörigen Statistiken enthält,
- die International Health Organisation der Liga solle eine Untersuchung machen, wie hoch der legitime jährliche Bedarf an Opiaten (bzw. der im Vertragswerk behandelten Drogen) ist; dabei taucht die interessante Formulierung auf: ‚*for medical and otherwise legitimate purposes*‘,
- die bereits bekannte, aber zuvor auf Drängen Deutschlands ausgelassene Vereinbarung über obligatorische Information des Empfängerlandes einer Exportsendung solle nachträglich in die Opiumverträge aufgenommen werden,
- die Vertreter der Länder in China sollen gegenüber den Provinzgouverneuren den Mohnanbau kritisieren sollen,
- Artikel 15 der Opiumkonvention soll beachtet werden, d.h. der Opiumschmuggel soll verstärkt unterbunden werden.

Alle diese Maßnahmen wurden beschlossen, außer der Forderung nach Einwirkung auf die chinesischen Provinzgouverneure. Stattdessen wurde einer weiteren Einlassung des chinesischen Gesandten Aufmerksamkeit geschenkt: dass die bisherigen internationalen Anstrengungen lediglich die Minimierung des Handels auf ‚legitime‘ Größe zum Ziel hatten, nicht aber auf den Anbau von Mohn bzw. die Herstellung von Opium ausgerichtet waren. Auch dagegen müssten internationale Maßnahmen ergriffen werden, nämlich zuerst einmal müsste der weltweite legitime Bedarf an Rohopium und präpariertem Opium

⁶⁰⁸ Vgl. Terry & Pellens (1970, 659f).

bestimmt werden. Diese Maßnahme wurde im Sinne der chinesischen Delegation beschlossen⁶⁰⁹. Indien hingegen konnte sich bezüglich der Selbstmedikation mit Opium mit der Forderung einbringen, die Formulierung ‚medicinal and scientific‘ gegen ‚legitimate‘ zu ersetzen:

„The Indian Delegate has informed the Committee that the number of properly equipped hospitals and dispensaries in India is inadequate to the needs of the population, which over vast areas is without medical assistance. In order to cope with the diseases with which some of these regions are constantly infected, the population has cultivated the poppy from time immemorial, and habitually takes opium in small doses as a prophylactic or an effective remedy. It is this use of opium which cannot be styled purely medical, i.e., that which is prescribed by a physician, that the Committee has in mind in using the term ‘legitimate’ [instead of medicinal and scientific].“⁶¹⁰

In den 1920er Jahren wurde die traditionelle Selbstmedikation also noch ausdrücklich als legitim benannt. Das im vorangegangenen Kapitel gegebene Beispiel aus Indien, wo ja genau dieses Legitimitätsverständnis neu gefordert wird, zeigt, dass diese Auffassung in den aktuellen Verträgen nicht mehr vertreten wird, obwohl in Indien immer noch nicht ausreichend Krankenhäuser mit westlich geprägten Schulmedizineren vorhanden sind.

In den folgenden Jahren wurden die Vereinbarungen nach immer demselben Schema weiterentwickelt: Das Komitee unterbreitete Vorschläge, das Konzil überprüfte, modifizierte und leitete weiter, die Versammlung entschied über die zu treffenden Maßnahmen. Dabei verfeinerten sich die Fragestellungen und reagierten auf aktuelle Entwicklungen. Zum Beispiel wurde nicht mehr nur postuliert, dass möglichst alle Länder die Opiumverträge ratifizieren sollen, sondern die fehlenden Länder wurden immer konkreter angesprochen. Das gilt besonders für die Schweiz, die Türkei und Persien (alle drei Länder machten gute Geschäfte mit Opium bzw. opiathaltigen Medikamenten). Bezüglich des neu ausgeweiteten, illegalen Anbaus von Mohn und des illegalen Konsums von Morphium in China wurde Bedauern ausgedrückt, nicht ohne in der nächsten Resolution diplomatisch-freundlich auf die Rolle Japans für diese Ausweitung

⁶⁰⁹ Vgl. Terry & Pellens (1970, 661ff.).

⁶¹⁰ Zitiert nach Terry & Pellens (1970, 665).

hinzuweisen. Die USA legten einmal mehr Wert darauf, die neuen Vorgaben zügig umzusetzen und die Ergebnisse („Narcotic Drugs Import and Export Act“, 1922) bei der nächsten Verhandlungsrunde als Erfolg darzustellen, während im Parlament vom Abgeordneten Hadley hervorgehoben wurde, dass dieses Gesetz den Harrison Act ergänze und dass es die internationalen Vorgaben umsetze⁶¹¹. Auf der nationalen Ebene wurde die internationalen Abkommen zur Begründung neuer Gesetze herangezogen, auf internationaler Ebene diese nationalen Gesetze als Argument in die nächsten Verhandlungen eingebracht.

Von November 1924 bis Februar 1925 fand in Genf die erste internationale Opiumkonferenz statt (die Verhandlungen von Den Haag hatten noch nicht diesen Titel). Am 11. Februar 1925 wurden eine Übereinkunft, das Protokoll und der ‚Final Act‘ unterzeichnet⁶¹². Die zweite internationale Opiumkonferenz schloss unmittelbar an und eine Konvention, das Protokoll und der ‚Final Act‘ wurden am 19. Februar 1925 unterzeichnet. Woher die Zweiteilung der Konferenz und die Unterscheidung von ‚Agreement‘ bei der ersten und ‚Convention‘ bei der zweiten? Die USA hatten sich zurückgezogen.

„During this [the first] conference the delegation from the United States found themselves out of sympathy in regard to certain points and finally withdrew (...).“⁶¹³

Der Grund: Die USA wollten die alte Formulierung von ‚medicinal and scientific‘ als einzige mögliches Verständnis von ‚legitim‘ implementieren, gewissermaßen den damals geäußerten Einspruch Indiens, die traditionelle Selbstmedikation sei auch legitim, wieder rückgängig machen. Dazu sollte jeder Überschuss in der Produktion verhindert werden⁶¹⁴. Diese Forderungen waren offensichtlich nicht durchsetzbar.

Doch das Advisory Committee arbeitete weiter. Ab 1925 dominierte die Wahrnehmung von Schmuggel und Kriminalität. Zusätzlich wurde besonders auf Persien eingewirkt, die Opiumproduktion zu kontrollieren, was auch dazu führte,

⁶¹¹ Nach Terry & Pellens (1970, 665 – 671).

⁶¹² Nicht alle Länder haben alle Einzelteile unterzeichnet, vgl. Terry & Pellens (1970, 743).

⁶¹³ Terry & Pellens (1970, 708).

⁶¹⁴ Vgl. Terry & Pellens (1970, 708f.). Es mutet etwas zynisch an, den Indern die Selbstmedikation verbieten zu wollen, aber gleichzeitig davon auszugehen, dass dort auch die vermeintlich legitime Produktion für den Weltmarkt stattfinden soll.

dass Persien einen entsprechenden Plan vorlegte⁶¹⁵. 1931 wird noch ein weiteres Abkommen geschlossen, und zwar das ‚Abkommen zur Beschränkung der Herstellung und zur Regelung der Verteilung der Betäubungsmittel‘⁶¹⁶, mit welchem eine Verpflichtung zur jährlichen nationalen Schätzung des Bedarfs an den betroffenen Substanzen eingegangen wurde, zusammen mit der ergänzenden Verpflichtung, nicht mehr als für diesen Bedarf herzustellen. Den asiatischen Raum betreffend wurde 1931 auch noch ein Abkommen über die Kontrolle des Verbrauchs von Rauchopium geschlossen.

Bei diesem Vertrag gehörte Deutschland noch zu den Mitunterzeichnern, beim nächsten schon nicht mehr. Mit dem Ausscheiden Deutschlands aus dem Völkerbund deutet sich jener Schritt an, der fast alle internationalen Beziehungen auf Krieg fixiert. Das heisst allerdings nicht sofort, dass die Entwicklungslinie der internationalen Kontrolle abbricht, 1936 wird ein Abkommen ohne Beteiligung Deutschlands getroffen (auch ohne Beteiligung der USA), das ‚Abkommen zur Unterdrückung des unerlaubten Verkehrs mit Betäubungsmitteln‘⁶¹⁷. In diesem Vertrag wird die schon in den Drogenverträgen beschlossene Umsetzung der Strafbarkeit konkretisiert. Dabei werden auch interessante bilaterale Beziehungen vorgegeben, etwa was die Auslieferung Angeklagter betrifft. Insgesamt gesehen ist dieses Abkommen ein deutlicher Ausdruck der Fehlinterpretation der Wirkung von bereits eingegangenen Verträgen und erlassenen Gesetzen und daher ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zur Schaffung des internationalen Drogenproblems durch diplomatische Verwirrungen.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wird dann in einem amerikanischen Örtchen mit dem bedeutungsvollen Namen Lake Success ein Protokoll unterzeichnet, um die Gültigkeit der Verträge von dem aufgelösten Völkerbund auf die geplanten Vereinten Nationen und die WHO zu übertragen⁶¹⁸. Dieses Protokoll wurde 1948 ergänzt um neue Substanzen, welche bisher nicht erfasst worden waren, der Kontrolle unterzuordnen, nicht ohne festzuhalten, dass ‚*dieses Internationale Abkommen auf der ganzen Welt möglichst bald*‘⁶¹⁹ vollzogen

⁶¹⁵ Vgl. Terry & Pellens (1970, 710ff.).

⁶¹⁶ Scheerer (2001, 4; Vorlesungs-Manuskript); vgl auch den Vertragstext im Internet (Internetquelle).

⁶¹⁷ Da Deutschland nicht zu den Unterzeichnerstaaten gehörte, liegt hier eine amtliche deutsche Übersetzung der Schweiz vor (Internetquelle).

⁶¹⁸ Vgl. den Protokolltext (Internetquelle).

⁶¹⁹ Protokolltext (Internetquelle).

werden möge. Im Jahr 1953 folgt dann noch ein ‚Protokoll zur Beschränkung und Regelung des Anbaues der Mohnpflanze, der Erzeugung von Opium, des internationalen Handels und Großhandels mit Opium und seiner Verwendung‘⁶²⁰. Hier wird die chinesische Forderung vom Ende der 1920er, auch der Anbau von Mohn und die Herstellung von Opium seien planwirtschaftlich zu kontrollieren mit dem Bestreben gekoppelt, das Suchtproblem und die Drogenkriminalität zu bekämpfen – ein weiterer Schritt zur Ausweitung des internationalen Drogenproblems durch Verschärfung der Kontrolle.

Maßnahmen gegen Maintenance. Die nationale Entwicklung in den USA bekommt schon mit der Inkraftsetzung des Harrison Acts im März 1915 eine neue Prägung, denn das ‚Treasury Department‘ begann damit, die Vorgaben des Gesetzestextes in konkrete Vorgehensweisen zur Anwendung umzusetzen. Dazu gehörte z.B. die Feststellung, dass ein Konsument, also als Privatperson, nicht registriert werden könne, sondern dass sich nur Ärzte und Händler registrieren lassen und damit Narkotika weitergeben können. Nachdem schon das Rauchopium nicht mehr legal erhältlich war, mussten die Opiatkranken, egal ob die Krankheit iatrogen oder durch Genusskonsum erworben worden war, nun zum Arzt, um sich das benötigte Morphin oder Heroin verschreiben zu lassen. Dazu beschloss das Treasury Department, dass solche Verschreibungen eine konstante Reduzierung beinhalten müssen⁶²¹.

Dann wurden die weiter oben schon als besonders wichtig genannten Formulierungen ‚in the course of his professional practice only‘ und ‚in good faith‘ dazu herangezogen, eine ganze Reihe von Ärzten zu verklagen, zumeist in Kombination mit einer Klage gegen den Drogisten und den Käufer (der dann dem Verständnis nach kein Patient ist). Das hatte nicht nur zur Folge, dass der Gesetzestext zur Grundlage richterlicher Entscheidungen wurde, sondern dabei kamen auch Ungereimtheiten im Text selbst zutage. Mehrere Distriktrichter entschieden, dass jemand, dem verboten ist, sich registrieren zu lassen, auch nicht im illegalen Besitz sein könne, und dass nach den Strafregeleln, welche ausschließlich auf registrierte Personen abzielen, keine unregistrierten Personen verurteilt werden könnten. Der Staatsanwalt aus Colorado hatte Zweifel, dass man

⁶²⁰ Protokolltitel (Internetquelle).

⁶²¹ Vgl. Musto (1999, 121f.).

Ärzte für formal korrekte Verschreibungen haftbar machen könne, auch wenn diese für habituelle Nutzer ausgestellt wurden. Die Staatsanwälte und Richter sowie das Justizministerium sahen also Probleme bei der vom Treasury Department geplanten strengen Umsetzung. Das wurde besonders deutlich, als 1916 der Fall U.S. vs. Jin Fuey Moy und seinen Patienten Willie Martin verhandelt wurde. Die Klägerseite sah Sektion acht des Harrison Acts verletzt, der Distriktrichter entschied jedoch anders:

„The district judge had quashed the indictment on grounds that Martin was not required to register under the Harrison Act since he did not ‘import, export, manufacture, deal in, sell, or distribute’ the morphine, but merely consumed it. Therefore he could not violate the Harrison Act by merely having morphine in his possession.”⁶²²

Dabei legte der Richter auch die Annahme zugrunde, dass der Harrison Act eigentlich ein Steuergesetz sei, und dass darüber hinausgehende Interpretationen verfassungsrechtliche Fragen zwischen Bund und Staaten aufwerfen würden.

Ab 1919 jedoch traf der Supreme Court Entscheidungen, welche die verschärften Interpretationen des Gesetzes bestätigte. Das hängt auch damit zusammen, dass ab 1918 im Treasury Department ein ‚Special Narcotic Committee‘ eingerichtet wurde, welches konkret auf entsprechende Entscheidungen hinwirken sollte. Im Fall Goldbaum (Drogist) und Webb (Arzt) vs. U.S. wurde die Dauervergabe von Opiaten verhandelt, was letztlich dazu führte, dass der Supreme Court die Unrechtmäßigkeit derselben feststellte⁶²³. Ab Januar 1920 wurde eine eigenständige Fahndungseinheit zur Überwachung des Alkoholverbots bei der Steuerbehörde eingerichtet, die ‚Prohibition Unit‘, welche auch eine spezielle Abteilung zur Verfolgung von Vergehen gegen den Harrison Act unterhielt. Dies war zunächst pragmatisch begründet, da die Steuerbehörde mit dem Eintreiben anderer Steuern ausgelastet war, hatte jedoch den Effekt, dass die Verfolgung von Vergehen gegen den Harrison Act verschärft und konkret auf die Schließung von Kliniken hingearbeitet wurde⁶²⁴.

⁶²² Musto (1999, 129).

⁶²³ Musto (1999, 131f.).

⁶²⁴ Musto (1999, 131 & 146ff.).

Single Convention. Trotz kurzer Unterbrechung durch den Zweiten Weltkrieg blieb die internationale Opiumkontrolle ein Hauptthema der globalen Diplomatie. 1961 markiert den Höhepunkt der Drogendiplomatie: mit der Single Convention; dem Einheitsabkommen, wurden alle bisherigen Verträge außer dem Abkommen von 1936 außer Kraft gesetzt. Allerdings nur, weil mit der Single Convention alle gängigen Inhalte und Themen gebündelt wurden, so dass diese als adäquater Ersatz für die bestehenden Verträge gesehen wurde.

Der Vertragstext folgt dem aus den alten Verträgen bekannten Schema, ist jedoch komplexer, da er die Themen verschiedener alter Verträge zusammenfügt, mehr Substanzen behandelt und ein ausdifferenziertes Statistik- und Schätzungsverfahren begründet. Alle störenden Umsetzungsprobleme der alten Verträge sind in der Single Convention gelöst. Ausnahmslos alle Länder haben die Verträge unterzeichnet. Die Bedeutung des Wortes ‚legitim‘ steht nicht mehr zur Debatte, für Länder mit hohem quasi-medizinischen Verbrauch an Cannabis oder Opium gibt es die Möglichkeit, für 15 Jahre eine Übergangsregelung in Anspruch zu nehmen (das indische Beispiel zeigt, dass diese Frist bei weitem nicht lang genug ist). Die Bekämpfung des unerlaubten Verkehrs (Artikel 35) und die Bestimmung zur Strafbarmachung von ‚Widerhandlungen‘ dürfen nicht fehlen:

„Unter Vorbehalt ihrer verfassungsrechtlichen Bestimmungen trifft jede Vertragspartei die notwendigen Massnahmen, um das gegen die Bestimmungen dieses Übereinkommens verstossende Anbauen, Gewinnen, Herstellen, Ausziehen, Zubereiten, Besitzen, Anbieten, Feilhalten, Verteilen, Kaufen, Verkaufen, Liefern – welcher Art es auch sei –, das Vermitteln, Versenden, Durchführen, Befördern, Einführen und Ausführen von Betäubungsmitteln sowie jede der nach Ansicht der betreffenden Vertragspartei gegen die Bestimmungen dieses Übereinkommens verstossende sonstige Handlung mit Strafe zu bedrohen, wenn sie vorsätzlich begangen wird, sowie schwere Widerhandlungen angemessen zu ahnden, insbesondere mit Gefängnis oder andern Arten des Freiheitsentzuges.“⁶²⁵

Im Vertragstext sind die Aufgaben zur Umsetzung der Kontrolle auf das International Narcotics Control Board, die Commission on Narcotic Drugs und die World Health Organisation verteilt. Jedoch nur die Kommission hat das Recht,

⁶²⁵ Single Convention, Artikel 36 (Internetquelle).

über die Aufnahme neuer Substanzen in die Kontroll-Listen zu entscheiden und da die Kommission dem United Nations Economic and Social Council untersteht, liegt bei diesem die eigentliche Entscheidungskraft. Als Tabelle:

United Nations Economic and Social Council		
<p>International Narcotics Control Board</p> <p>Besteht aus elf durch den Rat gewählten Mitgliedern.</p> <p>Verwaltet die Bedarfs-schätzungen und das Statistikverfahren.</p>	<p>Commission on Narcotic Drugs</p> <p>Dem Economic and Social Council untergeordnet.</p> <p>Ändert die Listen mit kontrollierten Substanzen.</p> <p>Gibt Beschlüsse und Empfehlungen ab.</p>	<p>World Health Organisation</p> <p>Prüft, ob Substanzen den Kontrollkriterien entsprechen.</p> <p>Benachrichtigt die Kommission, falls sie eine Substanz für kontrollbedürftig hält.</p>

Trotz der Relevanz des Einheitsabkommens und seiner Ergänzungen für die einzelnen Staaten spielt es in der drogenpolitischen Diskussion (eines jeweiligen Landes) kaum eine Rolle und ist auch den meisten Bürgern unbekannt⁶²⁶.

Das Einheitsabkommen wurde 1971 durch ein zusätzliches Übereinkommen ergänzt, welches die internationale Kontrolle psychotroper Stoffe regelt⁶²⁷. 1988 wurden die Bestimmungen über den unerlaubten Verkehr von ‚Suchtstoffen‘ und psychotropen Substanzen in einem eigenen Übereinkommen verschärft, mit besonderem Blick auf den Schmuggel und die sogenannte ‚organisierte Kriminalität‘. 1995 wurde dieses Übereinkommen erweitert, um auch die Weltmeere in das Kontrollgebiet mit einzubeziehen, denn schließlich gehören diese zu keinem Land und daher kann auch keines für die Seegebiete unterzeichnen⁶²⁸.

Vorbehalte, Änderungen und Kündigung. Kein Land würde den Fehler begehen, wissentlich und willentlich einen Vertrag zu unterzeichnen, an dem niemals

⁶²⁶ Levine (2002, Internetquelle).

⁶²⁷ Vgl. den Text des Übereinkommens (Internetquelle).

⁶²⁸ Vgl. den Text des Übereinkommens (Internetquelle).

wieder etwas geändert werden könnte. In diesem Sinne können Interpretationen zu einzelnen Artikeln abgegeben werden, welche auch als Vorbehalt formuliert sein können. Neben dieser Vorbehaltsmöglichkeit gibt es im Vertrag verankerte Vorbehalte, etwa was die Verfassungsmäßigkeit der Strafbarmachung betrifft (*„unter Vorbehalt ihrer verfassungsrechtlichen Bestimmungen“*). Darüber hinaus können Änderungsanträge eingebracht und die Verträge sogar gekündigt werden. Zusätzlich zu diesen Schranken der Kontrolle kommt die Annahme, dass die Verträge selbst weiter interpretiert werden könnten, als es gemeinhin –auch in Deutschland – der Fall ist. Dazu gehört zum Beispiel die Annahme, dass die Verträge nicht auf den Einzelkonsum einer Person abzielen, so dass Entkriminalisierungen oder Teillegalisierungen kleiner und kleinster Mengen durch die Verträge nicht ausgeschlossen sind. Dies wurde ausgiebig am Beispiel des Cannabis diskutiert⁶²⁹. Dabei wurde deutlich darauf hingewiesen, dass es bei solchen Überlegungen bezüglich der Cannabis-Entkriminalisierung um eine Trennung der Märkte von ‚weichen‘ und ‚harten‘ Drogen geht⁶³⁰ – dabei sind Cannabis und Heroin sowohl international als auch in Deutschland, in denselben Verbotlisten – wer also die Möglichkeiten zu einer Entkriminalisierung oder Teillegalisierung des Cannabis prüft, prüft gleichzeitig jene bezüglich Heroin. Das liegt in der Bundesrepublik nicht zuletzt am Legalitätsprinzip; was gleich geregelt ist, muss auch gleich behandelt werden.

Genaueres zum International Narcotics Control Board (INCB). Zur Umsetzung der im Einheitsabkommen geregelten Bedarfsbestimmung durch ein eigens dafür gegründetes Organ wurde das INCB in Genf angesiedelt. Hier reichen die Länder ihre Statistiken ein und hier werden die Bedarfsbestimmungen durchgeführt, so wie es das Vertragswerk vorsieht.

Mit dieser Institutionalisierung wurde auch die doppelte Planwirtschaft des legalen Drogenmarktes begründet. Die strikte Reglementierung des Welthandels gleicht einer Planwirtschaft, welche Produktionsziele und –mittel der Zukunft (des nächsten Jahres) verplant. Zusätzlich zu dieser den ‚legitimen‘ Bedarf abdeckenden Planung kommen die Jahrespläne zur Rauschgiftbekämpfung, etwa

⁶²⁹ Vgl. Kuckelsberg (1996); vgl. Köhler (1996), der die Frage etwas vorsichtiger beantwortet als die erstgenannte Autorin.

⁶³⁰ Vgl. Köhler (1996, 263).

der von Helmut Kohl als deutsche Kopie des Anti-Drogen-Programmes der Regierung Bush sen. initiierte Nationale Rauschgiftbekämpfungsplan von 1989 oder die Planung des UN-Drogenkontrollprogrammes von 1998, die Welt innerhalb von 10 Jahren, also bis 2008 (!), drogenfrei zu bekommen⁶³¹. Solche Planungen erinnern in ihrer Realitätsferne stark an die Planwirtschafts-Rethorik in Ländern des ehemaligen Ostblockes.

Zusätzlich kann man ganz sachlich feststellen, dass die Berechnungen des INCB zu einer ungleichen Verteilung der betroffenen Medikamente zu Lasten armer Länder führen. Dies lässt sich am Beispiel eines Vergleiches der Mengenbestimmung für Deutschland und Afghanistan zeigen.

Die komplette offizielle Mengenbestimmung für Afghanistan 2007⁶³²:

Substanz	Berechneter Bedarf in kg
Codein	15
Dextropropoxyphen	375
Diphenoxylat	7,5
Morphin	3
Pethidin	60
Pholcodin	75

Zusätzlich sagt die Tabelle aus, dass in Afghanistan kein Opium und kein Heroin benötigt werden. Gemessen an der Bevölkerungszahl von ca. 21 Millionen erscheinen diese Werte extrem gering; und dazu muss man addieren, dass weder der größte Opium- und Heroinschwarzmarkt der Welt, der ja auch ein legaler Markt sein könnte noch die traditionellen Heilungsmethoden oder die Medikation von Kriegsverletzten mitberechnet werden. Das UN Office for Drugs and Crime hält in seinem ‚Opium Survey‘ für Afghanistan 2006 fest, dass auf einer Anbaufläche von 165.000 Hektar Schlafmohnpflanzen wuchsen, die für die Produktion von insgesamt 6100 metrischen Tonnen Rohopium ausreichen⁶³³.

⁶³¹ Vgl. Arlacchi (1998, Internetquelle); vgl. Scheerer (2001, Vorlesungsmanuskript); vgl. Cohen (2006, Internetquelle); vgl. auch Friedman (1992).

⁶³² INCB (Hg.) (2006, Internetquelle).

⁶³³ UN Office for Drugs and Crime (Hg.) (2006, Internetquelle).

In Deutschland mit seinen 82 Millionen Menschen hingegen werden 250kg Opium, knapp über 2500kg Morphin, 115kg Heroin benötigt, und dazu kommen viele hundert Kilogramm verschiedener Opiate, z.B. Methadon, Oxycodon, Fentanyl, Kodein; auch gut 5,5kg Kokain, 50kg Cannabis (kein Haschisch, bitte sehr) und manches, was dem Laien fremd bleibt, der Single Convention zufolge aber angemeldet werden müsste, wollte Deutschland die Menge verarbeiten⁶³⁴. Selbst diese im Vergleich zu Afghanistan unverschämt hohen Werte reichen eigentlich nicht aus, denn auch hier fehlt der Bedarf für Selbstmedikation und Genusskonsum.

Der Bedarf in Projekten mit kontrollierter Heroinvergabe ist ein Spezialfall, denn eigentlich hält das INCB nicht viel von solchen Ansätzen:

„The President of the Board pointed out that the expansion of clinical trials or treatment schemes involving heroin presented a danger to the international drug-control system, in the sense that supporters of legalization took advantage of the trials to achieve their own objects. He added that no Government should support the proliferation of such trails.“⁶³⁵

Dennoch ist die in Deutschland getätigte Forschung auf diesem Gebiet mit dem INCB abgestimmt⁶³⁶ – wohl, damit sichergestellt ist, dass sich keine Legalisierer des Themas bemächtigen.

Fazit zum INCB. Die Drogenbedarfsliste des INCB ist hauptsächlich dazu tauglich, drei Merkmale eines Landes zu messen: (1) die Widerstandsfähigkeit gegenüber den restriktiven Eingriffen der UN oder einzelner, drogenpolitisch international ambitionierter Länder; (2) den generellen medizinischen Versorgungsstand (ohne traditionelle Heilungsmethoden oder Selbstmedikation); (3) die Teilnahmechancen am Weltmarkt für Arzneimittel. Zusätzlich ist die strenge Berechnungspraxis des INCB der Hauptgrund für die sogenannte ‚world pain crisis‘, die Unterversorgung mit starken Schmerz- und Anästhesiemitteln (der

⁶³⁴ Vgl. Scheerer (2001, 5f.; Vorlesungsmanuskript) für ein ähnliches Beispiel bezüglich Kolumbien und Kokain. Vgl. Die Neufassung des Manuskriptes als PDF; Scheerer & Bossong (o.J., Internetquelle).

⁶³⁵ Aus dem Bericht der Commission on Narcotic Drugs an das Economic and Social Council (1997, 6), über die Meinung des INCB zu Heroinvergabe-Projekten.

⁶³⁶ Michels (2002, 297).

Patient in den Krankenhäusern der westlichen Welt merkt dies nicht so, begründbar durch die gerade genannten Merkmale 2 und 3).

Trotz all dieser offensichtlichen Schwächen der Arbeit des INCB hält dieses nicht nur den Status quo für richtig, sondern beteiligt sich aktiv an der Argumentation gegen Legalisierungen⁶³⁷. Es ist fraglich, ob dem INCB solche politischen Aktivitäten überhaupt zustehen. Es handelt sich um eine rein exekutive Institution, welche die nach den Vorgaben der WHO erstellten Substanzlisten gewissermaßen verwaltet und ihre Legitimation und Aufgabenbestimmung aus den Drogenverträgen erhält – dazu gehören eigentlich keine politischen Aktivitäten auf globaler Ebene oder Eingriffe in die politische Verfasstheit einzelner Länder. Das wird auf politisch-diplomatischer Ebene konsequent missachtet:

„Director Costa, your organization not only provides the world authoritative statistics, surveys, and analysis of the Afghan opium problem, but it also does important work in the field to build a justice system that will help defeat this problem.“⁶³⁸

Zusammenfassung. Die Entstehung der Drogenprohibition, mit ihrem Schwerpunkt auf dem Verbot des Opiums ist eine Geschichte verzwickter diplomatischer Zusammenhänge. Diese ergeben sich aus Problemen des Welthandels und der Distribution von Waren, welche sich mit den Wertvorstellungen der Regierung der USA paaren. In der Anfangsphase dominieren demnach nationale Vorgänge in den USA, welche gewissermaßen den Grundstock für die zweite Phase legen. Dazu gehören:

- die Diskriminierung von Chinesen,
- die Abschaffung des Opiummonopols auf den Philippinen,
- die internationale Initiative auf Drängen von Bischof Brent.

Mit Einsetzen der internationalen Diplomatie fügt sich folgender Punkt ein:

⁶³⁷ Argumente und Gegenargumente bei Polak & Lap (1994); vgl. auch Cohen (2006, Internetquelle) für ein Beispiel der politischen Argumentation des United Nations Office on drugs and Crime (UNODC), nicht zu verwechseln mit dem United Nations for Drug Control and Crime Prevention (UNODCCP).

⁶³⁸ Schweich (2006, Internetquelle), der Autor ist der ‚Deputy Assistant Secretary for International Narcotics and law Enforcement Affairs‘ der USA.

- die wechselseitige, doppelpassartige Begründung von neuem Handlungsbedarf mit Verweis auf die jeweils andere Ebene (national – international).

An diesem Punkt machen sich die nationalen Regelungen fest, welche zur Rekrutierung der ersten Junkies aus einfachen Underground-Konsumenten führten. Das sind:

- das Einfuhrverbot für Rauchopium,
- der Harrison Act und seine Ergänzungen,
- die Anti-Maintenance-Entscheidungen.

Da zumindest die beiden ersten Regelungen nicht ohne Verweis auf die internationale Situation durchsetzbar gewesen sind, hängen sie unmittelbar mit der Transplantation des US-amerikanischen Kontrollparadigmas in die Gesetzgebung anderer Staaten zusammen. Die Grundlage dazu war die Einbeziehung immer weiterer Staaten und die Erweiterung der Liste der betroffenen Substanzen. Mit diplomatischem Geschick brachten die USA jeweils andere Länder dazu, die entsprechenden Vorschläge in die diplomatische Debatte mit einzubringen. Dann wurde dies als Begründung zum nächsten nationalen Schritt herangezogen, entweder mit dem Argument, man müsse der Vorreiterrolle international gerecht werden, dann wieder, die jeweilige Maßnahme sei international so beschlossen worden. Zur Umsetzung der nationalen Gesetze waren also die diplomatischen Verhandlungen folgender Kommissionen und auf folgenden Konferenzen nötig:

- Internationale Opiumkommission zu Schanghai (1909)
- Internationale Opiumkonferenzen zu Den Haag (drei Sitzungen, 1911-1914)
- Versailler Verträge (1918-1919)
- Gründung der League of Nations mit eigenem Opiumkomitee (dauerhafte Arbeit)
- Internationale Opiumkonferenzen zu Genf (zwei Sitzungen, 1924-1925)

Interessanterweise steigen die USA zu dem Zeitpunkt aus den internationalen Verhandlungen zu Genf aus, als sie ihre nationalen Maßnahmen nicht mehr als Vorreiter einbringen können bzw. nachträglich über die internationalen Abkommen in der Heimat legitimieren können. Das betrifft die strikten Interpretationen von ‚legitimate use‘ als ‚medical and scientific‘ und ‚in the

course of his professional praxis only', also jenes, womit die Dauervergabe von Opiaten in den USA gestoppt wurde. Das wird auch daran deutlich, dass in England die Dauervergabe ab 1926 rechtlich abgesichert wurde⁶³⁹. Die unterschiedlichen politischen Praktiken Englands und der USA und ihre jeweilige Wirksamkeit wurden in der Folge häufig zu einem Vergleich herangezogen, immer deutliche Schwächen der Regelungen der USA offenbarend⁶⁴⁰. Dennoch ist die Linie der internationalen Drogenkontrolle weiterhin von den Logiken des ‚legal approach‘ und des ‚medical approach‘ geprägt und hat mit der Single Convention, dem INCB und den Definitionslehren der WHO einen festen Platz in der internationalen Diplomatie. Dies wird in der Wissenschaft, der drogenpolitischen Debatte und in der Öffentlichkeit zumeist wenig beachtet, obwohl gerade mit den Änderungsparagrafen eine Möglichkeit gegeben ist, Drogenkontrolle gleichzeitig freier und sicherer zu gestalten.

6.2. Lehrstück Alkoholprohibition

*Prohibition is an awful flop.
We like it.
It can't stop what it's meant to stop.
We like it.
It's left a trail of graft and slime,
It won't prohibit worth a dime,
It's filled our land with vice and crime.
Nevertheless, we're for it.*

Franklin P. Adams, 1931⁶⁴¹

Alkohol ist eine Medizin und ein Genussmittel, wie die verbotenen Drogen auch – ‚Alkohol ist mein Sanitärer in der Not, Alkohol ist mein Anker und mein Rettungsboot‘⁶⁴². Seine gesellschaftliche Verwendung ist breit gefächert, aber dennoch strikt geregelt, etwa was die Vergabe an Kinder oder das Autofahren betrifft. Dazu kommen nicht festgeschriebene Normen über mäßigen, kontrollierten Gebrauch. Die Regelungen sind historisch gewachsen, als Reaktion

⁶³⁹ Michels (2002, 287).

⁶⁴⁰ Exemplarisch: Schur (1961).

⁶⁴¹ Zitiert nach Ostrowski (1990), dort nicht auf die Alkoholprohibition bezogen, sondern auf das heutige Drogenverbot.

⁶⁴² Herbert Grönemeyer.

auf die Gefahren des Alkohols, und diese sind soweit gebändigt, dass kein gesellschaftlicher Bedarf an einem generellen Verbot besteht; sondern einer an flächendeckenden Behandlungsangeboten für jene, die ihren Alkoholkonsum nicht bändigen können. Das war nicht immer so, es gab auch bezüglich des Genusskonsums von Alkohol Verbote und Verbotsforderungen en masse. Lediglich das muslimische hat einen dauerhaften und (vermeintlich) generellen Gültigkeitsgrad, alle anderen Bestrebungen zur Alkoholprohibition mussten aufgegeben werden. Courtwright gibt als Beispiel die Regelungen aus Augsburg im 16. und 17. Jahrhundert an: es durfte kein Korn gehandelt werden, lediglich vier Apotheker konnten medizinischen Schnaps verwenden. Doch die gesellschaftliche Nachfrage war zu groß, zunächst wurde schwarz gebrannt, zum Ende des 17. Jahrhunderts war der Konsum von Branntwein legal⁶⁴³.

Historische Phasen der Alkoholprohibition sind ein hervorragender Indikator für die Wirksamkeit im Sinne der angestrebten Ziele, die Validität der gegebenen politischen, juristischen und moralischen Begründungen und die feststellbaren nicht intendierten Folgen der heutigen Drogenprohibition. Darüber hinaus liefern solche Phasen gute Beispiele für gesellschaftliche Prozesse der Herausbildung von Akzeptanz und Kontrollierbarkeit von Drogen, darauf basierend auch für konkrete politische und juristische Entkriminalisierungen bzw. Legalisierungen. Das gilt besonders für die kurze Phase der Alkoholprohibition in den USA 1920 bis 1933⁶⁴⁴.

Once again, born in the USA. Die Diskussion um ein Alkoholverbot in den USA begann zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Als Folge der ‚Entdeckung‘ der Alkoholsucht entstand ein Temperance-Movement⁶⁴⁵. Es handelte sich um eine Mäßigungsbewegung, welche eng mit dem Abolitionismus (der Sklavenbefreiung) und der emanzipatorischen Frauenbewegung verbunden war. Diese waren besorgt über den Alkoholkonsum der Arbeiterschaft. Daraus entstanden die Meinungen, jeder Genusskonsum von Alkohol sei schädlich, und dass kein moderater Konsum möglich sei, ebenso wie die Meinung, Abstinenz sei

⁶⁴³ Vgl. Courtwright (2003, 73), dort nach Tlusty.

⁶⁴⁴ Vgl. Levine & Reinerman (1994).

⁶⁴⁵ Vgl. Gusfield (1963).

die Lösung *aller* sozialen Probleme der damaligen Zeit⁶⁴⁶. Ähnlich wie bei den Opiaten wurde allerdings medizinischer Alkohol als legitim betrachtet, so dass auch der eine oder andere Temperenzler eine Flasche Schnaps im Medizinschränkchen aufbewahrte.⁶⁴⁷

Die Temperance-Vertreter waren nicht zwingend Prohibitionisten, die Aktivitäten der gegründeten Prohibitionsparty spalteten die Mäßigungsbewegung. Ein republikanischer Autor, Gail Hamilton, wettet 1885 weniger gegen die Demokraten als gegen die Prohibitionisten in den Reihen der Temperenzler – „*The danger to temperance to-day is from the Prohibition Party*“⁶⁴⁸ – dies bezieht sich besonders auf deren Präsidentschaftskandidaten von 1884, John St. John, und die Aktivistinnen (die am Ende seines Artikels recht rüde ausgegrenzt werden). Er sieht die Mäßigkeitsbewegung durch die Prohibitionsforderungen gespalten und meint, dass ein Verfassungszusatz, welcher ein bundesweites Alkoholverbot implementieren würde, den Gegnern der Mäßigkeitsbewegung in die Hände spielte.

*„If a prohibitory Constitutional amendment be insisted on as the issue, the cause of intemperance will gladly accept it, and the victory of temperance will be indefinitely postponed.“*⁶⁴⁹

Ein weiteres Argument ist freiheitlich orientiert und erscheint in der politischen Ausprägung als Ablehnung eines bundesweiten Verbots, bevor nicht zumindest die einzelnen Staaten ein solches je für sich erlassen haben. Das Hauptargument, mit verschiedenen Beispielen versehen, bezieht sich auf die Besteuerung von Saloons, welche nicht alle, aber manche Besitzer zur Schließung des Lokals bzw. zur Aufgabe des Alkoholausschanks zwingt – „*and that it [the society] should restrain, by the severest effective taxation, a trade which it cannot yet wholly abolish*“⁶⁵⁰. Die Prohibitionisten deuten eine solche Steuer als generelle Alkoholerlaubnis, doch Hamilton weist darauf hin, dass der Supreme Court von Michigan argumentiert habe, dass die Prohibition fehlgeschlagen sei – „*failing, however, to accomplish the result desired*“ – heißt es im Richterspruch und ferner,

⁶⁴⁶ Vgl. Levine & Reinerman (1994); vgl. Levine (1982b).

⁶⁴⁷ Vgl. Courtwright (2002, 74).

⁶⁴⁸ Hamilton (1885, 34).

⁶⁴⁹ Hamilton (1885, 35).

⁶⁵⁰ Hamilton (1885, 38 & 36).

dass die Besteuerung restriktiv sei – „*the imposition of a tax ... is not a license but a restraint.*“⁶⁵¹

Die These der Prohibitionisten, dass die Besteuerung von Alkohol einer Erlaubnis zum Trinken gleichkomme, wird heutzutage ähnlich präsentiert, nämlich dass der Staat mit einer Besteuerung legalisierter Drogen selbst zum Dealer werde. Doch das Gegenargument war und ist, dass die Besteuerung nicht Erlaubnis, sondern Restriktion ist. Sie ist dies bis zu jenem Punkt, an dem sie zu hoch wird und sich ein Schwarzmarkt herausbildet, weil sich der Schmuggel und illegale Verkauf lohnen (ein Problem, welches den heutigen Tabakmarkt betrifft) – die Prohibition hingegen erzeugt diesen Schwarzmarkt direkt.

Insgesamt gesehen beinhaltet der politische Artikel einige interessante Ansatzpunkte für die heutige Diskussion um das Drogenverbot. Hamilton zählt eine ganze Reihe Argumente und Beispiele auf, welche sich auf die aktuelle drogenpolitische Debatte übertragen lassen. Bemerkenswert daran ist, dass diese Argumente von einem republikanischen Temperenzler des 19. Jahrhunderts stammen.

Trotz der Kritik aus den Reihen der republikanischen Temperenzler verfolgte die Prohibitionsparterie einen einfachen Plan: wenn genügend Parteimitglieder öffentliche Ämter besetzen würden, würde die Prohibition in den gesamten USA möglich werden.

„Nineteenth-Century prohibitionists believed that only when sufficient numbers of party members held office would prohibition be practical because only then it would be fully enforced.“⁶⁵²

Doch die Wählerschaft blieb bei den etablierten Temperenzlern der republikanischen Partei. Die Prohibitionsparterie ist zwar bis heute zu jeder Präsidentschaftswahl mit einem eigenen Kandidaten angetreten, jedoch stets ohne nennenswerte Chance. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich die Anti-Saloon-League, welche juristische Anschübe zu lokalen Alkoholverboten gab, da sie über Geld und Anwälte verfügte⁶⁵³.

⁶⁵¹ Hamilton (1885, 37).

⁶⁵² Levine & Reinerman (1994, 16).

⁶⁵³ Levine & Reinerman (1994, 16).

Mit der Teilnahme am Ersten Weltkrieg wurden die patriotischen Tendenzen stark genug, um einen Verfassungszusatz zu fordern (1917) und ein kriegsbedingtes Alkoholverbot zu erlassen (1918). Am 16. Januar 1919 ratifizierte Nebraska als 36. Bundesstaat den 18. Verfassungszusatz, was zur generellen Gültigkeit ein Jahr später führte. In diesem Jahr wurde auch der Volstead Act verabschiedet, gegen den Willen des Präsidenten. In diesem Gesetz wurde festgelegt, dass jedes alkoholische Getränk mit einem Anteil von mehr als 0,5 Prozent Alkohol ‚intoxicating‘ sei⁶⁵⁴.

Von Anfang an wurde die Alkoholprohibition auf verschiedenste Weisen umgangen. Man konnte Trauben offen erwerben und heimlich zur heimischen Weinherstellung verwenden, man konnte sich Alkohol von einem Arzt verschreiben lassen oder gar den Beruf wechseln und Priester werden, um Messwein verwenden zu dürfen. Dazu kommen die Schwarzbrenner und Schmuggler, welche einen Schwarzmarkt versorgten, auf dem auch die Ikone des Verbechens, Al Capone, agierte. Die Folgen der Schwarzmarktbildung waren die zu erwartenden. Die gehandelten Getränke wurden stärker, so wie es auch für den Drogenmarkt gilt. Diese Tendenz zur Steigerung des berauschenden Potenzials von Drogen und Alkohol unter Verbotsbedingungen ist so offensichtlich, dass schon vom ‚iron law‘ der Prohibition gesprochen wurde⁶⁵⁵. Dazu kommt ein zweites eisernes Gesetz: die Verunreinigung durch Streckmittel; zwar nimmt diese die Potenzsteigerung zurück, macht jedoch die effektive Stärke für den Konsumenten unkenntlich (bei Opiaten ist dies Grund für Todesfälle durch Überdosierungen) und ersetzt im Zweifelsfall die Wirkungsstärke durch ein schlimmeres Übel, die reine Giftwirkung⁶⁵⁶. Ferner kommt die fehlende Rechtssicherheit auf dem Schwarzmarkt hinzu, welche durch eine gesteigerte Gewalttätigkeit kompensiert wird.

Doch nicht nur die Missachtung, auch die politische Gegenwehr machte den Durchsetzern der Prohibition zu schaffen. Die Gegner des Alkoholverbots hatten einen starken Verbündeten: die globale Wirtschafts-Rezession der späten 1920er Jahre und die vielen Arbeitslosen der folgenden Jahre. Um deren Vertrauen in die Regierung zu stärken, wurde dem Präsidenten die Legalisierung von Bier

⁶⁵⁴ Levine & Reinerman (1994, 16f.).

⁶⁵⁵ Vgl. Levine & Reinerman (1994, 20); vgl. Morgan (1994, 121).

⁶⁵⁶ Für ein Beispiel vgl. Morgan (1994).

empfohlen. Im November 1932 wurde der 21. Verfassungszusatz vom Senat ratifiziert, dieses machte den 18. rückgängig, sofern wieder 36 Bundesstaaten ratifizieren würden. Damit wäre die Alkoholkontrolle in die Hände der einzelnen Bundessaaten gelegt, und so kam es im Dezember 1933, als Utah den 21. Verfassungszusatz ratifizierte. Zuvor war schon der Volstead Act modifiziert worden, um Bier mit bis zu 3,2% Alkohol handelsfähig zu machen⁶⁵⁷.

Ein Hauptdiskussionspunkt war und ist die Häufigkeit von Lebererkrankungen. Theoretisch sollte diese zur Zeiten der Alkoholprohibition gesunken sein. Miron hat die Wirksamkeit der Prohibition anhand von Daten über die Prävalenz von Lebererkrankungen untersucht. Die Häufigkeit der Leberzirrhose wurde von den Befürwortern der Prohibition als Indikator für deren Wirksamkeit gesehen. Dabei liegt die allgemeine Annahme zugrunde, dass geringere Raten während der Prohibition als zuvor ihre Wirksamkeit beweisen. Doch das Argument greift nur mit Einschränkungen:

- das niedrige Niveau wurde kurz vor Einführung der Prohibition erreicht,
- das Niveau ist nach Ende der Prohibition nicht wieder gestiegen,
- die Zeitverschiebung zwischen Alkoholkonsum und Erkrankung an bzw. Tod durch Leberzirrhose wirkt verzerrend,
- Untersucht man die Alkoholmenge unabhängig von der Leberzirrhose, dann zeigt sich keine Wirksamkeit der Prohibition.⁶⁵⁸

Eine weitere negative Wirkung der Alkoholprohibition bestand in einer Steigerung der Mordraten. Miron hat zusätzlich untersucht, wie sich verstärkte Durchsetzung der Drogenprohibition auf die Tötungshäufigkeit auswirkt. Dieser Ansatzpunkt zeigt, dass Alkohol- wie Drogenprohibition die Gewalttaten steigern.

„(...) the relation between homicide and the enforcement of alcohol and drug prohibition over the past century in the United States. It then considers the relation between homicide rates and prohibition enforcement across countries. In both cases, the evidence provides no indication that prohibition reduces violence; in fact, enforcement is consistently associated with higher rates of violence.”⁶⁵⁹

Der Zusammenhang zwischen einer Steigerung der Gewalttaten und der Alkoholprohibition äußert sich in steigenden Mordraten. Gleiches gilt für die

⁶⁵⁷ Levine & Reinerman (1994, 18f.).

⁶⁵⁸ Vgl. Miron (2005, 25-36); vgl. auch Levine & Reinerman (1994, 21ff.).

⁶⁵⁹ Miron (2005, 43); vgl. auch Zimmer (1994, 112).

Mordraten während verstärkter Phasen der Durchsetzung der Drogenprohibition. Das Alkoholverbot zeigt, dass die oft unterstellte unvermeidbare Verbindung von Drogen mit Kriminalität und/oder Gewalt einer politischen Korrelation folgt. Die Verbindung ergibt sich nicht aus der Sache (den Drogen bzw. dem Drogenkonsum), sondern aus der verfehlten Politik der Sache gegenüber.

Zwar gibt es eine Reihe von grundlegenden Unterschieden zwischen Alkohol- und Drogenprohibition – die effektive Dauer des Verbots, die Anzahl Betroffener, die Anzahl verschiedener Substanzen⁶⁶⁰ – doch die Betrachtung der Alkoholprohibition zeigt, dass Verbotspolitik gegenüber Drogen nicht wirksam ist; ja sogar, dass sie diese erst richtig gefährlich machen. Wichtiger noch ist die Beispielwirkung für die politische Praxis, was die Möglichkeiten zur Entkriminalisierung bzw. Legalisierung angeht⁶⁶¹. So wie die gesellschaftliche Akzeptanz und Kontrolle des Alkohols entstanden und politisch-juristisch gesichert wurden, so lassen sich auch bisher illegale Drogen integrieren und so lässt sich auch konkrete Drogenpolitik machen. Soll heißen, so *ließe* sich Drogenpolitik machen, wenn die Verantwortlichen Einsicht gegenüber eigentlich einfachen Argumenten, die sich aus der Betrachtung von zeitlich und räumlich begrenzten Phasen des Alkoholverbots ergeben, zeigen würden.

6.3. *Libertie: Die ökonomischen Kosten der Prohibition*

lib^{er}ertie /libə'tai/ *n* (*pl* –ties /libə'tais/)

1) [U] state of being unfree (captivity, slavery, imprisonment, despotic control, government by others); loss of right or power to decide for oneself what to do, how to live, etc: ~ *was established in 1912*. **at** ~, (of a person) unfree; imprisoned: *You are at ~ to leave any time, may not do so*. **to libertie** to set sth/sb unfree; to imprison sb. *The King libertied his opponents.*; ~ **of conscience**, impossibility of articulation of beliefs without interference, ~ **of speech**, impossibility of speaking openly in public, ~ **of the press**, loss of the possibility to write and print whatever one wishes without interference, unjust censorship.

2) [U] ungranted and improper interference/intervention: *It's a ~!*; (*pl*) *You must stop liberties in future, we are getting upset.*; **to libertie** to interfere ungranted: *He libertied all the day.*

⁶⁶⁰ Levine & Reinerman (1994, 37ff).

⁶⁶¹ Miron (2005, 36ff.).

3) (*pl*) loss of privileges or rights granted by the society: *the liberties of society*. loss of privileges or rights by authoritative/punitive politics; enforcement of prohibition: *The liberties of the war on terrorism*.

Libertie [libɛtai] *n*

1) *no pl (freedom)* gefesselte Freiheit *f*; ~ **of action/conscience/speech** gefesselte Handlungs-/Gewissens-/Redefreiheit *f*; **to be at** ~ gefangen (unfrei) sein; **to be at** ~ **to do sth** etwas nicht tun können; **you are at** ~ **to refuse medical treatment** es steht Ihnen nicht frei, eine medizinische Behandlung abzulehnen; **to give sb their** ~ jdm die/eine Unfreiheit geben, jdm ein Unrecht tun.

2) (*over-correct behaviour*) **it's [a bit of] a** ~ es is [ein bisschen] aufdringlich/einmischend; **what a** ~! was für eine Einmischung!; *vi* **to libertie** sich (grundlos) einmischen; **to take liberties** [libɛtais] **from sb** sich Einmischungen gefallen lassen.

3) (*form: missing rights*) ■ **Liberties** [libɛtais] *pl* ohne (genommene) Grund-/Bürger-/Menschenrechte *ntpl*; **their** ~ **were given by the authorities** ihre Unfreiheiten wurden von den Herrschern gegeben.

Als John Stuart Mill im Jahre 1859 seinen Essay ‚On Liberty‘ veröffentlichte, legte er den Grundstein für die philosophische Begründung der Freiheit aus der Nützlichkeit. Dabei verwendet er als Erster, noch vor Edward A. Ross, den Begriff ‚soziale Kontrolle‘ und stellt diesen der individuellen Unabhängigkeit gegenüber:

„(...) so bleibt doch die praktische Frage – wie der passende Ausgleich zwischen individueller Unabhängigkeit und sozialer Kontrolle zu schaffen wäre – ein Problem, das noch gänzlich ungelöst ist.“⁶⁶²

Dabei ist keine Frage, ob die Gesellschaft das Recht hat, einzelne Mitglieder zu etwas zu zwingen, sondern wie zu bestimmen ist, ob die Gesellschaft bezüglich einer konkreten Handlungsweise oder eines konkreten Sachverhaltes eingreifen darf. Bleibt die Kontrolle auf ein Minimum beschränkt, ist ein Maximum an gesellschaftlicher Freiheit zu erreichen. Die Grundlage der Bestimmung ist die Nützlichkeit – Freiheit ist nützlich. Daher sind die Eingriffsmöglichkeiten beschränkt. Dabei gilt ein einfaches Prinzip:

„Dies Prinzip lautet: daß der einzige Grund, aus dem die Menschheit, einzeln oder vereint, sich in die Handlungsfreiheit eines ihrer Mitglieder einzumengen befugt ist, der ist: sich selbst zu schützen. Daß der einzige Zweck, um dessen Willen man Zwang gegen den Willen eines Mitgliedes

⁶⁶² Mill ([1859] 1974, 10).

einer zivilisierten Gesellschaft rechtmäßig ausüben darf, der ist: die Schädigung anderer zu verhüten.⁶⁶³

Die Betrachtungen zur Verbotsentstehung und zur Dekulturation sollten gezeigt haben, dass der Drogengebrauch Einzelner die anderen nicht berechtigt, diese Art von sozialem Selbstschutz zur Anwendung zu bringen. Die Gründe des Schutzes vor Opium standen nicht im Zentrum bei der Verbotsentstehung. Wenn doch, dann als Medium für politische und diplomatische Strategien, noch dazu unter Missachtung des medizinischen Wissens oder als Diskriminierung Fremder und Armer; und auch, dass selbst, wenn der Zwang augenscheinlich legitim wirkt, die Wirkung desselben nicht intendiert ist.

Dennoch geben sich heutige Drogenpolitiker größte Mühe, eine Gesamtbedrohung der Gesellschaft durch Drogen zu inszenieren, um den Zwang gegen die Konsumenten zu legitimieren. Doch fast alle diese Bedrohungen sind nicht real. Dazu gehört die Behauptung der ‚Einstiegsdroge‘, der ‚Drogenepidemie‘, der inhärenten Verbindung zur Kriminalität, welche paradoxerweise gleichzeitig bedeutet, dass der Konsument immer irgendwie psychisch unnormal oder krank sei. Dabei schädigt sich der Konsument höchstens selbst und auch dies nicht zwingend, jedoch unter Verbotsbedingungen mit steigender Wahrscheinlichkeit. Allerdings hat nach Mill zu gelten:

„Das eigene Wohl, sei es das physische oder das moralische, ist keine genügende Rechtfertigung. Man kann einen Menschen nicht rechtmäßig zwingen, etwas zu tun oder zu lassen, weil dies besser für ihn wäre (...).“⁶⁶⁴

Beispielhaft gesagt: den Aussagen Mills zufolge darf die Gesellschaft einzelne Mitglieder mit Zwang belegen, die Drogen schädigend machen; das sind jene, die Streckmittel beimischen und indirekt jene, die den entsprechenden Markt erschaffen, also die Prohibitionisten. Alle Konsumenten und ehrlichen Händler dürfen den Grundsätzen Mills zufolge nicht zur Handlungsunterlassung gezwungen werden. Aus der Drogengefahr lassen sich bestenfalls Handlungsbeschränkungen ableiten.

Der erst jüngst verstorbene Ökonomie-Nobelpreisträger Milton Friedman hat diese freiheitliche Sichtweise auf die Ökonomie des modernen Drogenhandels

⁶⁶³ Mill (1974, 16).

⁶⁶⁴ Mill (1974, 16).

übertragen. In vielen kleinen, aber populären Artikeln fordert er eine Liberalisierung des Drogenmarktes zum Nutzen der Verbraucher⁶⁶⁵.

Der Ökonom Miron führt diese Tradition der utilitaristisch und freiheitlich begründeten Kosten-Nutzen-Analyse der Drogenprohibition fort. Zunächst betrachtet er einige allgemeine Begründungen der Verbotspolitik, diese lauten:

- Drogenprävalenz würde sonst steigen,
- Drogengebrauch ist grundsätzlich ungesund,
- Drogengebrauch verursacht (Auto-, Arbeits-) Unfälle,
- Drogengebrauch verursacht Armut,
- Drogengebrauch steigert Kriminalitätsraten,
- Drogengebrauch unterstützt Terrorismus.⁶⁶⁶

Im Gegensatz dazu wird von den Politikern angenommen, dass die Drogenprohibition die Gesellschaft schützt und potentielle Konsumenten vom Drogengebrauch abhält. Diese Sicht teilt Miron nicht:

„I argue here that drug prohibition, rather than drug use, causes most ills typically attributed to drugs.“⁶⁶⁷

Der Autor benennt einige offensichtliche negative Folgen der Prohibition:

- Prohibition steigert Gewalt,
- Prohibition gefährdet die Gesundheit der Konsumenten,
- Prohibition fördert andere Kriminalität,
- Prohibition schränkt Freiheits- und Bürgerrechte ein.⁶⁶⁸

Daher ist Miron's These, dass das Drogenverbot hohe Kosten bei geringer Wirksamkeit verursacht. Diese Annahme wird durch die weitere Analyse bestätigt:

„I base these conclusions on an economic analysis of drug prohibition. This analysis uses economic reasoning to determine the likely effects of prohibition on drug use, crime, health, productivity, product quality, and other outcomes.“⁶⁶⁹

Auch die Begründung zur Aufrechterhaltung des Verbots, dass eigentlich unbeteiligte Dritte durch den Konsum gefährdet seien, untersucht Miron.

⁶⁶⁵ Vgl. exemplarisch Friedman (1990).

⁶⁶⁶ Vgl. Miron (2005, 1).

⁶⁶⁷ Miron (2005, 1).

⁶⁶⁸ Vgl. Miron (2005, 1f.).

⁶⁶⁹ Miron (2005, 2).

„A (...) perspective on drug consumption holds that such consumption can harm innocent third parties and thus be excessive from society's perspective, even if this consumption is individually rational. The standard economics term for such effects is negative externalities.“⁶⁷⁰

Dazu zählen besonders unter Drogeneinfluss verursachte Arbeits- und Autounfälle sowie Drogenkonsum von schwangeren Frauen.

„The existing evidence thus suggests the externalities from drug consumption are far smaller than typically suggested and not obviously different from those of many legal goods.“⁶⁷¹

Der Nutzen einer Intervention, so Miron, muss jedoch gegen die Kosten ihrer Durchsetzung aufgewogen werden. Dabei gelten drei Hauptkategorien von Kosten, die bei zu starker Ausprägung die positiven Effekte auf die ‚Externalities‘ aufwiegen können:

- Verlust des individuell wahrgenommen Nutzens von Drogengebrauch bei denjenigen, welche von der erzwungenen Reduzierung betroffen sind,
- Direkte Kosten der Durchsetzung,
- Indirekte Konsequenzen.⁶⁷²

Die ökonomische Kosten-Nutzen-Kalkulation zur Drogenprohibition beginnt der Autor zunächst mit der Betrachtung der Angebotsseite:

„The most obvious effect of prohibition is to raise some costs of supplying drugs.“⁶⁷³

Dem Gedanken liegt eine allgemeine Annahme zugrunde, nämlich dass die Preise unter Verbotsbedingungen höher sind und daher weniger konsumiert wird. Dagegen spricht nach Miron:

- Erhöhte Preise können ausgeglichen werden (keine Steuern und Abgaben, keine festen Tarife etc.),
- Je höher der Durchsetzungsgrad der Prohibition, desto höher die zusätzlichen Kosten auf Seiten des Staates,
- Keine teuren Werbekosten für das Produkt.⁶⁷⁴

⁶⁷⁰ Miron (2005, 61).

⁶⁷¹ Miron (2005, 63).

⁶⁷² Vgl. Miron (2005, 63f.).

⁶⁷³ Miron (2005, 7)

Daher gilt, dass die Preise für Drogen zwar höher sind als ohne Prohibition, aber der Effekt ist nicht groß genug, um die anfallenden Kosten zu decken. Außerdem fallen die Preise für Drogen trotz gesteigerter Durchsetzung des Verbots kontinuierlich und Länder mit hoher Durchsetzung haben genauso hohe oder sogar höhere Konsumraten.

„All of these considerations suggest rethinking the view that prohibition substantially raises the costs of supplying drugs.“⁶⁷⁵

Es folgt die Betrachtung der Nachfrageseite. Hier soll das Drogenverbot bei gleichzeitiger Strafandrohung vom Konsum abschrecken, die Nachfrage durch Unsicherheit über die Produktqualität senken sowie über den allgemeinen Respekt vor dem Gesetz als Gesetz („respect for law as law“; Mead) die Nachfrage unterbinden. Dagegen sprechen jedoch der Reiz des Verbotenen und die geringe Sanktionswahrscheinlichkeit (die meisten illegalen Drogen werden unentdeckt gehandelt und konsumiert). Ferner kommt es bei der Betrachtung der Nachfrageseite darauf an, ob Konsumenten auf legale Drogen ausweichen, denn dann ist aus gesundheitlicher Sicht kaum Besserung zu erwarten⁶⁷⁶.

Die Verbindungen von Drogenverbot und Kriminalität beschreibt Miron in einem eigenen Kapitel. Dabei argumentiert er mit einigen generellen Annahmen:

- Prohibition kann Kriminalität begünstigen, da weniger Arbeit für deren Verhinderung aufgewendet wird,
- Prohibition steigert ‚income-generating-crime‘,
- Prohibition kann den allgemeinen Respekt vor dem Gesetz schwächen,
- Prohibition erzeugt Korruption,
- Die genannten Effekte sind grenzüberschreitend.⁶⁷⁷

Gegen die alltagsweltliche (auch oft praxisweltliche) Annahme, der Drogenkonsum sei generell mit anderer Kriminalität verbunden, bzw. dass der Konsument von Natur aus kriminell sei, sprechen folgende Argumente:

⁶⁷⁴ Vgl. Miron (2005, 8ff.). Boaz (1990, 2) argumentiert, dass die Preissteigerung durchaus stattfindet, aber selbst negative Konsequenzen (also Kriminalitätssteigerung) nach sich zieht.

⁶⁷⁵ Miron (2005, 10).

⁶⁷⁶ Vgl. Miron (2005, 10ff.).

⁶⁷⁷ Vgl. Miron (2005, 12ff.). Vgl. auch Boaz (1990).

- Gefangenestatistiken, mit welchen die Annahme scheinbar begründbar ist, sind kein Abbild der Wirklichkeit,
- es ist keine logische Korrelation zwischen zwei alltäglichen Merkmalen möglich,
- die bisher erschienene Literatur spricht auch gegen die allgemeine Annahme.⁶⁷⁸

Der letzte Punkt etwa kann bis weit in die 1960er zurückverfolgt werden. O'Donnell, ein Mitarbeiter des Lexington Addiction Research Center, beschrieb 1966, dass zwar viele Konsumenten eine kriminelle Vorgeschichte aufweisen und auch, dass Opiatranke mehr Verbrechen begehen, als sie ohne Abhängigkeit begehen würden. Doch die kriminelle Vorgeschichte verweist lediglich auf die Ursprünge krimineller Lebensführungen in der alten Underground-Kultur und die messbare Steigerung in den Kriminalitätsraten geht nicht direkt auf den Drogenkonsum, sondern auf die Lebensführung des Konsumenten, der große Mengen Drogen bezahlen muss, zurück.

„Evidence is presented that the increase in crime after addiction is not a direct effect of drug use, but it is due to the way of life which becomes necessary in many cases, but not in all, to obtain narcotics.“⁶⁷⁹

Miron benennt einige weitere negative Effekte der Prohibition:

- keine Qualitätskontrolle, höhere Gefahren beim Konsum,
- gesteigerte Ansteckungsraten bei Infektionskrankheiten,
- Reichtum von Kriminellen wird gesteigert,
- politische Beziehungen zu Erzeugerländern sind negativ beeinflusst,
- Bürgerrechte und Freiheiten (auch im Ermittlungs- und Strafprozess) werden beschränkt,
- Prohibition steigert ‚racial tension‘, da Minderheiten verstärkt überprüft werden (Zusammenhang zu ‚victimless crime‘),
- Prohibition dient der Akquirierung von Beschlagnahmungen,
- ‚mandatory minimum sentences‘ und ‚plea bargaining‘ benachteiligen ‚kleine Fische‘,
- erhöhte Kosten durch nur schwach wirksame Bankkontrollen,
- reduzierte Möglichkeiten des medizinischen Einsatzes von Drogen,
- allgemein hohe monetäre Kosten bei der Durchsetzung der Prohibition.⁶⁸⁰

⁶⁷⁸ Vgl. Miron (2005, 14f.).

⁶⁷⁹ O'Donnell (1966, 385). Vgl. Nadelmann (1990, 28ff.).

⁶⁸⁰ Vgl. Miron (2005, 15ff.).

Ähnlich zweifelhaft wie die unterstellte Verbindung zur Kriminalität muss auch die ebenfalls häufig unterstellte Verbindung zur Gewalt gesehen werden. Mehr noch, der Durchsetzungsgrad der Prohibition bestimmt den negativen Einfluss auf die Gewalttaten:

- in einer weniger repressiven Prohibition gibt es Ausnahmen vom Verbot (Medikamente, Industrialkohol etc.), schafft man sie ab, steigen mit dem Schwarzmarkt die Gewalttaten
- Durchsetzung der Prohibition hält Schwarzmarktteilnehmer davon ab, reguläre (gewaltfreie) Lösungen für Konflikte zu suchen

Andere Mechanismen der Gewaltsteigerung durch Prohibition:

- Prohibition kann Kriminalität begünstigen, da weniger Arbeit für deren Verhinderung aufgewendet wird,
- Drogenkonsumenten, die Kriminalitätsoffer werden, gehen selten zur Polizei.

Dazu kommt, dass wie schon zu Zeiten der Alkoholprohibition erhöhte Mordraten auf das Drogenverbot und seinen Durchsetzungsgrad zurückfallen.

Zum Abschluss seiner Abwägung verschiedenster Für-und-Wider-Argumentationen fragt Miron nach konkreten politischen Maßnahmen.

„The natural question is (...) which policy toward drugs achieves the best balancing of costs and benefits.“ (75)

Neben verstärkter Repression, die er aber ablehnt, sieht er Möglichkeiten zur Teillegalisierung und Entkriminalisierung z.B. von Cannabisprodukten. Hinzu kommt, dass die verstärkte Einbindung medizinischer Forschungsergebnisse negative Auswirkungen der Verbotsgesetze minimieren kann. Dazu passt die Forderung, dass für Opiatranke verstärkt Substitutionsprogramme aufgelegt werden sollen. Ganz allgemein sollte nach Miron das Konzept der Schadensminimierung der Drogenpolitik zugrunde liegen. Das Kapitel enthält also zwei Botschaften:

„Although many variations on current prohibition are plausibly beneficial, simple legalization appears even better. Second, within a legalization regime, auxiliary policies might improve welfare, but there is no compelling evidence for any of these interventions.“⁶⁸¹

⁶⁸¹ Miron (2005, 83).

Bezüglich der Drogenprohibition zieht er folgendes Fazit:

„The best available evidence shows that prohibition reduces drug use only modestly, and much for this reduction is for casual users rather than ‚addicts‘. It is hard to see, therefore, how any benefits from prohibition could possibly outweigh its incredible costs.“⁶⁸²

Das lässt sich auch in den Termini zu Freiheit und Nützlichkeit fassen:

„Liberty and utility thus both recommend that prohibition end now: the goals of prohibition are questionable, the methods are unsound, and the results are deadly.“⁶⁸³

Die Logik der Freiheitspolitik, der Politik der Freiheit, scheint einem komplizierten Schema zu folgen: Manchmal braucht die Gesellschaft im Allgemeinen Freiheit im Besonderen – die Gründe dafür mögen verdeckt liegen, aber nicht beliebig sein – existiert die Freiheit dann erst einmal, braucht sie keine besondere Politik – sie ist von selbst zielgerichtet, keinesfalls beliebig. Ganz so könnte es mit der Freiheit, Drogen zu sich zu nehmen, sein, ihren allgemeinen kultursoziologischen und philosophischen Begründungen (nicht: diplomatischen und politischen Gründen) und den besonderen Inhalten einer Kultur und Philosophie der Drogeneinnahme.

6.4. Der Anfang vom Ende der Drogenkriminalität

White hat einige Grundthemen des prohibitionistischen Denkens und Wirkens zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Fast jeder der insgesamt acht Punkte wurde im Verlauf dieser Arbeit schon gestreift, doch erst das Gesamtbild lässt die Probleme auf dem Weg zu einer vernünftigen und freiheitlichen Politik deutlich werden.

„The tactics utilized to produce these themes are as follows:

1. The drug is associated with a hated subgroup of the society or a foreign enemy.

⁶⁸² Miron (2005, 87).

⁶⁸³ Miron (2005, 88).

2. The drug is identified as solely responsible for many problems in the culture, i.e., crime, violence, and insanity.
3. The survival of the culture is pictured as being dependent on the prohibition of the drug.
4. The concept of ‚controlled‘ usage is destroyed and replaced by a ‚domino theory‘ of chemical progression.
5. The drug is associated with the corruption of young children, particularly their sexual corruption.
6. Both the user and supplier of the drug are defined as fiends, always in search of new victims; usage of the drug is considered ‚contagious‘.
7. Policy options are presented as total prohibition or total access.
8. Anyone questioning any of the above assumptions is bitterly attacked and characterized as part of the problem that needs to be eliminated.⁶⁸⁴

Betrachtet man die Einzelpunkte je für sich und in ihrem historischen Kontext, zeigen sich ihre empirische Unhaltbarkeit und die moralisch korrumpierende Intention zur Unfreiheit. Es wird deutlich, dass diese Taktiken dem einen Ziel dienen, den von Mill erstellten Grundsatz auszuhebeln und den Zwang gegen Drogenkonsumenten mit allen Mitteln legitimierbar zu machen. Da sich dies jedoch leicht aufdecken lässt, ist eine weitere Taktik, mit der das Gesamtbild gesichert wird, der kritischen und freiheitlichen Forschung den ‚burden of proof‘⁶⁸⁵, die Beweislast, aufzuerlegen. Die Inhalte und Anwendungen eines jeden Punktes werden in der Öffentlichkeit als bewiesen, als grundsätzlich verifiziert, dargestellt und damit wird die Falsifikation erfundener ‚Fakten‘ gefordert. So können immer neue, oder auch immer neu aufgewärmte, ‚Fakten‘ in die Debatte eingebracht werden, gegen die mit ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit – welche wesentlich schwieriger und langwieriger ist sowie stets torpediert (evtl. gar nicht erst finanziert) wird – angekämpft werden muss.

Der letzte Punkt in der Liste nach White stimmt nachdenklich. Er zeigt, dass die Wertfreiheit für die Unwertidee das größere Übel darstellt als die Wertidee, auf welche sie sich negativ bezieht. Die Kulturhandlung ist nötig, um überhaupt einen Unwert darin sehen zu können, die Wertfreiheit bietet keine Angriffsfläche, sie ist die eigentliche Negation des Unwerts (des Wertes ohnehin). So werden Wissenschaftler persönlich diskreditiert, weil gegen ihre Arbeit, welche den

⁶⁸⁴ White (1979, Internetquelle).

⁶⁸⁵ Vgl. Ostrowski (1990, 50ff); auch Miron (2005, 88).

Unwert nicht teilt, kein inhaltlicher Einwand möglich ist, es sei denn, er kommt von einem anderen wertfrei arbeitenden Wissenschaftler.

„A reading of any number of works which trace the development and evolution of our narcotics policy, all demonstrate the personal hazards in challenging those policies. To attack or challenge existing policies has opened one up for charges ranging from a lack of patriotism to charges that the critic is himself part of the international drug conspiracy. To most persons, confronting the issues surrounding the inadequacies of existing drug policy is simply not worth the challenges to their own personal integrity.“⁶⁸⁶

Wertbezogene Grundlagen freiheitlicher Drogenpolitik: Satanismus, Reformation und Aufklärung. Die Satanisten der beginnenden Moderne haben diese Diskreditierungen nicht gescheut, im Gegenteil, sie haben das Böse beschworen, um die grundlegenden Unwertideen des Moralismus zu entblößen. Das Böse zu beschwören, dem Satanisten gleich, und damit zur politischen Tatsache gegen den moralisierenden Dilettantismus zu machen, ob romantisch oder nicht, mag eine Lösung für manche Probleme der Drogenpolitik sein. Das kann man zumindest aus den Schriften von Walter Benjamin interpretieren:

„One finds the cult of evil as a political device, however romantic, to disinfect and isolate against all moralizing dilettantism.“⁶⁸⁷

Aber das ist hier nicht angestrebt, auch wenn, zugegeben, eine kleine, philosophisch verortete Kokettierung mit dem Bösen der oft statischen Kriminologie vielleicht ganz gut tun würde.

Das wirkliche Änderungspotential liegt in der Reformation und Aufklärung der Unwertideen. Um dies zu können, muss man sich gewiss sein, dass das Drogenverbot von seinen Verfechtern als eigenständiges Wertegefüge präsentiert und rezipiert, geradezu gehegt wird. Da das gesamte Gefüge jedoch auf der Unwertidee gegenüber den Kulturhandlungen der Opiatgebraucher beruht, muss man es sich als ein auf dem Kopf stehendes Kartenhaus vorstellen: unten die

⁶⁸⁶ White (1979, Internetquelle).

⁶⁸⁷ Aus einem Standardwerk über den literarischen Surrealismus von Walter Benjamin (1929, Internetquelle), hier aus einer Passage über den als romantisch fehl gedeuteten literarischen Satanismus (und Anarchismus). Die Quelle liegt leider nicht im deutschen Original vor, ist dafür aber im Internet leicht greifbar.

Spitze, die Unwertidee, darüber, schön geschachtelt, aber arg wackelig, das Wertgefüge, nach oben immer breiter werdend.

Cohen macht dieses Wertgefüge als Grundlage der ‚Drug-Prohibition-Church‘ aus.

„Whatever the origin of the UN Drug Treaties, and whatever the official rhetoric about their functions, the best way to look at them now is as religious texts. They have acquired a patina of intrinsic and unquestioned value and they have attracted a clique of true believers and proselytes to promote them. They pursue a version of Humankind for whom abstinence from certain drugs is dogma in the same way as other religious texts might prohibit certain foods or activities. The UN drug treaties thus form the basis of the international Drug Prohibition Church. Belonging to that Church has become an independent source of security, and fighting the Church's enemies has become an automatic source of virtue.“⁶⁸⁸

Wie andere Kirchen hat auch die Verbotskirche ihre Kardinäle und Kongregationen:

„In the Prohibition Church we have several of these Congregations, where the Cardinals of Prohibition compare the sacred texts with policies the world over, and decree if these policies are holy or not. It makes no sense to try to show the Congregations where the anti drug version of emancipation has brought us, just as it makes no sense to go to Rome to tell the congregations of Cardinals there are more ways to lead a virtuous and ethical life than through Christ or by strictly following the Bible. (...)The Prohibition Church's bureaucrats are not hired because of their knowledge about sociology, pharmacology, drug use, or the problems drug prohibition creates for hundreds of millions of people from Malaga to Memphis to Moscow to around my corner. The anti-drug bureaucrats are hired because of their religious conformity and usefulness to the Church; and of course their workplaces are often far away from the worlds of drug users or the effects of drug policy.“⁶⁸⁹

Cohen selbst stellt die Reformation der Kirche in den Mittelpunkt seiner Überlegungen zu Verbesserungsmöglichkeiten, nicht nur im Sinne eines Wertewandels, welcher zu einer freiheitlichen Drogenpolitik führt, sondern auch in einem urwüchsigen Sinn, als Änderung des versteinerten Status quo dort wo man lebt, auf kommunaler und städtischer Ebene. Anders gesagt: wenn man die

⁶⁸⁸ Cohen (2003, Internetquelle).

⁶⁸⁹ Cohen (2003, Internetquelle).

Reformationsthesen an die Tür einer Dorfkirche nagelt, können die Kirchenoberen nur zusehen, wie die Veränderung ihren Lauf nimmt.

„Drug policy reform is inextricably tied to local cultures and politics. No two systems of harm reduction can ever be identical. Therefore, drug policy reformation first proceeds and then diversifies itself on local levels. Only there can reform respond to the uncountable unique sets of conditions and constraints. Even under brutal drug prohibition regimes, at the local level drug policy reformers can be the voices and agents of the people who need change. From neighbourhoods, communities, towns, cities and regions, reformation can eventually creep up to the national and international capitals. Our only chances are local because in the local arenas we can be the specialists. At the level of the Congregations no one wants change. And there we are the anti-specialists. Change and Reformation are enemies to the Cardinals of all well-established Churches, including the Prohibition Church.“⁶⁹⁰

Und genauso geschieht es bereits in einigen Städten in Europa und, beginnend, auch in Nordamerika. Die westlichen Städte sind es, welche die Probleme mit der restriktiven Drogengesetzgebung ihrer Nationalstaaten und der UN haben, denn hier bilden sich die offenen Drogenszenen, und hier zeigt sich am deutlichsten, wie verfehlt der Planwirtschaftsansatz ist. Daher sind es zunächst die Städte, die ihre Strategien ändern. Ganz langsam beginnt der Behandlungsansatz den Willen zur Bestrafung zu überlagern; ebenso langsam wachsen die akzeptanzorientierten Drogenhilfen und das Verständnis, dass es auch Genusskonsum gibt. Diese Entwicklung wird auch die nationalen Verbote und die globale Drogenpolitik mittel- bis langfristig nachhaltig verändern. Mit Blick auf die jetzige Dekulturationssituation stimmt diese Überlegung hoffnungsvoll; doch zunächst sind wohl die sogenannten ‚weichen Drogen‘ von dieser Entwicklung betroffen⁶⁹¹. Die Tendenz kann weiter verstärkt werden, wenn neben die Reformation die Aufklärung tritt. Es gibt viele Formen der Aufklärungsphilosophie, von den altgriechischen Ursprüngen in der Höhle mit den Schatten, der französischen Neufassung der beginnenden Moderne und dem englischen Enlightenment bis zu den deutschen Idealisten haben alle zwei Dinge gemeinsam: sie trachten danach, (1) denen, welche die soziale, religiöse und geistige Verdunkelung als Wert oder Zweck zur handlungsleitenden Fremdmotivation – *Unmündigkeit* – dient, ein

⁶⁹⁰ Cohen (2003, Internetquelle).

⁶⁹¹ Vgl. Shivelbusch (2002, 234ff.).

Licht und einen Spiegel vorzuhalten; (2) denen, deren Handlungen bisher fremdmotiviert – *selbstverschuldet unmündig* – waren, ein Licht und eine Karte mit dem Weg aus der dunklen Höhle zu überlassen – zum *Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit*.

6.5. Die kulturell orientierte Fremddefinition des Opiumkonsums

„*Nothing is true – Everything is permitted.*“
Hassan-i-Sabbah / William S. Burroughs⁶⁹²

Der methodische Kern dieser Arbeit, einen kultursoziologischen Blick auf den modernen Drogenkonsum zu werfen, wurde bereits in der drogenpolitischen Debatte verwendet. Die Argumentation beruht dort wie hier auf Webers protestantischer Ethik und Campbells Weiterführung zum modernen ‚spirit of consumerism‘⁶⁹³. O’Malley und Mugford fordern eine mit Restriktionen und Kontrollen versehene Legalisierung aller gängigen illicit drugs von Cannabis über Designerdrogen und Kokain bis Heroin.

Während der ‚War on Drugs‘ auf einseitigen Begründungen beruht und eindeutig auf Angebotsreduzierung abzielt (crop-eradication, Beschlagnahmungen, lange Haftstrafen), bietet der Pleasure-Diskurs Möglichkeiten zur Bestimmung der Bedeutung der gesellschaftlichen Nachfrage nach Drogen. Generell gelten für die Autoren folgende Annahmen:

- Drogenkonsum ist normal, aber das erklärt nicht, wie regionale und kulturelle Unterschiede zustande kommen; die soziale Bedeutung und die politischen Vorgaben sind entscheidend
- Zwei Idealtypen des Drogenkonsums in modernen Gesellschaften lassen sich ausmachen (frei nach Merton):
 1. ‚deficit use‘ (‚deficit-retreatism‘)
 2. ‚leisure use‘ (‚leisure-innovative‘)⁶⁹⁴

Der meiste Konsum ist ‚leisure-innovative‘, die Defizit-Annahmen und Maßnahmen betreffen nur einen kleinen Teil der Konsumenten. Deshalb sollte die

⁶⁹² Zitiert nach Köhler (1994, 8).

⁶⁹³ O’Malley & Mugford (1991).

⁶⁹⁴ O’Malley & Mugford (1991, 54f.).

gesellschaftliche Nachfrage, auf welcher der Genusskonsum beruht, der Gegenstand einer freiheitlichen Drogenpolitik sein.

Anschließend leiten O'Malley und Mugford aus den Beschreibungen zum ‚modern consumerism‘ (Campbell) und ‚modern capitalism‘ (Weber) die theoretischen Grundlagen der Nachfragebestimmung ab. So begründen sie ‚Kommodifikation‘ als eigenständigen gesellschaftlichen Vorgang, welcher die Bildung der spezifischen Verbindung von Güterkonsum und Wohlfühlbedarf bedingt. Drogen sind dann Konsumgüter, welche diesen Bedarf stillen⁶⁹⁵. Die Autoren schließen daraus, dass nur ein legaler Markt der gesellschaftlichen Nachfrage gerecht wird, und dass daher für jede illegale Droge ein eigens regulierter, mit mehr oder weniger starken Restriktionen versehener, legaler Markt geschaffen werden sollte⁶⁹⁶.

Diese weit gefasste drogenpolitische Anwendung der Kulturosoziologie nach Weber und Campbell haben O'Malley und Mugford auch knapp auf die Opiate bezogen.

„Safer routes of administration would be encouraged over more hazardous ones. For example, opium for smoking would be easier to obtain than morphine.“⁶⁹⁷

Das Beispiel, Rauchopium den reinen Opiaten vor zu ziehen, kann genauer ausgearbeitet werden. In der vorliegenden Arbeit sind eine Reihe Aussagen zum Rauchopium enthalten, die hier noch einmal festgehalten werden sollen, um die zitierte Aussage zu stützen. Wir haben gesehen, dass

- das Rauchopium aus der schwächsten Opiumsorte gemacht und dann durch Kochen noch weiter abgeschwächt wird;
- das Opium eine mystische Substanz ist, vielleicht die einzige, welche von der Namens- und Wortwirkung genauso mächtig ist wie Heroin oder Morphium;
- es eine ‚Kunst‘ des Opiumrauchens gibt, welche alle Sicherheitsmechanismen vereint;
- gängige Vorstellungen über die Vergiftung und Demoralisierung Chinas durch Opium marxistisch und anders verfälscht sind;
- auch für China die Konstitutionsperspektive bei der Analyse sozialer Probleme – des Opiumproblems – berücksichtigt werden muss;

⁶⁹⁵ O'Malley & Mugford (1991, 56ff.).

⁶⁹⁶ O'Malley & Mugford (1991, 65ff.).

⁶⁹⁷ O'Malley & Mugford (1991, 69).

- die höchste importierte Kistenzahl, gemessen an der Bevölkerungszahl, keine übermäßige Zahl Opiatkranker versorgt haben kann;
- gängige Vorstellungen über Opiumhöhlen falsch sind, diese vielmehr gesellige und kommunikative Orte waren und wieder sein könnten;
- Fixerstuben die sozialen Funktionen der Opiumhöhlen unter schwierigsten Bedingungen simulieren;
- Opiumraucher aktiver als Fixer sind;
- die Kriminalisierung des Rauchopiums die gesamte Drogenverbots-geschichte begründet, und zwar aus Diskriminierungen Fremder und Armer sowie diplomatischen Ränkespielen heraus;
- der Verlust der Erwerbsmöglichkeiten von Rauchopium die bereits vorhandene Tendenz zum Umstieg auf hochpotentes Morphinum und Heroin (und Kokain) extrem verstärkt hat;
- die historische Ablehnung von Rauchopium heute in westlichen Ländern drogenpolitisch kaum noch relevant ist, Rauchopium und quasi-medizinisches Opium in den Drogenverträgen sogar relativ frei geregelt sind (z. B. bei Übergangsfristen für Opiummärkte in asiatischen Ländern);
- die Verträge insgesamt einen gewissen Spielraum zulassen und auch Vorbehalte, Interpretationen zu einzelnen Artikeln sowie Änderungs-vorschläge eingereicht werden, dass diese sogar gekündigt werden können;
- weltweit genügend Opium produziert wird, um einen legalen Markt zu decken, wobei zu Rauchopium verarbeitete Rohmasse nicht mehr zu Heroin verarbeitet werden kann.

Die Lösung des weltweiten Herionproblems besteht in einer kompletten Neubewertung des Rauchopiums als *Kulturgut*, inklusive der Einrichtung eines legalen, von monopolistischen Kontrollinstanzen regulierten Marktes und Opiumstuben in jenen Ländern, die den *Sinn* einer solchen Maßnahme begriffen haben. Die sozialräumliche Verifizierbarkeit von Konsum und Handel in kontrollierten Opiumstuben wären der vielleicht größte Benefit, da hier die zeitliche Zivilisierung des Toleranzbewusstseins als Grundkonstante des Opiatkonsums am effizientesten durchsetzbar ist.

Im Grunde wäre dies nur das bekannte: „*Gehe zurück auf Los, ziehe kein Geld von der Bank ein*“ – die Karte eines bekannten Gesellschafts-spieles, die aber hier auch bedeutet, dass die vielleicht ärgerlichste Karte „*Gehe ohne Umweg ins Gefängnis*“ aus dem Spiel genommen wird. In der nächsten Runde landet einer der Mitspieler dann vielleicht in einer Opiumstube nahe dem Hauptbahnhof und eventuell sogar in einem Sanatorium – hoffentlich nicht in der teuren Schlossallee.

Legale Opiumstuben setzen voraus, dass die Gesellschaft Hilfseinrichtungen für Opiumkranke – von denen es kaum mehr als heute geben würde und die nicht so

schwer krank wären – bereithält, welche frei von kriminalisierenden Interferenzen sind und aus Mitteln, welche aus dem legalen Drogenmarkt abgezogen werden (Steuern, Händlerabgaben), finanziert werden. Der Öffentlichkeit, besonders Schülern, sollte in einem erhellenden – also im klassischen philosophischen Sinne der Aufklärung, des Deutschen Idealismus gar – das Wissen über Drogen vermittelt werden, nicht jener fadenscheinige, moralisierende Dilettantismus, der heute als Drogenaufklärung praktiziert wird.

7. Abschluss

7.1. Zusammenfassung

Zwei Fragen bestimmten die vorliegende Arbeit: (1) Wie kann es sein, dass jemand – eine ganze Gruppe von Menschen gar – das Sterben mittels Heroingebrauch zelebriert?

Die Antwort wurde kultursoziologisch begründet, unter Berücksichtigung der kriminalsoziologischen und gesundheitswissenschaftlichen Aspekte. Demnach lässt sich sagen, dass Drogenkultur durch Dekulturation ihre Eigenschaft der Gemeinschaftsbildung und damit die Schutzfunktionen und Kontrollmechanismen verliert. Sie wird zu ‚Kriminalität‘, erstens durch die Definitionsleistung, welche eine Umordnung von einer Sinnprovinz in die andere ermöglicht (von Kultur auf Kriminalität) und zweitens durch die Sekundärkriminalität; also Handlungen, welche zwar idealtypisch der Sinnprovinz Kriminalität zu zuordnen, wohl aber ebenfalls eine Folge der erstgenannten Definitionsleistung sind. Gleiches gilt für ‚Krankheit‘, da sind erstens die hilflosen Versuche, ‚Sucht‘ zu definieren und zweitens die Sekundärerkrankungen, die letztlich auch auf eben jene hilflosen Versuche und zusätzlich die juristische Definitionsleistung zurück zu führen sind. Dies alles geschieht mit kulturell geprägten Konsumenten, also ohne dass der Wertbezug für den Handelnden verloren geht und daher eine Lebensführung entsteht, die den Tod als ständigen Begleiter akzeptiert.

Um zu einem genaueren Bild des Vorganges, der Dekulturation genannt wurde, zu kommen, wurde noch in der Einleitung ein Kulturkonzept auf der Basis der Kultursoziologie Max Webers erstellt und von anderen Ansätzen abgegrenzt. Dieses versteht Kultur sinnbezogen, bezieht die Verwendung von Objekten mit ein und betrachtet Kulturformen als die Ausprägung von Kulturinhalten. Darauf bauen weitere Annahmen auf: erstens ist die oft unterstellte Trennung von normativ-kulturell und situativ induziertem Verhalten aufgehoben. Die Bedeutung dieser Annahme lässt sich besonders hervorheben, wenn man die Schwächen der kriminologischen Subkulturtheorien und der bisherigen anthropologischen Forschung zum Dekulturationsbegriff betrachtet, denn beide Ansätze sind nicht in der Lage, die Entstehung der normativ-kulturellen Verhaltensleitung in der realen

Welt zu explizieren: Kultur ist irgendwie da – aber kommt sie jetzt aus den Menschen rein oder raus, und vor allem wie? Bei manchen Subkulturtheorien kommt abwertend hinzu, dass die Fokussierung auf das situative Handeln eine Abschaffbarkeit der Kulturformen impliziert und damit selbst als Bestandteil der Dekulturation gesehen werden kann. Zweitens lässt sich die begriffliche Fassung von ‚Kulturinhalten‘ und ‚Kulturformen‘ – so ungenau sie bei Weber sein mag – nutzen, um die soziologischen Eigenschaften der Umdeutung von Kultur in Kriminalität zu begreifen. Dazu wurden drei Punkte genannt:

1. Der Inhalt des Kulturwertes war Sinn und wurde Handlung, *bevor* die Kriminalitätsdefinition als Negativ des Kulturwertes erdacht wurde; oder der Kulturwert wurde als solcher unter den Bedingungen der Kriminalisierung geboren (dann mag sogar der Reiz des Verbotenen selbst dem Kulturwert zugrunde liegen).
2. Die angewandte Kriminalitätsdefinition ist eine *Zuschreibung von Sinn*, die den Inhalt des Kulturwertes nachträglich in ‚Unsinn‘ verwandelt, die Handlungsunterlassung fordert und aus der Nichtbeachtung dieser Forderung die Sanktion ableitet, also Verantwortung zuweist.
3. Der Kulturwert *bleibt* trotz Kriminalisierung Kulturwert, denn er verbleibt ja beim Handelnden, aber er ‚erleidet‘ dann die Dekulturation. Die Kulturinhalte wandeln sich zum vermeintlich Wert- und Nutzlosen, und mit ihnen die Kulturform.

Unter Berücksichtigung dieser Aspekte wurden zwei Grundkategorien des Verstehens angewendet, die zur Kultur- wie zur Kriminalsoziologie gleichermaßen verwendbar sind.

Das sind erstens die historische Genese der Konsumenten-Lebensführung, ihre Ausprägung in den verarmten Bevölkerungsteilen und die ablehnende Reaktion darauf. Campbell hat überzeugend dargelegt, wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts in England aus dem Kapitalismus die spezifische Konsumentenlebensführung der Moderne entsteht. Eine hauptsächliche Sinnkonstruktion und Geisteshaltung dieser wertbezogenen Lebensführung findet sich im Konzept der ‚tranquillity‘. Und das trifft mitten ins Herz der englischen Romantik und damit auch die Opiumverwendung selbst (wie Campbell leider nicht hervorhebt). Diese Verwendung des Opiums zur Steigerung der ‚tranquillity‘ und besonders deren Rezeption in armen Bevölkerungsschichten waren jedoch Gegenstand größter Ablehnung durch die Anhänger der protestantischen Lebensführung und der reichen Bevölkerungsschichten allgemein. Das gilt besonders für die armen, aber

dennoch konsumgeprägten Menschen der US-amerikanischen Großstädte des beginnenden 20. Jahrhunderts. Zuerst Opiumhöhlen und Spielsaloons, dann Tanzhallen waren Anlauf- und Treffpunkt, in der Regel stets mit einfachem Zugang zu Opium und Prostituierten. In diese Zeit fällt auch der massenhafte Vertrieb von Heroin und Kokain. Diese Produkte waren schon vor ihrer Kriminalisierung für die Konsumenten interessant, d.h. der Trend zum Umstieg von Rauchopium auf moderne Industrieprodukte wurde durch das Verbot nicht bedingt, wohl aber verstärkt. Das Heroin und das Kokain waren Produkte, mit welchen sich auch für arme Leute die wertbezogene Lebensführung des Konsumismus umsetzen ließ. In der Kriminalisierung dieser Kulturform liegt der Ursprung der gesamtgesellschaftlich institutionalisierten Dekulturation und damit der negativen Folgen, die das Bild der Drogenkultur heute bestimmen.

Als zweites wurde eine genaue Definition von Dekulturation aus einer selbst erlebten sozialen Situation abgeleitet. Diese wurde allgemein gehalten und soll hier noch einmal stehen:

Dekulturation ist die innerhalb einer sozialen Beziehung zum Ausdruck gebrachte Unwertidee gegenüber der voraus gegangenen Kulturhandlung eines anderen, so dass deren Kulturwert gemindert wird, gleichviel worin der Ausdruck besteht.

Für den Soziologen ist leicht ersichtlich, dass es sich um eine Kombination der Kultur- und Machtbegriffe nach Weber handelt. Von der Kulturdefinition wurde hauptsächlich jener eher beiläufige Hinweis auf das ‚als Todfeind entgegenstellen‘ hervorgehoben, bei der Machtdefinition wurde auf die Betonung der Chance verzichtet – Macht wird hier faktisch, weil angewandt, gedacht.

Das gesamtgesellschaftliche Ergebnis der Anwendung dieser Macht lässt sich bei einer Betrachtung der sogenannten ‚Drogenszene‘ aufzeigen. Die institutionalisierte Dekulturation bindet die Konsumenten lokal, paradoxerweise ohne ihnen einen räumlichen Platz in der Gesellschaft zuzugestehen. So entsteht der Eindruck einer ‚offenen Drogenszene‘. Doch es handelt sich eher um ein geschlossenes ‚System der Elemente‘, das neben der paradoxen räumlichen Kategorisierung von den Handlungen der Konsumenten, der Sozialarbeiter, der Ärzte und der Akteure der Strafverfolgungsbehörden gleichermaßen belebt wird. Diese Situation ist auf Seiten der Konsumenten stark von Rückzug geprägt oder führt anderweitig zu den verschiedensten Konflikten – letztlich lässt sich zur

Beschreibung das gängige Karrieremodell der interaktionistischen Theorie verwenden, wohl aber ohne den Begriff der Subkultur mit einzubeziehen.

Das Thema ‚Sucht‘ wurde eigens behandelt. Die realen Anwendungen der gängigen Suchtbegriffe und sonstigen Behandlungsmaßnahmen wirken sich ebenfalls negativ auf die Drogenkultur aus. Zwar wirkt hier noch eine Komponente der echten Hilfe, doch die Bestimmung eines jeden Rauschzustandes und Drogenkonsums als generell krankhaft ist noch viel zu oft die Grundlage der Behandlung. Letztlich ist auch dies eine Folge der politischen und juristischen Vorgaben. Das Verhältnis der medizinischen Sichtweise zur legalistischen ist von einem Bias geprägt: einerseits stehen sich Moral und medizinische Wissenschaft unversöhnlich, weil inhaltlich unvereinbar, gegenüber; andererseits beziehen die Wissenschaftler ihre Arbeitsgrundlage inklusive Forschungsgelder, ihre Reputation als Drogenexperten in der Gesellschaft und eine eigene Definitionsmacht gegenüber den Konsumenten – hier als Patienten ohne eigene Entscheidungsfähigkeit gedacht – aus eben jener moralischen Sichtweise, die zur Politik geworden ist.

Der hauptsächliche sozialweltliche Ausdruck dieses Paradoxons lässt sich am besten fassen, wenn man die gängigen Lehrmeinungen linguistisch – über eine Analyse des ‚Sucht-Wortes‘ – und literaturwissenschaftlich – mit Werken und Biografien von Schriftstellern – überprüft. Gerade die Etymologie des deutschen Wortes ‚Sucht‘ zeigt, dass es es sich um ein Phänomen handelt, dessen Problemcharakter im 19. Jahrhundert konstituiert wurde. Dazu gehört, dass aus rein sprachlicher Sicht die neue Bedeutung des Wortes nicht geradlinig aus seiner Verwendungsgeschichte ableitbar ist – im Gegenteil, unter Berücksichtigung der Komponente des Außerweltlichen zeigt sich, dass ‚Sucht‘ früher eine dämonische Begründung für Krankheit war, während die Drogen heilige Heilmittel gegen diese Dämonen waren.

Ferner zeigte sich, dass der gängige Ansatz zur Totalabstinenz so sehr politisiert ist, dass er auf nicht weniger fiktiven gedanklichen Konstruktionen beruht, wie die Beschreibungen der Selbstbehandlung der Schriftsteller – dies bedeutet entweder, die wissenschaftlichen Herangehensweisen beinhalten genauso wenig Erkenntnis wie die rein literarischen Werke, oder aber die literarischen Werke mit ihrem eher zufälligen wissenschaftlichen Charakter beinhalten genauso viel Erkenntnis wie die wissenschaftlichen Herangehensweisen und müssen daher

beim wissenschaftlichen Arbeiten die gleichen Prioritäten zugewiesen bekommen, wie die gängigen Lehrmeinungen – und das, wohlgemerkt, in den Naturwissenschaften.

Konkret äußert sich dies in dem Begriff der Abhängigkeit, obwohl schon De Quincey wusste, dass es ein Toleranzsyndrom zu verhindern gilt. Das zelluläre Prinzip der Toleranz gegenüber Opiaten ist völlig ausreichend, um die Opiaterkrankung zu charakterisieren; mehr noch: dem körperlichen Phänomen lässt sich ein rein geistiges, zivilisiertes Konstrukt gegenüber stellen: es gibt das Toleranzsyndrom und das Toleranzbewusstsein, letzteres beinhaltet die Möglichkeit zum kontrollierten Konsum unter den Bedingungen moderner Vergesellschaftung und ist daher die ideale Ergänzung zu jenen Schadensminderungen, welche sich durch eine Förderung der Vergemeinschaftung beim Drogengebrauch erzielen lassen.

Sucht selbst jedenfalls ist vielmehr auf der Ebene der sozialen Lebensführung als auf der von Krankheiten anzusiedeln. Das zeigt sich nicht nur darin, dass Suchtverhalten auch völlig losgelöst von Drogen auftreten kann, sondern vielmehr in dem Zusammenhang zum Konsumismus und, unabhängig davon, in Personifizierungen und Heilspraktiken („Soteriologie“ lautet das Stichwort), welche ursoziologisch mit dem Drogengebrauch verbunden sind.

(2) Die zweite Frage lautete: Wie ist eine kulturell orientierte Fremdefinition des Drogenkonsums möglich?

Diese Frage zielt auf die politischen Implikationen der Dekulturationsanalyse. Daher wurden auch die Geschichte und der aktuelle Stand der Drogenpolitik vorgestellt, um dem ‚legal approach‘, der eigentlich ein ‚prohibitionist approach‘ ist, eine kulturbezogene Begründung von Drogenpolitik entgegen zu setzen.

Dabei zeigte sich, dass die Verbotsgeschichte eine diplomatische Verwirrung um die Möglichkeiten zur Partizipation am Welthandel, gewürzt mit einer guten Prise überzogener Moralvorstellungen, darstellt; dass aber weder die globale ‚Lösung‘, noch die nationalen Umsetzungen das erreichen, was sie sollen. Dabei gab das Beispiel der gescheiterten Alkoholprohibition das deutlichste Lehrstück. Insgesamt zeigte sich, dass diese Art von Drogenpolitik keine Möglichkeit zu einer kulturell verträglichen Einbindung von Drogen in moderne Gesellschaften beinhaltet. Die Entstehung aus Welthandelsproblemen ist vergessen oder wird

geleugnet, die Unwerte gegenüber jeglicher Ausprägung von Drogenkultur allerdings sind zu einer alle politischen und medizinischen Aspekte prägenden Anti-Ethik geworden. Doch weder das totale Verbot noch die totale Erlaubnis ermöglichen einen individuell und gesellschaftlich schadfreien Drogenkonsum. Dieser ist nur möglich, wenn Drogenkultur als Ruhe und Ordnung für sich steht und auch so erkennbar wird. Das sollte das Ziel jeglicher politischer Reglementierungen zum Drogengebrauch sein – und bezüglich der Opiate hat die Geschichte gezeigt, dass, neben den wässrigen Lösungen, das Rauchopium die kulturell ausgeprägteste sowie, kausal ableitbar, die individuell und gesellschaftlich verträglichste Konsumform darstellt. Legale Rauchopiumstuben können jede Fixerstube überflüssig machen.

Literatur

Abrams, M.H. (1970). *The Milk of Paradise – The Effect of Opium Visions on the Works of De Quincey, Crabbe, Francis Thompson, and Coleridge*. New York

Acker, Caroline J. (2006). *Creating the American Junkie – Addiction Research in the Classic Era of Narcotic Control*. Baltimore & London

Adam-Lauer, Gisela (2002). *Embryopathie*. In Stimmer (Hg.) *Suchtlexikon*, S. 184-190. München & Wien

Addiction Research Unit (2001). *Before Prohibition: Images from the Preprohibition Era when many Psychotropic Substances were legally available in America and Europe*. University at Buffalo (Hg.), Internetquelle: <http://wings.buffalo.edu/aru/preprohibition.htm#cooca%20wine> (28.08.2007)

Agar, Michael et al (2001). *Buprenorphin: „Field Trials“ of a new Drug*. In *Qualitative Health Research*, Volume 11 No. 1, S. 69-84

Albrecht, Günter (1969). *Die ‚Subkultur der Armut‘ und die Entwicklungsproblematik*. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 13, S. 430-471

Alexander, Anna & Roberts, Mark S. (2003). *Introduction*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 1-15. New York

Anderson, Santa Louise (1879). *An Opium Dream*. Internetquelle: <http://www.druglibrary.org/schaffer/heroin/history/anderson.htm> (28.08.2007)

Anonym (1889). *Confessions of a Young Lady Laudanum-Drinker*. Internetquelle: <http://www.druglibrary.org/schaffer/heroin/history/laudlady.htm> (28.08.2007)

Anonym (1991). *A Modern Opium Eater*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 209-219. New York

Arlacchi, Pino (1998). *Towards a drug-free world by 2008 – We can do it*. In *United Nations Chronicle Online Edition*, Volume XXXV, No. 2 1998. Internetquelle: <http://www.un.org/Pubs/chronicle/1998/issue2/0298p4.html> (28.08.2007)

Artaud, Antonin (1991). *General Security – The Liquidation of Opium*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 50-52. New York

Baikie, Karen A. et al. (2006). *Expressive Writing for High-Risk Drug Dependent Patients in a Primary Care Clinic – A Pilot Study*. In *Harm Reduction Journal*. Vol. 3, No. 34. Internetquelle:
<http://www.harmreductionjournal.com/content/3/1/34> (28.08.2007)

Becker, Howard S. (1970). *Sociological Work – Method and Substance*. Chicago

Becker, Howard S. (1983). *Die soziale Definition des Drogenkonsums und der drogenbewirkten Erfahrung*. In Lettieri & Welz (Hg.) *Drogenabhängigkeit – Ursachen und Verlaufsformen: ein Handbuch*, S.193-202. Weinheim & Basel

Becker, Howard S. (1997). *Outsiders – Studies in the Sociology of Deviance*. New York

Bello, David. (2000). *Opium in Xinjiang and Beyond*. In Brook & Wakabayashi (Hg.) *Opium Regimes – China, Britain, and Japan, 1839-1952*, S. 127-151. Berkeley, Los Angeles & London

Benjamin, Walter (1972): *Über Haschisch*. Frankfurt am Main

Benjamin, Walter (o.J. [1929]). *Surrealism – The last Snapshot of the European Intelligentsia*. Internetquelle:
<http://www.generation-online.org/c/fcsurrealism.htm> (28.08.2007)

Berger, Herbert (1982, *Fixer sein als Lebensstil*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 2*, S. 1207-1216. Reinbek bei Hamburg

Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas (2003). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main

Berridge, Virginia & Edwards, Griffith (1987). *Opium and the People – Opiate Use in Nineteenth-Century England*. New Haven & London

Bibra, Ernst Freiherr von (1855 [Reprint ohne Jahr]). *Die narkotischen Genussmittel und der Mensch*. Leipzig

Boaz, David (1990). *The Consequences of Prohibition*. In Boaz (Hg.) *Drug Prohibition in Crisis*, S. 1-8. Washington, D.C.

Boissière, Jules (2005). *Opiumraucher*. Berlin

Booth, Martin (1996). *Opium – A History*. London

Bourgois, Philippe (1998). *Just another Night in a Shooting Galery*. In *Theory, Culture and Society*, Volume 15 No. 2, 37-66

Bourgois, Philippe; Lettieri, Mark & Quesada, James (1997). *Social Misery and Sanctions of Substance Abuse: Confronting HIV Risk among Homeless Heroin Addicts in San Francisco*. In *Social Problems*, Volume 44 No. 2, S. 155-173

Blair, William (1991). *An Opium Eater in America*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 185-189. New York

Breitmaier, Eberhard (2002). *Alkaloide - Betäubungsmittel, Halluzinogene und andere Wirkstoffe, Leitstrukturen aus der Natur*. Stuttgart, Leipzig, Wiesbaden

Brecher, Edward M. (1972). *Licit and Illicit Drugs – The Consumers Union Report on Narcotics, Stimulants, Depressants, Inhalants, Hallucinogenes, and Marijuana – including Caffeine, Nicotine, and Alcohol*. Boston & Toronto

Brook, Timothy & Wakabayashi, Bob Tadashi (2000). *Introduction: Opium's History in China*. In Brook & Wakabayashi (Hg.) *Opium Regimes – China, Britain, and Japan, 1839-1952*, S. 1-29. Berkeley, Los Angeles & London

Burnham, John C. (1993). *Bad Habits – Drinking, Smoking, Taking Drugs, Gambling, Sexual Misbehavior, and Swearing in American History*. New York & London

Burroughs, William S. (1978). *Junkie / Auf der Suche nach Yage / Naked Lunch / Nova Express*. Frankfurt am Main

Burroughs, William S. (1991). *Foreword*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. IX-XV. New York

Campbell, Colin (1990). *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*. Oxford

Calkins, Alonzo (1867). *Opium and its Victims*. Internetquelle: <http://cdl.library.cornell.edu/cgi-bin/moa/moa-cgi?notisid=ACB8727-0004-4> (28.08.2007)

Chaouachi, Kamal (1997). *Le Narguilé – Anthropologie d'un mode d'usage de drogues douces*. Paris & Montreal

Charles, Molly & Britto, Gabriel (2002). *Culture and the Drug Scene in India*. In United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation & United Nations Office for Drug Control and Crime Prevention (Hg.) *Economic and Social Transformations connect with the International Drug Problem – Globalisation, Drugs and Criminalization – Final Research on Brazil, China, India and Mexico – Part 3: Social and Cultural Dimensions of Drug Trafficking*. PDF, download: www.unesco.org/most/globalisation/drugs_vol3.pdf (28.08.2007)

Clausewitz, Carl von (1834). *Über die Natur des Krieges*. Internetquelle: <http://gutenberg.spiegel.de/clausewz/krieg/buch01.htm> (28.08.2007)

Clej, Alina (2003). *Profane Hallucinations – From The Arcades Project to Surrealists*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 74-94. New York

Cocteau, Jean (1991). *Opium*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 193-197. New York

Cohen, Peter (1994). *Re-Thinking Drug Control Policy: Historical Perspectives and Conceptual Tools*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 189-198. Frankfurt am Main

Cohen, Peter (2003). *The Drug Prohibition Church and the Adventure of Reformtion*. In *International Journal of Drug Policy*, Volume 14 No. 2, S 213-215. Internetquelle:
<http://www.cedro-uva.org/lib/cohen.church.html> (28.08.2007)

Cohen, Peter (2006). *Looking at the UN, smelling a Rat*. Internetquelle:
<http://www.cedro-uva.org/lib/cohen.looking.html> (28.08.2007)

Cohen, Peter (2006). *Europe and the mumbling grave stones*. Presentation in the European Parliament, Brussels, November 7, 2006. Internetquelle:
<http://www.cedro-uva.org/lib/cohen.gravestones.html> (28.08.2007)

Cohen, Albert K. (1972). *Zur Erforschung delinquenter Subkulturen*. In Sack & König (Hg.) *Kriminalsoziologie*, S. 372-394. Wiesbaden

Coleridge, Samuel T. (1797-1816). *Christabel*. Internetquelle:
<http://etext.lib.virginia.edu/stc/Coleridge/poems/Christabel.html> (28.08.2007)

Coleridge, Samuel T. (1797/1798). *Kubla Khan*. Internetquelle:
http://etext.lib.virginia.edu/stc/Coleridge/poems/Kubla_Khan.html (28.08.2007)

Courtwright, David T. (1982). *Dark Paradise – Opiate Addiction in America before 1940*. Cambridge, Massachusetts & London

Courtwright, David T. (2002). *Forces of Habit – Drugs and the making of the Modern World*. Cambridge, Massachusetts & London

Crabbe, George (1970). *The World of Dreams*. In Abrams (Hg.) *The Milk of Paradise*, S. 89-98. New York

Crane, J. T. (1871). *The Arts of Intoxication – The Aim and the Results*. Internetquelle:
<http://www.druglibrary.org/schaffer/History/artsofintox/Default.htm> (28.08.2007)

Day, Horace B. (2004). *The Opium Habit*. Kila, Montana
Auch als:
Projekt Gutenberg E-book No. 7293 (2005), Internetquelle:
<http://www.gutenberg.org/dirs/etext05/8opim10.txt> (28.08.2007)

Degkwitz, Peter (2002). *Drogenkonsum/-abhängigkeit als Lebensstil und/oder Krankheit*. In Böllinger & Stöver (Hg.) *Drogenpraxis, Drogenrecht*,

Drogenpolitik – Ein Handbuch für Drogenbenutzer, Eltern, Drogenberater, Ärzte und Juristen, S. 20-38 Frankfurt am Main

De Kort, Marcel & Korf, Dirk J. (1992). *The Development of Drug Trade and Drug Control in the Netherlands: A Historical Perspective*. In *Crime, Law & Social Change*, No. 17, S. 123-144

De Ridder, Michael (2000). *Heroin – Vom Arzneimittel zur Droge*. Frankfurt & New York

De Quincey, Thomas (2003). *Confessions of an English Opium-Eater and Other Writings*. London

De Quincey, Thomas (2004a). *Coleridge and Opium-Eating*. In *Narrative And Miscellaneous Papers*, Projekt Gutenberg E-book No. 6148, Internetquelle: <http://www.gutenberg.org/dirs/etext04/8qnc10.txt> (28.08.2007)

De Quincey, Thomas (2004b). *Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet*. Berlin

De Quincey, Thomas (2005). *English Dictionaries*. In *The Notebook of an English Opium-Eater*, Projekt Gutenberg E-book No. 6881, Internetquelle: <http://www.gutenberg.org/dirs/etext04/ntbpm10.txt> (28.08.2007)

Derrida, Jacques (2003). *The Rhetoric of drugs*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 19-43. New York

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) (Hg.) (2006). *ICD-10 – Internationale Statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, 10. Revision / WHO Ausgabe*. Internetquelle: <http://www.dimdi.de/dynamic/de/klasi/downloadcenter/icd-10-who/version2006/systematik/x1vbp2006.zip> (28.08.2007)

Dittrich, Adolf (1982). *Gemeinsamkeiten von Halluzinogenen und psychologischen Verfahren zur Auslösung von veränderten Wachbewußtseinszuständen*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 85-92. Reinbek bei Hamburg

Duke University (2000). *Advertising Ephemera Collection*, In *Emergence of Advertising On-Line Project; John W. Hartman Center for Sales, Advertising & Marketing History; Duke University Rare Book, Manuscript, and Special Collections Library*. Internetquelle: <http://scriptorium.lib.duke.edu/ea/> (28.08.2007)

Verwendetes Dokument, dreigeteilt:

Seite 1:

<http://scriptorium.lib.duke.edu/ea/broadsides/B04/B0403/B0403-01-150dpi.jpeg>

Seite 2 (Doppelseite):

<http://SCRIPTORIUM.LIB.DUKE.EDU/EEA/BROADSIDES/B04/B0403/B0403-02-150DPI.JPEG>
Seite 3:

<http://SCRIPTORIUM.LIB.DUKE.EDU/EEA/BROADSIDES/B04/B0403/B0403-03-150DPI.JPEG>

Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hg.) (2005). *Drogen- und Suchtbericht 2005*. PDF, download:

[www.dndberlin.de/content/publikationen/documents/Drogen-undSuchtbericht2005.pdf](http://WWW.DNDBERLIN.DE/CONTENT/PUBLIKATIONEN/DOCUMENTS/DROGEN-UND-SUCHTBERICHT2005.PDF) (28.08.2007)

Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hg.) (2006). *Drogen- und Suchtbericht 2006*. PDF, download:

[http://WWW.DNDBERLIN.DE/CONTENT/PUBLIKATIONEN/DOCUMENTS/DROGEN-undSuchtbericht2006.pdf](http://WWW.DNDBERLIN.DE/CONTENT/PUBLIKATIONEN/DOCUMENTS/DROGEN-UND-SUCHTBERICHT2006.PDF) (28.08.2007)

Earle, Charles W. (1880). *The Opium Habit: A Statistical and Clinical Lecture*. Internetquelle:

<http://WWW.DRUGLIBRARY.ORG/SCHAFFER/HISTORY/E1880/OPIMUMHABIT1880.HTM>
(28.08.2007)

Epen, J. J. W. M. van (1989). *Körperliche Wirkungen des Opiatkonsums*. In Vogt & Scheerer (Hg.) *Drogen und Drogenpolitik – Ein Handbuch*, S. 299-312. Frankfurt & New York

Eisenstadt, Shmuel N. (2003). *Die institutionellen Ordnungen der Moderne – Die Vielfalt der Moderne aus einer weberianischen Perspektive*. In Albert et al (Hg.) *Das Weber-Paradigma – Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm*, S. 328-351. Tübingen

Elias, Norbert (1997). *Über den Prozeß der Zivilisation – Soziogenetische und Psychogenetische Untersuchungen. Erster Band – Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt a. M.

Elias, Norbert (1988). *Über die Zeit*. Frankfurt am Main

Esser, Hartmut (1999). *Soziologie – Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt & New York

Eaton, Virgil G. (1888). *How the Opium Habit is Acquired*. Internetquelle:
<http://WWW.DRUGLIBRARY.ORG/SCHAFFER/HISTORY/OPIMUMHABIT1888.HTM> (28.08.2007)

Fallada, Hans (1997). *Drei Jahre kein Mensch – Erlebtes, Erfahrenes, Erfundenes – Geschichten aus dem Nachlaß 1929-1944*. Berlin

Fink, Gerhard (1993). *Who's who in der antiken Mythologie*. München

Follmann, Anke & Gerlach, Ralf (2002). *Substitutionsbehandlung Opiatabhängiger*. In Böllinger & Stöver (Hg.) *Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik – Ein Handbuch für Drogenbenutzer, Eltern, Drogenberater, Ärzte und Juristen*, S. 266-286 Frankfurt am Main

Friedman, Milton (1990). *An Open Letter to Bill Bennett*. In Boaz (Hg.) *Drug Prohibition in Crisis*, S. 114-116. Washington, D.C.

Friedman, Milton (1992). *The Drug War as a Socialist Enterprise*. Internetquelle:
<http://www.druglibrary.org/special/friedman/socialist.htm> (28.08.2007)

Fuchs-Henritz, Werner (1994). *Lebensführung*. In Fuchs-Henritz et al (Hg.) *Lexikon zur Soziologie*, S. 392. Opladen

Gantz, Meyer D. & Colliver, James D. (2002). *Drug Use, Drug Abuse and Heterogeneity*. In Bulletin on Narcotics, Volume LIX No. 1 & 2. PDF, download:
www.unodc.org/pdf/bulletin/bulletin_2002_01_01_Art4.pdf (28.08.2007)

Gelber, Harry G. (2004). *Opium, Soldiers and Evangelicals – Britain's 1840-42 War with China, and its Aftermath*. New York

Gelpke, Rudolf (1995). *Vom Rausch im Orient und Okzident*. Stuttgart

Gephart, Werner (1998). *Handeln und Kultur – Vielfalt und Einheit der Kulturwissenschaften im Werk Max Webers*. Frankfurt am Main

Greaves, Georg B. (1983). *Existenzielle Theorie der Drogenabhängigkeit*. In Lettieri & Welz (Hg.) *Drogenabhängigkeit – Ursachen und Verlaufsformen: ein Handbuch*, S.39-43. Weinheim & Basel

Grimm, Jacob (2004 [1853]). *Barbar*. In Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Hg.) *Der Digitale Grimm*. Cd-Rom. Frankfurt a. M.

Gusfield, Joseph R. (1963). *Symbolic Crusade – Status Politics and the American Temperance Movement*. Reprint [1980], Westport, Connecticut

Hamilton, Gail (1885). *Prohibition in Practice*. Internetquelle:
<http://cdl.library.cornell.edu/cgi-bin/moa/moa-cgi?notisid=ABQ7578-0141-6>
(28.08.2007)

Harding, Wayne M. (1982). *Kontrollierter Heroingenuß – Ein Widerspruch aus der Subkultur gegenüber herkömmlichem Denken*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 1217-1231. Reinbek bei Hamburg

Harding, Wayne M. & Zinberg, Norman E. (o.J.). *Control and Intoxicant Use – A Theoretical and Practical Overview*. Internetquelle:
<http://www.drugtext.org/library/articles/controlintox.htm> (28.08.2007)

Harding, Wayne M. & Zinberg, Norman E. (1977). *The Effectiveness of the Subculture in Developing Rituals and Social Sanctions for Controlled Use*. Internetquelle:
<http://www.psychedelic-library.org/zinsubcl.htm> (28.08.2007)

- Harper's New Monthly / Editor. *Editor's Literary Record / Commentary*. In *Harper's New Monthly*. Vol. XLI, No.244, S. 932-933. (1870a) (November)
- Harper's New Monthly / Editor. *Editor's Literary Record / Obituary*. In *Harper's New Monthly*. Vol. XLII, No. 247, S. 139-140. (1870b) (Dezember)
- Hehir, Patrick (1991). *Opium Eater's Soliloquy*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, o.S. New York
- Heitmeyer, Wilhelm & Hagan, John (2002). *Gewalt. Zu den Schwierigkeiten einer systematischen internationalen Bestandsaufnahme*. In Heitmeyer & Hagan *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, S. 15-25. Wiesbaden
- Hendin, Herbert (1983). *Drogenkonsum als selbstdestruktives Verhalten. Ein psychodynamischer Ansatz*. In Lettieri & Welz (Hg.) *Drogenabhängigkeit – Ursachen und Verlaufsformen: ein Handbuch*, S.208-212. Weinheim & Basel
- Hess, Henner (1999). *Zur Wertproblematik in der Kriminologie*. In *Kriminologisches Journal*, Volume 31 No. 2, S. 167-186
- Hess, Henner & Scheerer, Sebastian (1997). *Was ist Kriminalität? Skizze einer konstruktivistischen Kriminalitätstheorie*. In *Kriminologisches Journal*, Volume 29 No. 2, S. 83-155
- Hess, Henner & Scheerer, Sebastian (1999). *Erwiderung*. In *Kriminologisches Journal*, Volume 31 No. 1, S.
- Hess, Henner & Scheerer, Sebastian (2004). *Theorie der Kriminalität*. In Oberwittler & Karstedt (Hg.) *Soziologie der Kriminalität – Sonderheft 43 Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, S. 69-93. Wiesbaden
- Hofmann, Albert (1979). *LSD – Mein Sorgenkind*. Stuttgart
- Huxley, Aldous (1991 [1958]). *Drugs That Shape Men's Minds*. In Straubaug & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 220-228. New York
- Huxley, Aldous (2004a). *Brave New World*. London
- Huxley, Aldous (2004b). *The Doors of Perception / Heaven and Hell*. London
- INDRO (Hg.) (o.J.). Index Methadon- / Substitutionsbehandlung. Internetquelle: <http://www.indro-online.de/indexmethadon.htm> (28.08.2007)
- International Institute for Applied Systems Analysis (Hg.) (1999). *Chart – China's Population Growth, A.D. 0-2050*. Interentquelle: http://www.iiasa.ac.at/Research/LUC/ChinaFood/data/pop/pop_21_m.htm (28.08.2007)

International Narcotics Control Board (Hg.) (2006). *Estimated World requirements of Narcotic Drugs in Grams for 2007*. PDF, download: www.incb.org/pdf/e/estim/Advest07_Printing.pdf (28.08.2007)

Junkylife (Hg.) (o.J.). *Junkylife - An uncensored expression of Junkylife related by those who live it*. Internetquelle: <http://www.junkylife.com/junky.htm> (28.08.2007)

Kane, H. H. (1881a). *American Opium-Smokers, Part I*. Internetquelle: <http://immigrants.harpreweek.com/chineseamericans/Items/Item061L.htm> (28.08.2007)

Kane, H. H. (1881b). *American Opium-Smokers, Part II*. Internetquelle: <http://immigrants.harpreweek.com/chineseamericans/Items/Item062L.htm> (28.08.2007)

Kaulitzki, Reiner & Stöver, Heino (1996). *Ideologische Konstrukte, methodische Indifferenzen – Vorschläge für eine aufgeklärte/aufklärende Drogenforschung*. In Neymeyer (Hg.) *Cannabis*, S. 186-202. Gersthofen

Keckeisen, Wolfgang (1976). *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens – Perspektiven und Grenzen des labeling approach*. München

Kemnesies, U. E. (2000). *En- oder Dekulturation: Kokain – ein aktuelles Porträt*. In *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, Volume 23 No. 2, S. 21-31

Kipling, Rudyard (28.08.2007). *In an Opium Factory*. Internetquelle: <http://whitewolf.newcastle.edu.au/words/authors/K/KiplingRudyard/prose/FromSeaToSea/opiumfactory.html> (28.08.2007)

Klima, Rolf (1994). *Enkulturation*. In Fuchs-Henritz et al (Hg.) *Lexikon zur Soziologie*, S. 26. Opladen

Kobayashi, Motohiro (2000a). *Drug Operations by Resident Japanese in Tianjin*. In Brook & Wakabayashi (Hg.) *Opium Regimes – China, Britain, and Japan, 1839-1952*, S. 152-166. Berkeley, Los Angeles & London

Kobayashi, Motohiro (2000b). *An Opium Tug-of-War: Japan versus the Wang Jingwei Regime*. In Brook & Wakabayashi (Hg.) *Opium Regimes – China, Britain, and Japan, 1839-1952*, S. 344-359. Berkeley, Los Angeles & London

Köhler, Michael (1994). *WSB zum Achtzigsten – ein Salut!*. In Köhler (Hg.) *Burroughs – Eine Bildbiographie*, S. 7-9. Berlin

Köhler, Michael (1996). *Verbot und Bestrafung des Cannabis-Umgangs nach internationalem Recht – Gutachten für das Ministerium für Arbeit, Soziales, Jugend und Gesundheit des Landes Schleswig-Holstein*. In Neymeyer (Hg.) *Cannabis*, S. 260-289. Gersthofen

- Koschnick, Wolfgang J. (1992a). *Dekulturation*. In Koschnick (Hg.) *Standardwörterbuch für die Sozialwissenschaften – Standard Dictionary of the Social Sciences (Deutsch-Englisch)*, S. 176. München, London, New York, Paris
- Koschnick, Wolfgang J. (1992b). *Akkulturation*. In Koschnick (Hg.) *Standardwörterbuch für die Sozialwissenschaften – Standard Dictionary of the Social Sciences (Deutsch-Englisch)*, S. 28. München, London, New York, Paris
- Koschnick, Wolfgang J. (1992c). *Enkulturation*. In Koschnick (Hg.) *Standardwörterbuch für die Sozialwissenschaften – Standard Dictionary of the Social Sciences (Deutsch-Englisch)*, S. 254. München, London, New York, Paris
- Krömeke, Franz (Hg.) (1925). *Friedrich Wilh. Sertürner, der Entdecker des Morphiums. Lebensbild und Neuabdruck der Original-Morphiumarbeiten*. Jena
- Kuckelsberg, Susanne (1996). *Möglichkeiten veränderter Politik innerhalb der internationalen Verträge*. In Neymeyer (Hg.) *Cannabis*, S. 247-259. Gersthofen
- Lamnek, Siegfried (1996). *Theorien abweichenden Verhaltens*. München
- La Motte, Ellen N. (1920). *The Opium Monopoly*. Internetquelle: <http://www.druglibrary.org/schaffer/History/om/ommenu.htm> (28.08.2007)
- Lautmann, Rüdiger (1994). *Akkulturation*. In Fuchs-Henritz et al (Hg.) *Lexikon zur Soziologie*, S. 26. Opladen
- Lee, James (1991). *The Underworld of the East*. In Strausbaugh & Blaise (Hg.) *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. 1-35. New York
- Lefebure, Molly (1974). *Samuel Taylor Coleridge – A Bondage of Opium*. London
- Legnaro, Aldo (1982). *Ansätze zu einer Soziologie des Rausches – Zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 93-114. Reinbek bei Hamburg
- Legnaro, Aldo (1991). *Rausch und Sucht als Kulturphänomen*. In Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (Hg.) *Prävention zwischen Genuß und Sucht*, S. 21-32. Herten
- Lepore, Stephen J. & Smyth, Joshua M. *The Writing Cure – How Expressive Writing promotes Health and Emotional Well-Being*. Washington, D.C., 2002
- Lepsius, M. Rainer (1986). *Interessen und Ideen – Die Zurechnungsproblematik bei Max Weber*. In Neidhardt, Lepsius & Weiss (Hg.) *Kultur und Gesellschaft*, S.20-31. Opladen
- Lessing, Gotthold E. (2000). *Nathan der Weise*. Stuttgart

Levine, Harry G. (1982a). *Die Entdeckung der Sucht – Wandel der Vorstellung über Trunkenheit in Nordamerika*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 212-224. Reinbek bei Hamburg

Levine, Harry G. (1982b). *Mäßigkeitsbewegung und Prohibition in den USA*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 241-251. Reinbek bei Hamburg

Levine, Harry G. (2002). *The Secret of Worldwide Drug Prohibition – The Varieties and Uses of Drug Prohibition*. In *The Independent Review*, Vol. 7 No. 2, S. 165-180. Internetquelle:
<http://soc.qc.cuny.edu/Staff/levine/wwdp.htm>

Levine, Harry G. & Reinerman, Craig (1994). *From Prohibition to Regulation: Lessons From Alcohol Policy for Drug Policy*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 15-47. Frankfurt am Main

Lexer, M (2004 [1885]). *Opium*. In Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Hg.) *Der Digitale Grimm*. Cd-Rom. Frankfurt a. M.

Lichtblau, Klaus (2000). „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ bei Max Weber. *Eine Rekonstruktion seines Sprachgebrauchs*. In *Zeitschrift für Soziologie*, Volume 29 No. 6, S. 423-443

Lindop, Grevel (1981). *The Opium-Eater – A Life of Thomas De Quincey*. London

Lin Tse-Hsu (1839). *Letter to Queen Victoria*. Internetquelle:
<http://mojo.calyx.net/~schaffer/heroin/lintse1.html> (28.08.2007)

Loycke (Hg.) (1992). *Der Gast, der bleibt – Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins*. Frankfurt am Main & New York

Ludlow, Fitz Hugh [anonym] (1856a) (September). *The Hasheesh Eater*. In *Putnam's Monthly – A Magazine of Literature, Science, and Art*. Vol. VIII, No. XLV, S. 233-239.

Ludlow, Fitz Hugh [anonym] (1856b) (Dezember). *The Apocalypse of Hasheesh*. In *Putnam's Monthly – A Magazine of Literature, Science, and Art*. Vol. VIII, No. XLVIII, S. 625-630.

Ludlow, Fitz H. (1864a). *John Heathburn's Title. A Tale in Two Parts – Part I*. In *Harper's New Monthly Magazine*, Volume XXVIII No. 165, S. 341-354.

Ludlow, Fitz H. (1864b). *John Heathburn's Title. A Tale in Two Parts – Part II*. In *Harper's New Monthly Magazine*, Volume XXVIII No. 166, S. 465-480.

- Ludlow, Fitz H. (2004a). *What Shall They Do to be Saved?*. In Day (Hg.) *The Opium Habit*, S. 166-188. Kila, Montana
- Ludlow, Fitz H. (2004b). *Outlines of the Opium Cure*. In Day (Hg.) *The Opium Habit*, S. 189-223. Kila, Montana
- Ludlow, Fitz H. (1870). *Dear Easy Chair*. In *Editor's Literary Record / Harper's New Monthly Magazine*, Volume XLI No. 243, S. 458
- Ludlow, Fitz H. (1981). *Der Haschisch-Esser*. Basel
- Manicas, Peter T. (1997). *Deculturation, Assimilation, Accommodation and Ethnic Reconstruction – Lessons from Hawaii*. Internetquelle: www.libstudy.hawaii.edu/manicas/pdf_files/Unpub/Tsukuba.pdf (28.08.2007)
- Marx, Karl & Engels, Friedrich (2004). *Ausgewählte Werke*. CD-Rom. Berlin
- Marzahn, Christian (1994). *Bene tibi – Über Genuss und Geist*. Bremen
- McCoy, Alfred W. (1982). *Eine drogenabhängige Gesellschaft entsteht – das Beispiel Australien*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 3*, S. 1052-1076. Reinbek bei Hamburg
- Merton, Robert K. (1965). *Social Theory and Social Structure*. Glencoe
- Michels, Ingo I. (2002). *Heroingestützte Behandlung*. In Böllinger & Stöver (Hg.) *Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik – Ein Handbuch für Drogenbenutzer, Eltern, Drogenberater, Ärzte und Juristen*, S. 287-304 Frankfurt am Main
- Mill, John S. (1974). *Über die Freiheit*. Stuttgart
- Miller, Walter B. (1972). *Die Kultur der Unterschicht als ein Entstehungsmilieu für Bandendelinquenz*. In Sack & König (Hg.) *Kriminalsoziologie*, S. 339-359. Wiesbaden
- Milligan, Barry (2003). *Pleasures and Pains – Opium and the Orient in 19th-Century British Culture*. Charlottesville & London
- Miron, Jeffrey A. (2005). *Drug War Crimes – The Consequences of Prohibition*. Oakland, California
- Morgan, John P. (1994). *Poisons and Prohibitions: The Persistence of Folly*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 117-125. Frankfurt am Main
- Musto, David F. (1999). *The American Disease – Origins of Narcotics Control*. New York & Oxford

Musto, David F. (o.J.). *The History of Legislative Control Over Opium, Cocaine, And their Derivates*. Internetquelle:

<http://www.druglibrary.org/schaffer/History/ophs.htm> (28.08.2007)

Nadelmann, Ethan A. (1990). *The Case for Legalization*. In Boaz (Hg.) *Drug Prohibition in Crisis*, S. 13-44. Washington, D.C.

Novalis (1798). *Blütenstaub – Philister Alltagsleben*. Internetquelle:

<http://www.textlog.de/23667.html> (28.08.2007)

O'Donnell, John (1966). *Narcotic Addiction and Crime*. In *Social Problems*, Volume 13 No. 4, S. 374-385

Old Bailey Proceedings (1730). *The Proceedings of the Old Bailey 4th December, 1730*. Internetquelle:

http://www.oldbaileyonline.org/html_sessions/T17301204.html (28.08.2007)

O'Malley, Pat & Mugford, Steven (1991). *The Demand for Intoxicating Commodities: Implications for the ,War on Drugs'*. In *Social Justice*, Volume 18 No. 4, S. 49-75

O'Malley, Pat & Valverde, Mariana (2004). *Pleasure, Freedom and Drugs: The Uses of 'Pleasure' in Liberal Governance of Drug and Alcohol Consumption*. In *Sociology*, Volume 38 No. 1, 25-42

Ostrowski, James (1990). *Thinking about Drug Legalization*. In Boaz (Hg.) *Drug Prohibition in Crisis*, S. 45-76. Washington, D.C.

Palmerston, Henry J. T. (1841). *Viscount Palmerston's instructions to Sir Henry Pottinger with regard to opium, on his departure for China on 31st May 1841*. In *Tales of old Shanghai – Opium*. Internetquelle:

<http://www.talesofoldchina.com/shanghai/business/t-opium.htm> (28.08.2007)

Parneffjord, Ralph (2000). *Das Drogentaschenbuch*. Stuttgart & New York

Pearson, Charles & Bourgois, Philippe (1995). *Hope to Die a Dope Fiend*. In *Cultural Anthropology*, Volume 11 No. 4, S.587-593

Peele, Stanton (1987). *A Moral Vision of Addiction - How People's Values Determine Whether They Become and Remain Addicts*. In *Journal of Drug Issues*, Volume 17 No.2, S. 187-215. Internetquelle:

<http://www.peele.net/lib/vision.html> (28.08.2007)

Peele, Stanton (1990). *Addiction as a Cultural Concept*. In *Annals of the New York Academy of Sciences*, No. 602, S. 205-220, Internetquelle:

<http://www.peele.net/lib/cultconc.html> (28.08.2007)

Peele, Stanton (2000). *What Addiction Is and Is Not - The Impact of Mistaken Notions of Addiction*. In *Addiction Research*, Volume 8, S. 599-607. Internetquelle:

<http://www.peele.net/lib/mistakenotions.html> (28.08.2007)

Platt, Jerome J. & Labatte, Christina (1982). *Heroinsucht – Theorie, Forschung, Behandlung*. Darmstadt

Polak, Freek (1994). *The Medicalization of (Problematic) Intoxicant Use and the Medical Provision of Psychoactive Drugs*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 175-187. Frankfurt am Main

Polak, Freek & Lap, Mario (1994). *Response to the Report on 1992 by the INCB (International Narcotics Control Board)*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 151-173. Frankfurt am Main

Pyritz H. (2004 [1936]). *Sucht*. In Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Hg.) *Der Digitale Grimm*. Cd-Rom. Frankfurt a. M.

Quensel, Stephan (1980). *Unsere Einstellung zur Droge*. In *Kriminologisches Journal*, Volume 12 No. 1, S.1-16

Raschke, Peter & Verthein, Uwe (2000). *Substitution*. In Stimmer (Hg.) *Suchtlexikon*, S. 574-581. München & Wien

Rebmann, Ralf (2004). *Apomorphin*. Internetquelle:
<http://www.gifte.de/Antidote/apomorphin.htm> (28.08.2007)

Rouse, Timothy P. & Unnithan, N. Phraba (1993). *Comparative Ideologies and Alcoholism: The Protestant and Proletarian Ethics*. In *Social Problems*, Volume 40 No. 2, S. 213-227

Roy, Olivier (2006). *Der islamische Weg nach Westen – Globalisierung, Entwurzelung und Radikalisierung*. München

Rush, James R. (1982). „*Opiumfarmen“ auf Java in der Kolonialzeit*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 2*, S. 995-1002. Reinbek bei Hamburg

Sack, Fritz (1971). *Die Idee der Subkultur: Eine Berührung zwischen Anthropologie und Soziologie*. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, S. 261-282.

Sack, Fritz (1972). *Definition von Kriminalität als politisches Handeln: der labeling approach*. In *Kriminologisches Journal*, Volume 1, S. 3-31.

Sack, Fritz (1979). *Neue Perspektiven in der Kriminologie*. In Sack & König (Hg.) *Kriminalsoziologie*, S. 431-475. Wiesbaden

Scheerer, Sebastian (1982). *Die Genese der Betäubungsmittelgesetze in der Bundesrepublik Deutschland und in den Niederlanden*. Göttingen

Scheerer, Sebastian (1983). *Ordnungspolitik gegen Fixer: mögliche Nebenwirkung Tod?*. In Bossong, Marzahn & Scheerer (Hg.) *Sucht und Ordnung – Drogenpolitik für Helfer und Betroffene*, S. 14-21. Frankfurt am Main

Scheerer, Sebastian (1989). *Die Heroinszene*. In Vogt & Scheerer (Hg.) *Drogen und Drogenpolitik – Ein Handbuch*, S. 2285-298. Frankfurt & New York

Scheerer, Sebastian (1993). *Einige Anmerkungen zur Geschichte des Drogenproblems*. In *Soziale Probleme*, Volume 4, S.79-98

Scheerer, Sebastian (1995). *Sucht*. Reinbek bei Hamburg

Scheerer, Sebastian (2001). *Planwirtschaft und Perspektiven in der Drogenpolitik*. Vorlesungsmanuskript

Scheerer, Sebastian & Bossong, Horst (o.J.). *Drogenpolitik – die letzte Bastion der Planwirtschaft*. PDF, download:
www.bisdro.uni-bremen.de/FSQUENSEL/bossong_scheerer.pdf (28.08.2007)

Schiller, Friedrich (1801). *Hero und Leander*. Internetquelle:
<http://www.deutsche-liebeslyrik.de/xschill1.htm> (28.08.2007)

Schivelbusch, Wolfgang (2002). *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft – Eine Geschichte der Genussmittel*. Frankfurt am Main

Schnädelbach, Herbert (2003). *Die Sprache der Werte*. In Albert et al (Hg.) *Das Weber-Paradigma – Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm*, S. 97-110. Tübingen

Schneider, Wolfgang (1982). *Mittelalterliche Arzneidrogen und Paracelsus*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 2*, S. 630-638. Reinbek bei Hamburg

Schmidt-Semisch, Henning (1990). *Drogenpolitik – Zur Entkriminalisierung und Legalisierung von Heroin*. München

Schmitz, Rudolf (1982). *Opium als Heilmittel*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 2*, S. 650-661. Reinbek bei Hamburg

Schultes, Richard E. (1982). *Einführung in die Botanik der wichtigsten pflanzlichen Drogen*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 1*, S. 46-73. Reinbek bei Hamburg

Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz

Schur, Edwin M. (1961). *Drug Addiction under British Policy*. In *Social Problems*, Volume 9 No. 2, S. 156-166

Schweppenhäuser, Herrmann (1972). *Die Vorschule der profanen Erleuchtung*. In Über Haschisch, S. 9-30. Frankfurt am Main

Seefeldler, Matthias (1996). *Opium – Eine Kulturgeschichte*. Hamburg

Sellin, Thorsten (1938). *Culture Conflict and Crime*. New York

Selling, Peter (1989). *Zur Geschichte des Umgangs mit Opiaten*. In Vogt & Scheerer (Hg.) *Drogen und Drogenpolitik – Ein Handbuch*, S. 275-284. Frankfurt & New York

Sertürner, Friedrich W. (1925). *[Friedrich Wilh. Sertürner, der Entdecker des Morphiums. Lebensbild und Neuabdruck der Original-Morphiumarbeiten]*. Jena

Shapiro, Gary (2003). *Ariadne's Threat – Walter Benjamin's Hashish Passages*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 59-74. New York

Simmel, Georg (1992). *Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main

Slater, Don (1997). *Consumer Culture and Modernity*. Cambridge

Snyder, Solomon H. (1994). *Chemie der Psyche – Drogenwirkung im Gehirn*. Heidelberg

Sorley, W. R. & Litt, D. (2000). *John Stuart Mill*. In Ward & Trent, et al. (Hg.) (1907-21) *The Cambridge History of English and American Literature*. New York; Internetquelle, bartleby.com (Hg.): <http://www.bartleby.com/224/0107.html> (28.08.2007)

Springer, Alfred (2002). *Heroin*. In Stimmer (Hg.) *Suchtlexikon*, S. 322-326. München & Wien

Springer, Alfred (2007). *Drogenkulturen: Konsum und Kontrolle*. In Beubler, Haltmeyer und Springer (Hg.) *Opiatabhängigkeit – Interdisziplinäre Aspekte für die Praxis*, S. 3-16. Wien & New York

Stimmer, Franz (Hg.) (2002). *Suchtlexikon*. München & Wien

Strausbaugh, John & Blaise, Donald (1991). *Introduction*. In Strausbaugh & Blaise *The Drug User – Documents 1840-1960*, S. XVI-XXV. New York

Schweich, Thomas A. (2006). *Afghanistan Opium Survey – Remarks on United Nations Office for Drugs and Crime Press Event*. In US Department of State (Hg.). Internetquelle: <http://www.state.gov/p/inl/rls/rm/72067.htm> (28.08.2007)

Szasz, Thomas S. (1974). *Das Ritual der Drogen*. Wien, München, Zürich

- Szasz, Thomas S. (1998). *The Healing Word: Its Past, Present, and Future*. In *Journal of Humanistic Psychology*, Volume 38 No.2, 8-20
- Terry, Charles E. & Pellens, Mildred (1970). *The Opium Problem*. Montclair, New Jersey
- Thurn, Hans P. (1986). *Abbau von Kultur: Dekulturation*. In Neidhardt, Lepsius & Weiss (Hg.) *Kultur und Gesellschaft*, S. 379-396. Opladen
- Thomas, William I. & Thomas, Dorothy S. (1928). *The Child in America – Behaviour Problems and Programs*. New York
- Trocki, Carl A. (1999). *Opium, Empire and the Global Political Economy – A Study of the Asian Opium Trade 1750-1950*. London & New York
- Trocki, Carl. A (1999). *Drugs, Taxes, and Chinese Capitalism in South East Asia*. In Brook & Wakabayashi (Hg.) *Opium Regimes – China, Britain, and Japan, 1839-1952*, S. 79-103. Berkeley, Los Angeles & London
- United Nations Office on Drugs and Crime (Hg.) (1957). *The Abolition of Opium Smoking in India*. Internetquelle:
http://www.unodc.org/unodc/bulletin/bulletin_1957-01-01_3_page002.html
 (28.08.2007)
- UN Office for Drugs and Crime (Hg.) (2006). *Afghanistan – Opium Survey 2006*. PDF, download:
www.unodc.org/pdf/research/AFG05%20_full_web_2006.pdf (28.08.2007)
- United Nations Commission on Narcotic Drugs (Hg.) (1997). *Effects on Individuals, Society and International Drug Control of the Prescription of Narcotic Drugs to Drug Addicts*. PDF (2002), download:
www.unodc.org/pdf/document_1997-01-21_2.pdf (28.08.2007)
- US Food and Drug Administration (Hg.) (2004). *Dangerous Mixups Between Opium Tincture and Paregoric*. Internetquelle:
<http://www.accessdata.fda.gov/scripts/cdrh/cfdocs/psn/transcript.cfm?show=27>
 (28.08.2007)
- Valentine, Kylie (2007). *Methadone Maintenance Treatment and Making Up People*. In *Sociology*, Vol. 41 No.3, 497-514
- Epen, J. J. W. M. van (1989). *Körperliche Wirkungen des Opiatkonsums*. In Vogt & Scheerer (Hg.) *Drogen und Drogenpolitik – Ein Handbuch*, S. 299-312. Frankfurt & New York
- Wassenberg, Karl (2001). *Der Verlust der Trinkkultur*. In Schmieder & Legnaro (Hg.) *Deregulierung der Sucht*, S. 49-66. Münster, Hamburg, London
- Wasson, Robert G. (1971). *Soma – Divine Mushroom of Immortality*. New York

Weber, Max (1920, RI - RIII). *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I-III*. Tübingen

Weber, Max (1922a). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen

Weber, Max (1922b). *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen

Weber, Max (1922c). *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft*. In *Preußische Jahrbücher*, Bd. CLXXXVII, S. 1-12.

Weber, Max (1924a). *Die sozialen Gründe des Untergangs der Antiken Kultur*. In Marianne Weber (Hg.) *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, S. 289-311. Tübingen

Weber, Max (1924b). *Diskussionsreden auf den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik*. In Marianne Weber (Hg.) *Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik*, S. 394-430. Tübingen

Weil, Andrew & Rosen, Winifred (1998). *From Chocolate to Morphine*. Boston & New York

Welsh, Irvine (2001). *Trainspotting*. London

Wely, J.H van (1989). *Behandlungsansätze*. In Vogt & Scheerer (Hg.) *Drogen und Drogenpolitik – Ein Handbuch*, S. 313-335. Frankfurt & New York

Weiss, Allen S. (2003). *Baudelaire, Artaud, and the Aesthetics of Intoxication*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 157-171. New York

Weissner, Carl (1994). *Das Burroughs-Experiment*. In Köhler (Hg.) *Burroughs-Eine Bild-Biographie*, S. 21-115. Berlin

Werner, Wolfgang (2007). Substitutionstherapie. In Beubler, Haltmeyer und Springer (Hg.) *Opiatabhängigkeit – Interdisziplinäre Aspekte für die Praxis*, S. 185-203. Wien & New York

White, William L. (1979). *Themes in Chemical Prohibition*. Internetquelle: <http://www.druglibrary.org/Schaffer/History/ticp.html> (28.08.2007)

WHO / UNODC / UNAIDS (Hg.) (2004). *Position Paper. Substitution Maintenance Therapy in the Management of Opioid-Dependence and HIV/AIDS Prevention*. PDF, download: www.who.int/substance_abuse/publications/en/PositionPaper_English.pdf (28.08.2007)

Wilshire, Bruce (2003). *Possession, Addiction, Fragmentation – Is a Healing Community Possible?*. In Alexander & Roberts (Hg.) *High Culture – Reflections on Addiction and Modernity*, S. 297-307. New York

Wittig, Ernst (1994). *Akkulturation*. In Fuchs-Henritz et al (Hg.) *Lexikon zur Soziologie*, S. 26. Opladen

Wong, John Y. (1998). *Deadly Dreams – Opium, Imperialism and the ‚Arrow‘ War (1856-1860)*. Cambridge

Wüster, Michael (1982). *Der neueste Stand der Opiatforschung*. In Völger & Welck (Hg.) *Rausch und Realität Band 2*, S. 1410-1418. Reinbek bei Hamburg

Wulle, Stefan (1999). *Bilsenkraut und Bibergeil – Zur Entwicklung des Arzneischatzes*. Braunschweig

Yinger, J. Milton (1960). *Contraculture and Subculture*. In *American Sociological Review*, Volume 25 No. 5, S. 625-635

Zimmer, Lynn (1994). *American Inner-Cities and Drug-Policing: Strategies that Maximize Harm to Individuals and Communities*. In Böllinger (Hg.) *De-Americanizing Drug Policy – The Search for Alternatives for failed Repression*, S. 109-115. Frankfurt am Main

Zinberg, Norman E. (1984). *Drug, Set, and Setting – The Basis for Controlled Intoxicant Use*. New Haven

Quellen der Verträge und Gesetze:

Internationales Opiumabkommen (1912)
www.vilp.de/Depdf/d028.pdf (28.08.2007)

Internationales Opiumabkommen (1925)
www.vilp.de/Depdf/d030.pdf (28.08.2007)

Abkommen zur Beschränkung der Herstellung und zur Regelung der Verteilung der Betäubungsmittel (1931)
www.vilp.de/Depdf/d040.pdf (28.08.2007)

Abkommen vom 26. Juni 1936 zur Unterdrückung des unerlaubten Verkehrs mit Betäubungsmitteln
<http://www.eve-rave.net/abfahrer/recht.sp?text=108&cat=5&page=0> (28.08.2007)

Protokoll zur Änderung der die Betäubungsmittel betreffenden Vereinbarungen, Abkommen und Protokolle, die am 23.1.1912 in Den Haag, am 11.2.1925 und 19.02.1925 und am 13. Juli 1931 in Genf, am 27.11.1931 in Bangkok und am 26.6.1936 in Genf geschlossen wurden (1946)
www.vilp.de/Depdf/d031.pdf (28.08.2007)

Protokoll zur Überwachung von Stoffen, die von dem Abkommen vom 13. Juli 1931 zur Beschränkung der Herstellung und zur Regelung der Verteilung der Betäubungsmittel, geändert durch das am 11.12.1946 in Lake Success unterzeichnete Protokoll, nicht erfasst werden (1948)
www.vilp.de/Depdf/d039.pdf (28.08.2007)

Protokoll zur Beschränkung und Regelung des Anbaues der Mohnpflanze, der Erzeugung von Opium, des internationalen Handels und Großhandels mit Opium und seiner Verwendung (1953)
www.vilp.de/Depdf/d038.pdf (28.08.2007)

Einheits-Überabkommen von 1961 über die Betäubungsmittel (1961)
www.vilp.de/Depdf/d032.pdf (28.08.2007)

Übereinkommen über psychotrope Stoffe (1971)
www.vilp.de/Depdf/d033.pdf (28.08.2007)

Übereinkommen der Vereinten Nationen gegen den unerlaubten Verkehr mit Suchtstoffen und psychotropen Stoffen (1988)
www.vilp.de/Depdf/d037.pdf (28.08.2007)

Übereinkommen über den unerlaubten Verkehr auf See zur Durchführung des Artikels 17 des Übereinkommens der Vereinten Nationen gegen den unerlaubten Verkehr mit Suchtstoffen und psychotropen Stoffen (1995)
www.vilp.de/Depdf/d043.pdf (28.08.2007)

Harrison Narcotics Act
<http://www.druglibrary.org/schaffer/history/e1910/harrisonact.htm> (28.08.2007)

Ich versichere, die Dissertation selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt sowie Zitate kenntlich gemacht zu haben. Zudem versichere ich, dass weder diese noch eine andere von mir verfasste Arbeit zu einer Doktorprüfung angemeldet war/ist.

Lebenslauf:

Gerrit Kamphausen

Adresse *Mettlerkampsweg 16a, 20535 Hamburg*
Telefon 040 / 44 50 63 22
E-Mail GerritKamphausen@gmx.de
Geburtsdatum 17.03.1976
Geburtsort Hamm in Westfalen
Familienstand ledig
Staatsangehörigkeit deutsch

Aus- und Weiterbildung

- 01/2005 – Dissertation im Fach Kriminologie; Titel „Kultur als Kriminalität und Krankheit – Zur Dekulturation der Lebensführung von Opiatkonsumenten“; betreut von Prof. Dr. Sebastian Scheerer
- 04/2003 – 12/2004 Studium der Kriminologie am Institut für kriminologische Sozialforschung (IKS), Universität Hamburg
Titel der Diplomarbeit: „Verstehen und Erklären in der Kriminalsoziologie“; betreut von Prof. Dr. Sebastian Scheerer;
Gesamtnote des Diploms: Sehr Gut (1,5)
- 10/1995 – 11/2002 Studium der Soziologie an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld
Titel der Diplomarbeit: „Der Zivilisationsprozess in der Moderne und die Frage der Gewaltbegrenzung“; betreut von Prof. Dr. Günter Albrecht;
Gesamtnote des Diploms: Gut (2,0)

Praktika

- 04/1999 – 09/1999 studienbegleitendes Berufspraktikum beim „Sozial- und Kriminalpräventiven Rat der Stadt Bielefeld“; offizieller Arbeitgeber: Stadt Bielefeld, Fachdienst Jugend, Soziales und Wohnen
- 07/1998 – 09/1998 freiwilliges Berufspraktikum beim „Westfälischen Zentrum für forensische Psychiatrie“ in Lippstadt-Eickelborn

Sonstiges

- 04/2004 – 04/2005 redaktionelle Mitarbeit an der Krimpedia (Krimwiki),
Betreuung der studentischen Autoren
Internetadresse:
<http://www.kriminologie.uni-hamburg.de/wiki/index.php/Hauptseite>
- 02/2004 – 04/2005 stellvertretender studentischer Vertreter in der
Gemeinsamen Kommission des Aufbau- und
Kontaktstudiums Kriminologie, Universität Hamburg
- 10/2003 – 04/2005 studentische Hilfskraft im DFG-Projekt „Kultur, Kontrolle,
Weltbild – Raumwahrnehmung und Videoüberwachung“,
Institut für kriminologische Sozialforschung, Universität
Hamburg (inkl. 2 Vorträge zu Hamburg und Berlin,
zusammen mit Stefan Czerwinski), Projektleiter: Dr. Nils
Zurawski
Internetadresse des Projektes: <http://www.surveillance-studies.org>

Wissenschaftliche Schwerpunkte und persönliche Interessen

Schwerpunkte des bisherigen wissenschaftlichen Arbeitens:

- Allgemeine und theoretische Soziologie (insbesondere M. Weber, N. Elias)
- Kriminalsoziologie und kriminologische Grundbegriffe (Anomie, Abschreckung, Dekulturation)
- Videoüberwachung und soziale Kontrolle
- Drogenkunde, Drogenpolitik und Suchtforschung